

Schwerin von Krosigk, Lutz Graf  
Reichsfinanzminister  
Aufzeichnungen und Korrespondenzen

Bd. <sup>M</sup>~~10~~

H. Literarische Arbeiten und Notizen

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4952/73	Best. ZS/A 20
Rep. H0	Kat. / 11

## Sieg und Niederlage.

Wie eine Niederlage doch eine längere Verdünnung des Anderen sich in Sieg wandeln kann, ist immer eines der rätselhaften Erfahrungen und Ergebnisse in der Geschichte. Einige Beispiele mögen das verdeutlichen.

Ende des 8. Jahrhunderts wurde während einer Prozession in Rom ein Attentat auf den Papst Leo III. durchgeführt. Die Begründung war, der Papst habe sich im Ehebruch und Mord schuldig gemacht. Der gefangen genommene Papst entfloh aus dem Gefängnis zu dem mächtigen Frankenkönig Karl. Dieser ordnete eine Untersuchung an, die von deutschen Bischöfen und Juraisten in Rom durchgeführt wurde, die so wenig Klarheit brachte, dass die Richter sich der Mithilfe bedienten. Der Herr von Mainz selbst nach Rom. Er legte dem Papst nahe, zurückzutreten oder sich durch Schwören zu reinigen. Der Kaiser seine Ursache. Der Kaiser ließ Karl, der von der Höhe stand der Papstes nicht völlig überzeugt war, eine Heiligkeit Salomonische Entscheidung. Er verurteilte die Attentäter zum Tode - und begnadigte den Papst. Der Kaiser hatte durch seine Entscheidung das höchste Ansehen der Christenheit vor sich selbst erschütterung beabsichtigt, die moralische Verantwortung in der undurchsichtigen Sache auf die Schultern der Verantwortlichen gelegt und in seinem Urteil gleich Recht und Grad walten lassen. Der Papst hatte vor dem Kaiser als ein Richter gestanden. Als sich darauf, am Weihnachtstage des Jahres 800, der Kaiser vom Apostelgrab erhob, setzte ihm der Papst überraschend die Kaiserkrone auf. Die Kaiser nicht, diese Handlung dem Kaiser völlig überlassen, oder ob sie einem gemeinsamen Plan entsprang und nur in der Mache des Zeitpunktes und der Form der Ausführung überraschend kam, bezweigt ist jedenfalls, dass der Kaiser sehr unwillig war, und sicher ist, dass diese Handlung dem Papst in der Rolle des Vorkämpfers erscheinen liess, von dem die weltliche Macht ihre höchste Hilfe und Bestätigung empfing. In eben noch gedemütigten Papst hatte über seinen Willen einen Sieg erzwungen, der für das Papsttum in den folgenden Jahrhunderten von höchster Bedeutung sein sollte.

Als der Papst Gregor VII. den Kaiser Heinrich IV. bannte, da es ihm nicht nur die Untertanen ihres Treueides gegenüber dem Kaiser, sondern verbot ausdrücklich, dass jemand ihn als König diene. Der Bannspruch stammte wie im Mittelalter die lombardischen Völker. Es war

00100

Im erstehenden Papsttum vollkommenen Sieg. Solange der Hauptplatz auf die Kriegsgeschichte lag, konnte es sich nicht halten. Die Form seiner Kritik verlor sich. Ein auf den Frühjahrskrieg von den letzten Jahren die angestrebte Fickelung sollte über die Geschichte des Jahres 1848 hinausgehen. In diese Geschichte ist die Geschichte der letzten Jahre des Jahres 1848 und stand wiederum als Beweis vor der Kriegsgeschichte in der ersten Reihe. Hier kam es zu dem kleinen Partien-Schlacht zwischen Gregor und Heinrich, die Tage wahrlich, bis der Papst, der den politischen Schachzug seines Gegners vollkommen durchschaute, noch seinem eigenen Bericht „infernando von der Ausdauer des deutschen Volkes, von den Bitten und Tränen aller Fürsprecher, die sich über die ungewöhnliche Härte unseres Sinnes wunderten, wohl auch tiefen, es sei nicht mehr der Ernst apostolischer Weisheit, was in uns wohne, sondern Grausamkeit und Tyrannei,“ sich genötigt sah, Heinrich von Rom zu lassen. Heinrich hatte nach dem Preis persönlicher Demütigung die Freiheit des Handlens wiedergewonnen und den Sieg des Papstes in eine politische Niederlage verwandelt.

Ein raffinierter Vorschlag, eine persönliche Niederlage und zugleich die Ausdauer nach einem System nachträglich in einen Sieg umzuwandeln, ist die Behauptung des 1848er Revolutionsgestützten österreichischen Staatskanzlers, des Fürsten Metternich, es bestehe in der Staatsmeinung die Reaktion nur gehalten und gefördert, um auf diese Weise das deutsche Volk durch den beständigen Widerstand gegen die Regierung innerlich hart und reif für die Republik zu machen. Man kann die Freiheit siegen, sei das sein Werk und schon immer sein heimliches Ziel gewesen. Diese u.a. dem Dichter Julius Körner gegenüber abgegebene Erklärung erinnert stark an Erklärungen, die sich nach politischen Umwälzungen auch jüngster Zeit geäußert zu werden pflegen, ohne dass das Metternich'sche Beispiel ihnen einen größeren Hebelwirkungswert zu geben vermöchte.

In der Kriegsgeschichte ist die Umwandlung eines kriegs sicher erscheinenden Niederlage in einen Sieg eine häufige Vorgang, der seine Ursache besonders häufig darin gefunden hat, dass die Sieger, die bereits erfochtenen Sieges froh, bei der Verfolgung der Geschlagenen oder der Plünderung des feindlichen Lagers die Vorsicht aus dem Blick verloren und man ein leichtes Opfer eines Hinterhalts oder Gegenstoßes wurde. Einem mehr psychol.

logischen und in der Seele des Feldherrn vorhandenen Grund für die Ausweitung eines Niederlage zu  
 in dem Sieg zeigt nach der erste Weltkrieg, als Hindenburg - Ludendorff im Spätsommer 1918  
 den Befehl über das Abziehen von Truppen, die bereits eingeleiteten Rückzug beendeten, und  
 als ein Gegenangriff ausbrach, der in dem deutschen Sieg bei Tannenberg gipfelte, und  
 ebenso als im Vorfrühling 1918 nach den ersten großen Erfolgen des deutschen Angriffs auf Verdun  
 die Franzosen bereits die Räumung der Festung ausgedrängt hatten und nur ein neues Oberbefehlshaber  
 Kommandierender des Westfront mit allen Mitteln befehlt; die französische Hindenburgs kämpfte er  
 starb in der Verteidigung der Festung, vor der Lehren aus dem Deutschen verstanden, ohne sie  
 einnehmen zu können. Die Durchbruch der Deutschen nach dem Westen im Frühling 1940 führte  
 zu rascher und vernichtender Niederlage der alliierten Armeen; nur es aber die Engländer über-  
 die durch den opferbereiten Einsatz der Flotte und der indischen Bevölkerung gelang, aus einer  
 hoffnungslos erscheinenden Lage herauszukommen und nach England zu überfliegen, was die  
 die diese Niederlage, vor allem psychologisch, in den Ausgangspunkt für die immerwährende  
 englische Verteidigung, die, schließlich in Afrika und Frankreich zum Gegenüberstand,  
 den Sieg an ihre Feinde befehle.

Nied Grund und Fehler der Niederlage notwendig und ihre Beschränkung zu sein,  
 so ist ein festes und entschlossenes Wille, der ohne Fügen und Verteidigung an die nächst-  
 liegende Pflicht geht, die Folgen einer Niederlage mildern, je sie voll sagen, was nicht sein Sieg,  
 doch sein Leben werden lassen.

7. Der General Petain, der durch einen mangelnden Zuhilfenahme die Schicksalswende herbeiführte,

8. Im zweiten Weltkrieg führte der

00107

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Die Eroberung Polens

In den Jahrhunderten der Völkerwanderung füllten die von den Westgoten und anderen Germanen  
 neu Raum in langsamem Nachrückten slawische Stämme auf. Doch darf man sich hier nicht  
 vorstellen, dass die Slaven völlig menschenleere Räume besiedelten oder sie nach Eroberung  
 finden, die zuvor fast unbesiedelt geblieben sind, eudleicht hatten. In diesem Teil mehr auf noch  
 andere Siedlungen, aus denen in der meisten Fällen nur das Jungvolk abgewandert war, nach neuen  
 Lebensbedingungen und oft mit den Zurückbleibenden wieder in Verbindung stehend. Die Vorrücken  
 der Slaven fand an der Elbe. Saale. Linie ein Ende; hier hat sich gegen über dem Mittelrand der Ger-  
 manen die slawische Völle überschlagen, so dass nach Abschluss der Völkerwanderung entlang dieser  
 Linie die Slaven wieder gesessener zu haben scheinen, als früher üblich, wo die germanische Bevölkerung  
 sich noch stark erhalten hatte. So war die Polesa erfüllt mit einer Menge slawischer Stämme und  
 Völkerschaften, zwischen denen sich starke germanische Reste und Völker asiatischen Ursprungs be-  
 fanden. Zwei Hauptstämme in dieser slawischen Welt sollten von größter Bedeutung werden. Im  
 2. Jahrhundert gründete der Normanne Rurik das Rurikowitsch mit der linken Polesa in der Gegend  
 um Kirow, ein Reich der Slaven mit germanischer Oberschicht. Um 100 Jahre später, um die Jahr-  
 1000, schloss wieder ein Normanne, Dago, zahlreiche kleine russische Stämme zwischen der  
 Weichsel in einem neuen Staatesgebilde zusammen, dessen Hauptstadt Posen war. In dem  
 Spätere dieses Reiches stehende Normannefürst erhielt von seinen slawischen Untertanen einen  
 slawischen Namen, Misaca oder Mischo; sein Land hieß das „Land der Mischo“ und erst um  
 das Jahr 1000 bürgerte sich der Name Polen (d.h. das Land der Polane) ein.

Da das neue Reich Mischos starke Ausdehnung nicht nur nach Norden und Ost-  
 westlich, sondern auch nach Westen, gegen die zwischen Elbe und Oder sitzenden Elbslawen, die von Otto  
 dem Grossen und seinen Markgrafen ins Reich einbezogen waren, das fingen Ludwig, König Markgraf  
 Gero, der stärke Repräsentant des oberrheinischen Adelvolkes, in seinem letzten Feldzug Mischo zur  
 Anerkennung der deutschen Oberhoheit und zur Übergabe für das Land zwischen Oder und War-  
 the, d.h. für den Teil Polens, der an die dem Reich zugehörigen Elbslawen angingen. Mischo, der  
 dem Kaiser nunmehr befreundet und tributpflichtige Polenherzog wurde, eine wichtige Stellung

7 Polen und Böhmen

00100

7. Die Väter des Reiches in Böhmen

erfüllt ihm sich selbst kunden, so den man mehr die noch heidnischen Elbslawen von christlichen Slaven  
Als ein eigenmächtiger Markgraf im letzten Scherz des Otto, aber die von Otto geführte  
Politik, die sich mit der Unterwerfung der Elbslawen bis zur Oder und gegenüber den polnischen  
Land jenseits der Oder mit der Oberhoheit an der von Otto begründeten Grenze begnügen und  
wollte eine eigenständige Stellung und selbständige Herrschaft lassen wollen, über diese Politik hin  
ausging und über die Oder in das Pomeranien vorrückte, dass Otto den Markgrafen die Mission des  
Christen zu geben, Friede zu halten. Auf dem Reichstag in Quedlinburg, auf dem er die  
willkürliche Behandlung des Markgrafen ausdrücklich missbilligte, begnügten sich aber wieder Male als  
Botschafter seines Vaters, den mehrmals so bestimmten Botschafter Otto in die Tappert.

Im Jahr 1002. gestaltete sich das Verhältnis zwischen dem deutschen Kaiser und Otto, da der  
König Otto nach dem Tode seiner ersten Frau eine deutsche Prinzessin Otto heiratete. Er stellte  
sich auch, als 985 als Folge der Niederlage Ottos in Maltan und trotz des großen Verlustes, die sich  
grafen an der Ostgrenze helfen zu schaden kommen lassen die gefährliche Aufstand der Elbslawen  
ausbrach, da die von Otto dem Grossen Erbschaft, zum Teil wieder in Frage stellte, auf die Seite des  
alten Königs. Dagegen erhielt er auch die Unterstützung der Deutschen, als es zum Krieg zwischen ihm  
und den Böhmen kam, die sich über die Sudeken bis zu die Oder ausgedehnt und dort Bestände  
festen gegen die Slaven auf dem jenseitigen Ufer gegründet hatten; welche neben den Böhmen in die  
Kriege des Landes bis in die Sudeken (Schlesien bis zu der Oder) ab. Diese Erfolg hat nicht Mische  
kostet, seine Residenz am Passau, das innerhalb der Einflusssphäre des Reiches lag, in der 50 Meil.  
weiter östlich gelegene Grenzen zu verlegen; die Verlegung diente auf das Bestehen hin, um Reich  
nachhaltiger zu werden. Dagegen Bestanden diese die Unterstellung in Landes unter dem  
päpstlichen Schutz, indem Mische das Reich gegen den heiligen Stuhl "schützte". Es war das  
kein Bruch mit Deutschland, auch die Einspflicht des Landes links der Elbe blieb bestehen,  
als Mische sollte doch in steigendem Masse sich der Abhängigkeit von Deutschland entwickeln.

Adelardus Chronik, für dem Jahre 992 folgte, zeigte die deutsche Politik seines Vaters fort.  
Es unterwarf Otto III. in diesem Herrschen mit den unruhigen Elbslawen und pflegte auch sonst  
die besten Beziehungen zu dem jungen Kaiser. Diese Politik lag ihm nicht fern. Denn als Otto

Institut

im Jahr 1000 seinen bewährten Zug nach Gosau an das Grab des heiligen Adalbert unterwies, trägt er die polnische Kirche die Selbstständigkeit durch die Errichtung des Erzbistums Gosau zu. Dieser Gedanke über weitgehende Konversion nicht nur auf einen frommen Papst's Molo's oder auf den Kaiser's, sondern auf die phantastischen Konzeptionen des in die Gosau-  
 1001 für Karl's des Grossen fühlenden jungen Kaisers, neue Metropoliten in den Ländern ein-  
 zuwickeln, denen er die Polen und Ungarn die Rolle von „Freunden und Verbündeten“ seines römi-  
 schen Väterlands zugesichert hatte. Aber es war immerhin Molo's, nicht der Kaiser, der das Erzbistum in  
 Gosau und die drei Bistümer in Halberstadt, Magdeburg und Breslau gründete. Da Molo's hatte also  
 Polen keineswegs politisch oder kirchlich ganz aus der Hand gegeben. Das wird durch die Ver-  
 bindung Bolotars zum „Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes“ Julius papa Hilferichs des  
 Kaisers in Polen, ausgedrückt. Auch die Entlassung des Jünkers für das Land links der Havel deutet  
 nicht auf die Absicht Molo's hin, an die Stelle dieser Väterabhängigkeit des Plebenbergs eine  
 stärker beherrschte Oberhoheit des Kaisers über ganz Polen zu setzen. Doch kann es nicht sein,  
 falls es sich, was nach immer Molo's Absichten waren, bedrücklich die Lösung eines  
 aus dem Zustand des Magdeburger Kirchenprovinz nicht nur die Selbstständigkeit des polnischen  
 Kirche begründet, sondern auch die politischen Unabhängigkeit. Betrachtungen Polens besonders  
 gefördert hat. Das Erzbischof Bolotars stieg ins Ungewisse. Und in Deutschland stieß der Kaiser's  
 Schritt auf besondere Bedenken, besonders bei dem Erzbischof von Magdeburg, der sich, ebenso  
 wie der Pommern Bischof selbst, abschieden verweigerte, auch diese Bistümer nach Gosau anzuhängen  
 zu lassen. Als nach Molo's frühem Tode 1002 der Streit um die Nachfolge in Deutschland ent-  
 brannte, benutzte Bolotars die Gelegenheit, in die Mark Meissen und die Gegend um Magdeburg  
 und bis zur Elbe zu kommen. Dort erschien er in Merseburg, wo die Fürsten dem neuen  
 König, Heinrich II., dem bisherigen Herzog von Bayern, beidigten, und Heinrich von gemüthlich,  
 ihn mit der Gegend und dem östlichen Teil der Mark Meissen zu belehnen, aber die Bolotars  
 nicht das gesamte vor ihm besetzte Land, von allem nicht die Stadt Meissen selbst, erhielt, was

00104



Feindern: Er trüben ihm und dem deutschen König ein. Hier kam zu offenerm Ausbruch, als Boleklaus daran  
ging, sich von der deutschen Oberhoheit völlig zu lösen und einen grossen slavischen Erbteilungs gegen die  
deutsche Reich in die Wege zu leiten. In diesem Zweck verjagte er den Herzog von Böhmen und liess  
sich selbst zum Herzog von den Böhmen wählen, der erste Versuch eines ganz unabhängigen, eines pan-  
slavischen Reiches, das sich von der Weichsel bis zum Böhmerwald ausdehnte. In dem nun aus-  
brach der Kampf um die „fromme“ König Heinrich als Bundesgenossen gegen die christli-  
che Polenkönig die heidnischen Elbstaven, die die deutsche Oberhoheit anerkannten und Wars-  
chau gegen die ihnen beherrschten Polen versagten, wobei der König auf die Mission bei ihnen ver-  
traute, ein starkmännisches und in der damaligen Lage wohl notwendiges Entschlossen, das dem  
König aber niemals und später sehr verdacht worden ist. Der erste Polenkönig, der sich über zwei  
Jahre mit wechselndem Erfolg hinfog, endete mit dem Posener Frieden, in dem Boleklaus auf die  
Sicherheit, die Mark Meissen und Böhmen versicherte und die deutsche Oberhoheit über Polen (bis  
zur Warthe) anerkannte. Er war ein grosser Erfolg Heinrichs.

Da die Boleklaus seine Pläne auf Böhmen und die Elbmarken keineswegs aufgab, sondern Fort-  
bewegungen traf, sie in grossen Stile wieder aufzunehmen, kam es schon nach 2 Jahren zum zweiten  
Polenkönig, der für den König Heinrich sehr viel unglücklicher verlief und sich über 5 Jahre hin-  
zog. Der Polenkönig nahm erst Verhandlungen auf, als ein Konflikt mit seinem östlichen Nachbar,  
dem Grossfürsten von Kiew, es ihm geraten erschienen liess, einen Frieden mit Deutschland  
zu suchen. In diesem Frieden bekannte er sich als Vasallen für Polen bis zur Warthe und erhielt  
die Sicherheit und die östlichen Teile der Mark Meissen wiederum als Lehen. Dem Grossfürsten aus  
formale Unabhängigkeit habe es fahren lassen, aber sein Erfolg lag darin, dass er die von ihm  
besetzten deutschen Gebiete faktisch behielt und dass man auch der Bischof von Posna aus der  
Magdeburger Kirchenprovinz ausschied. Die Markniederkeit Boleklaus, der, sobald es die Hände frei  
hätte, seine alten Pläne wieder aufnehmen und durch seinen Sohn mit den Böhmen über ein ge-  
meinsames Vorgehen gegen die Deutschen verhandeln liess, führte zum dritten Polenkönig, der sich  
sich drei Jahre hin. Das Interessanteste war, dass Heinrich mit dem Grossfürsten von Kiew ein

Institut

Bündnis alles und des, zum ersten Male da in Geschichte, Deutsche und Polen gemeinsamer gegen Polen  
 kämpften. Denn auch dieses Bündnis nicht die verschiedenen militärischen Aktionen hatte, so lag es <sup>in</sup> ~~dem~~  
 Frieden bei. Denn da Boleslaw einen Feldzug nach Böhmen plante und Jagen die Räder her haben  
 wurde, dann er ~~er~~ mit Friedensanträgen, aber die man sich in monatlichen Verhandlungen ver-  
 schiedigte. Es blieb bei den Abmachungen von vor 5 Jahren. Die Dausitz und die böhmische Teil der  
 Mark müssen bleiben in Boleslaw's Hand, doch auch jetzt als deutsche Ländchen. Sie sind erst nach  
 seinem Tode, von Heinrichs Nachfolger, Konrad II., zurückeroberet worden. Boleslaw hat seitdem  
 den Deutschen König Friedrich und Irene gehalten.

Boleslaw Chrobry hat deutschen Königen viel Not gemacht. Er hat den Gedanken gew,  
 Slavischer Vereinigung mit der Spitze gegen Deutschland zum ersten Male in Erscheinung treten  
 lassen. Aber auch die Gegner man anerkennen, dass er nicht nur einer der größten polnischen Herrscher,  
 sondern eine der kraftvollsten Herrschererscheinungen Europas überhaupt gewesen ist. Dieses sind  
 nicht alle seine Blütenblätter gerührt; es hat mehrere seiner hochfliegenden Teile zerstört  
 können. Als er hat in imponierender Faktkraft und Beherrlichkeit des von seinem Vater begun-  
 nene Werk fortgesetzt und erweitert, das neue Reich, das zwischen Deutschland und dem römischen  
 Reich der Kaiser ins Dasein getreten war, innerlich gefestigt, nach außen ausgedehnt  
 und ihm eine ~~ständig~~ <sup>ständig</sup> wachsende Unabhängigkeit erkämpft. Es konnte einen Staat hinterlassen,  
 der, wenn auch die Oberhoheit Deutschlands noch nicht völlig beseitigt war, doch so facto sich  
 mit den anderen europäischen Nationalstaaten als gleich zu gleich vergleichen konnte.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

## Ein Märchen.

Im Altertum besiegte in lauzen über dem Hauff ein Volk seinen Nachbarn, mit dem es schon seit Jahrhunderten in ständiger Fehde gelebt hatte. Da letzte Krieg war ein härter gewesen als alle vorhergehenden und hatte meistens die Sieger dem Untergang nahe gebracht. Um den Sieg davonzutragen, hatte das Volk als seinen in lauzen Arbeit ausgehöhlen Reichtum ausgegeben müssen; kein die Soldaten können zu können, hatten die Reichen ihre goldenen Geschire, die Frauen ihren Schmuck geopfert; kein Klaffen schmiedeten zu können, hatten die Handwerker sich Schreie aufgehört, Pöge des Feindes bedroht zu fertigen, ja sie hatten oft genug die eigenen Werkzeuge in Schwerter und Speere umzuwandeln müssen. So herrschte Not im Volk der Sieger, und jedermann dachte nur darauf, endlich wieder einen Kleider, Geschire, Werkzeuge und Schmuck kaufen zu können. Da kamen die Führer des Volkes, die Ältesten und Weisesten, zur Beratung zusammen, die sie am schmelze, die Not zu beheben, im Bedarf stillen und den allen Reichtum wiederherstellen könnten. Als erster sprach der Alte, der im Frieden und im Krieg die höchsten Güter im Staat behütet hat und durch seine unerschütterliche Tapferkeit und Tapferkeit mehr als alle anderen zum Siege beigetragen hatte. Sein weißes Haar leuchtete und seine Augen flammten, als er im gerechten Grimm ausrief, jetzt endlich sei im Stand gekommen, ein für allemal abzurechnen mit dem Erbfeind. Immer stärkerer Beifall erschallte in der Versammlung, als er forderte, dass die Besieger alles, was sein Volk an Schäden erlitten hatte, bis auf den letzten Heller bezahlen sollten. Von jeder Fabel Menge auf, als er fort fuhr, das sei nicht einmal eine Barmherzigkeit, es sei nichts anderes als die elementarste Pflicht der Besiegten, das Ansehen, das er ausgerichtet habe, wiederzugewinnen; reparatio solle es daher diese Pflicht bezeichnen. Als der Alte seine Rede mit dem Satze schloss: „Der Feind wird bezahlt bezahlt!“, fand der jubelnde Beifall kein Ende. Doch da erhob sich einer der Jüngeren, der auch schon manches Gut im Staat innegehabt hatte und der man wegen seiner Klugheit achtete. Doch da es philosophische Lehren kennet hatte und der Philosophie Lehren und Reden Grundzüge in seinen Reden zum Ausdruck zu bringen pflegte, hatte

man ihm in belächelnder Anerkennung den Beinamen der Philosophen gegeben. Sein Vornehme  
 hies, so bewundere das Volk des alten Staatsmanns und vernahm sich vor seiner Klugheit. Doch billigte  
 er in aller Bescheidenheit eine Frage stellen zu dürfen. Damit sollte der Feind des Republikans, das  
 sein höchster Vornehme in unvergleichlicher Kunst der Begriffsbildung <sup>die</sup> reparatio bezeichnet  
 habe? Wo Gold sei im ihm Verbindliche für Waffenlieferungen oder zu ihren Soldaten gezogen, ihre  
 Arbeitskraft sei leer, ihr Geld habe keinelei Wert mehr. Wie also glucke man die reparatio herzu-  
 bringen? Während die Versammlung verdußte schweig, trat sich der Alte für Erwiderung  
 zu die dem Fragesteller, den er nicht einen Gegner, sondern einen Freund nennen zu dürfen das Glück  
 und die Freude habe, besonders dankbar, ihm ihnen durch diese Frage Gelegenheit gegeben worden  
 sei, ein Missverständnis klarzustellen. Auch dem, der die Kunst der Philosophie nicht mit der  
 Ironie beherrsche sie sein gelehrter und weislicher Vornehme, sei es selbstverständlich,  
 dass die reparatio nicht in der Form von Gold oder Geld geliefert werden könne, wohl aber in  
 der Form von Arbeit, also durch Arbeit. Die Feinde würden für den Sieger arbeiten müssen  
 und solange die Ergebnisse ihrer Arbeit dem Sieger liefern, bis deren Schöden geberit seien.  
 Wo habe er gemeint, als er gesagt habe: „Der Feind wird alles begeben“, und sich hätte  
 er. In dem ihm beläutenden Briefe, der diese Rede folgte, wurde die Antwort des Philosophen  
 ganz richtig zu verstehen. In ihm zunächst zu glauben gehört zu haben, dass es Zweifel  
 und an der Möglichkeit eines Vorgehens wüsste, sich aber weitere Einwendungen entziehen  
 nicht, deren Beachtung allerdings die tatsächliche Entwicklung, wie es fürchte, sehr bald  
 offenbaren würde.

Die Verträge der Besiegten, denen die Entscheidung über die reparatio anvertraut  
 wird, haben inständig zu bedenken, dass es für sie völlig unmöglich sei, die verlangten  
 Leistungen zu bewirken. Sie seien in noch größerer Notlage als der Sieger, auch sei der Bedarf  
 für ihren des Friedens bei ihnen noch größer. Wie sollten sie Hunger und Krankheiten und Tod,  
 vermeiden, wenn sie nicht zur Befriedigung der eigenen Not arbeiten dürfen, sondern ihre  
 Ergebnisse an den Sieger liefern müssten? Was sei ihre Sache, antwortete ihnen der Sieger,  
 sie hätten sich immer gerührt, fleißiger, klüger und sorgfältiger <sup>zu</sup> sein als vorher,

um können die die ein mit durch die viel können, die reparatio jedwefalles würde nicht von einem Kleriker  
 gehört. Da gingen die Besiegten schluppend an das Werk. Und weil sie wirklich fleissig und eifrig  
 zugethan waren, stritten sie mit steigendem Eifer ihre Werkzeuge und ihre Arbeitsmittel den sie-  
 genden. Under dem Schlag der Säge gelang es ihnen, Äpfel und Samen in die Hände, andere Dinge  
 in zwei Drittel der bisherigen Arbeitszeit herauszuholen. So konnten sie die Forderungen der Sieger er-  
 füllen und sich selbst noch genügend übrig für den eigenen volkswirtschaftlichen Bedarf. Sie  
 lieferten den Siegern Schmuckstücke und Kleider, Werkzeuge und Instrumente, die sie zu allen Zeiten  
 zu Frauen aller Stände gebraucht und begehrt haben. Doch man kann zu den Ältesten der Sieger-  
 stämme die Handwerker und Fabrikanten und Kaufleute ihrer Städte und Klagen hören, sie  
 können keine Hand mehr abschlagen, kein Mensch kaufen ihnen mehr etwas ab, da der Handel  
 ihrer Barmherzigkeit von den Händen der Besiegten. Doch niemals habe eine solche Not bestanden in  
 jetzt. Handel und Gewerbe würden vollständig und unüberwindlich zu Grunde gehen, wenn nicht  
 sofort gehandelt würde. Als die Ältesten fragten, worin denn nach Ansicht der Kirche, die  
 damals wie zu allen Zeiten ein gerechtes Recht im Handelsleben miteinander habe, dieses  
 Handels bestehen solle, erwiderten ihnen die Sieger, dass man vor allen Dingen als bald die un-  
 billige reparatio abstoppen müsse. Das ihnen haben bringen, sie seien die Kirche, in kirchlich.  
 nicht verursache sie, jedwefalles den Empfänger, nur schwere Schäden. Es war ein drittes Mal,  
 das in der Ältestenversammlung der Alte von der Säge entwarf. Sie ständen vor einem bei-  
 spielloser schweren Entschluss, entweder die reparatio, auf die sie ein heiliges Recht besäßen, weiter-  
 zuverfolgen und dadurch Handel und Gewerbe im eigenen Land schwerstens zu schädigen oder  
 im Interesse der eigenen Kirche auf die reparatio zu verzichten und damit dem Feind ein  
 willig zugeworfenes Geschenk zu machen. Indessen seine Gewohnheit unbedenklich zu es,  
 eine beschlossene Vorsehung zu machen. Dieses Mal folgte ihm jede bedrückte Seelen;  
 man schaute erleuchtet auf, als der Philosoph sich erhob. Er bewunderte die ungeschwankte  
 Festigkeit, mit der sein Vorseher, da sie größer sei als im Sinne der Not, die Säge eingeworfen  
 habe. Jedoch bitte er ihnen zu gestatten, den Ausführenden des grossen Handelsmanes in einem

Handel von Besiegten

00113

Furcht eine kleine andere Anspannung zu geben, eine von philosophischen Geistern besetzte Partei zu  
 sie zu zwingen, einen Fortschritt einzugehen, und sich niemals scheuen, einen verkehrten Weg zu verlassen.  
 Nichts hätte es den von den Altesen zu fassenden Beschluss nicht für schwer, sondern für selbstverständlich  
 sein und daher für leicht. Im Fortleben habe diese bestanden, nicht zu sehen, das die Republik der Lan-  
 desfürsten nicht schädliche als den Feindesden. Von diesen fürge sie, durch neue Entdeckungen und  
 Verbesserungen seiner Arbeitsmethode seine Arbeit ertrags- und wirkungsvoller zu machen, jenen  
 diese die Nachsicht in Dürftigkeit geraten und hätte ihnen zudem die Saat des phlegmatischen Wesens auf-  
 zu was, ein nur sehr gemessener Bischof, der die Philosophen für seine Auspflanzungen behaltend, aber  
 die Altesen hingegen nicht, da von ihm empfehlenden Beschluss zu fassen.

Da streng die Republik hätte sich nicht, da die Philosophen so dargestellt hätte, die Besiegten  
 in Technik und Wirtschaft einen Vorrang vor den Siegern gegeben. Diese hatten sie mit aller  
 Sorgfalt aus und griffen, als sie hinreichend stark zu sein schienen, erneut zu den Waffen. Dieser  
 Krieg war noch länger und gefährlicher als der vorhergehende. Doch schließlich blieben die  
 Sieger des vorigen Krieges auch dieses Mal Sieger. Der große Red, der sich wiederum im abschlie-  
 ßenden Besatzungen nach dem Siege versammelt, hatte sich im wesentlichen wesentlich geändert. Die  
 Altesen hätte längst nicht mehr. Auch sonst waren es nicht mehr die Altesen, die in der Versamm-  
 lung das Wort führten und in das Gepräge gaben. Jüngere Politiker und Redner von blühender  
 und Gewand waren hervorgehoben geworden. Nur der Philosoph war noch in der Versamm-  
 lung, jetzt selbst die Altesen, die man wohl mit Achtung anhörte, aber nicht wie im ehri-  
 gerigen Museumsstück als in ein für hochfolgende hinweisendes Vorbild. Da der Alte fehlte,  
 wurde die Diskussion nicht durch eines Mannes Wort bestimmt, sondern floß in Rede und  
 Gegenseitigkeit lebhaft dahin. Alle waren sich einig darin, dass man den Fehler der Republik  
 nicht wiederholen, noch weniger aber den Besiegten geschulden dürfe, sich wiederum man zu  
 erhalten und die Besse für das von ihm angeordnete Recht zu erlangen. Die Philosophen  
 schweig. Einer der führenden Redner des Handels machte schließlich den praktischen  
 Vorschlag, es komme zunächst darauf an, dass der Feind Alles, was er den Siegern ge-  
 schuldet habe, zurückgeben müsse, gleichgültig, ob es sich um Kunstwerke oder um Geld-

Frage, um Schiffe oder um Rohstoffe handeln. Und es sei zweckmäßig, den Begriff des Raubs sehr weit zu fassen, also ihn auf Alles auszudehnen, was der Feind, gleichgültig, ob es Staat oder ein Einzelner, aus ihm zu ziehen vermag. Auch wenn er dafür bezahlt hat, sagt der Philosoph ein. Ja, auch dann: keinesfalls im Handelsmann klar und hart. Man müsse sich von autokratischen Überstellungen, denen der im übrigen von ihm hoch verehrte Fregesteller anhängen scheint, vollständig freimachen. Im Feind habe, wie er die reparatio für eigenen wirtschaftlichen Stärkung ausgenutzt habe, auch sonst gezeigt, dass er das Mittel des friedlichen Handelsverkehrs zwischen den Völkern zur Kriegsvorbereitung für Feinde genützt und fähig gewesen sei. Deshalb könne und müsse auch eine in sich durchaus erlaubte und nützliche Maßnahme als Teil eines großen verbrecherischen Plans angesehen und, als man von einem Angehörigen des Feindvolkes ergriffen, als Raub behandelt werden. Auch wirtschaftliche Maßnahmen des Feindes? sagt der Philosoph ein. Ja, auch diese! entgegen der Bedenke schließt und bestimmt. Es könne sich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen darum handeln, einen bestimmten Zeitraum, nämlich 1 Jahr von Kriegsbeginn, festzusetzen, von dem an jeder, auf welche Weise auch immer, aus dem Siegerland bezogene Gegenstände ohne Gegenleistung zurückzugeben verboten wäre. Es schlage vor, dieses Verbot als restitutio zu bezeichnen. Unter gewissem Zweifel wird diese Abkündigung des vorgeschlagenen Verfahrens zum Beschluss erhoben.

Was könnte aber aus ein klein wenig Anfang sein, würde ein jüngere Politiker. Er würde allen guten Staatsmann befürwortete Plan der reparatio sei im Grunde sehr richtig gewesen. Im Feind habe was in der technischen Durchführung bestanden. Man schreibe vor, nicht hätten sich, um den Besiegten liefern zu lassen, sondern ihre Arbeitskraft unmittelbar in Anspruch zu nehmen. Er nenne ein Beispiel. Die Feinde seien unverschiedene Meister in der Kunst, Gemme zu schneiden. Man müsse sie nun zwingen, Gemme zu liefern, würde die Gemmeschneider des eigenen Landes hordlos werden. Deshalb sollte man die besten Schmiede, Metallmeister und Steinmeister des Feindes in das eigene Land holen und in den Werkstätten der Sieger arbeiten lassen. Also Sklaven arbeit? sagt der Philosoph. Es sei, entgegen der Bedenke des Politikers, die von ihm hoch beachtetem Staatsmanns Vorstich, um den Ausdruck Fehler zu vermeiden, einer durchaus vorurteilsfreien Handlung durch eine bestimmte Eingruppierung eine Note zu geben, die etwas Überflüssiges an sich

00114



Woh. Wenn man die Gemmenschnidelei bei den Besiegten überhaupt verbiete, was nach einem Bericht auch  
 man beschließt und notwendig sei, würden die in dieser Gewerbe bisher Beschäftigten ohne Arbeit und Verdien  
 sein. Wenn man nun diesen Menschen die Möglichkeit gebe, sich im Siegerland in ihrem Gewerbe zu  
 beschäftigen, und zugleich einen Teil der Schad der Besiegten an die Sieger abzulassen, so sei das  
 ein Verfahren, das Gutes mit Gerechtigkeit vereinige und das als Sklavenerwerb zu bezeichnen es fest  
 als freigezogenen, jedesfalls als <sup>für</sup> unangenehm erklären müsse. Er sei nicht im geringsten, diese Verfahren  
 als die geistige reparatio zu nennen, und bitte, ihr die Entscheidung zu geben. Von demselben Appellanten dankte ihm.

Ein Vertreter des Gewerbes sprach dem Politiker den unangenehmsten Punkt der Vorklage aus.  
 Noch plante er den Einwurf des verheerenden Kriegsstandes, der das Wort von der Sklavenerwerb  
 in die Debatte gezogen habe, einen hohen Wert beizulegen zu sollen. Fände, die nicht ganz und ganz  
 lig wären, in der richtigen Weise zu stellen, die nie ganz ungefährlich. Man solle daher die Beschäfti-  
 gung von Feinden auf ein notwendiges Mindestmaß beschränken, könne aber trotzdem den Bewunde-  
 rungswürdigen Gedanken die geistige reparatio dadurch zur vollen Befriedigung bringen, dass  
 man dem Feind seinen Geisteszwecke nehme, alle die von ihm im geheimen entworfenen Pläne her-  
 ausgehen, alle Entwürfe, alle Pläne, Zeichnungen, Berechnungen, Entschlüsse. Bei jedem neuen Werk  
 hande Jutab aus der Voraussetzung auf. Habe die reparatio des vorigen Krieges nach der unangenehm-  
 lichen Darlegungen des - des Göttern sei Dank! - noch lebenden großen Staatsmannes der Kräfte  
 noch mehr geschädigt als im Besonderen, so werde die neue geistige reparatio ein ebenso großes  
 Verdienst für den Empfänger wie ein Schaden für den Gebenden sein. Und da hätte alles für Begrün-  
 dung, was den Besiegten schädigt? fragte der Philosph. Das allerdings tue es aus voller Über-  
 zeugung, erwiderte stolz der Redner und fand allseitigen stürmischen Beifall.

Noch sei, griff hier wieder ein Politiker ein, bei aller unbegrenzten Besonnenung, die er  
 dem Geist und dem Fortschritts seiner Vordem zu stellen ganz bereit sei, die geistige reparatio nur  
 ein Teil dessen, was die Siegernation nun durchzuführen habe. Es sei hier bereits die Möglichkeit  
 erwährt worden, die Gemmenschnidelei der Besiegten ganz zu untersagen. Wozu kämpfen er-  
 Es müsse ein umfassender Plan ausgearbeitet werden, die den Besiegten ganze Gewerbe  
 völlig zu verbieten, ausser der Gemmenschnidelei z. B. auch die Herstellung von Kosmetika,  
 den Bau von Schiffen u. a., für andere bestimmte Grenzen festlegen und alle für diese ein,

gerühmte Fertigung nicht unbedingt notwendigen Einrichtungen und Werkzeuge in das Siegerland  
zuführen. Damit sei jede Niederkehr in verhängnisvollen Wirkungen der Reparatio durch Veran-  
lassung gemacht. Diese habe den Besiegten einst den gewolligen Auftrieb gegeben, jetzt gelte es, den  
Verfall und Aufhebung ihrer Fertigung fest und unüberschreibbar zu begrenzen. Das sei der Sinn dessen,  
was er die planmäßige Reparatio nennen möchte. Da Jabel, der sich nach jedem seine Wölfe erhebt,  
kann am Schluss keine Grenzen und Verschling völlig die Worte des Philosophen. In Traditionelle Höhe-  
erregbarkeit, in der sich die Deutlichen des Rats bewegen, und die Achtung vor seinem Allen und seiner Klä-  
rheit hätten nicht einen Rückschlag des Humors nicht verhindern können, wenn man ihn verbrä-  
um hätte.

Als den Vertretern der Besiegten die Siegerentscheidungen mitgeteilt wurden, haben sie, doch  
keiner das ganze Volk zu töten, als es die kugelförmige Vernichtung aussprechen. Denn nichts anderes  
bedeute der Name des Siegers. Allein sie mussten die Kühle der Luft hinstimmen, dass eine solche Ab-  
sicht den Siegern nicht völlig fern liege, dass schon die Vermutung einer solchen Absicht ein Bräu-  
den der Kräfte an ihren Lohren Halten und eine Bedrückung ihrer Gerechtigkeit sei, dass alle die be-  
absichtigten Massnahmen lediglich bezweckten, eine Niederhaltung des Spiels nach dem vorigen Krieg  
zu verhindern, und dass die Besiegten volle Freiheit besäßen, sich innerhalb der festgesetzten Grenzen  
den ihr Leben nach eigenen Guldünken einzurichten. Die Massnahmen waren durchgeführt. Das  
Volk der Besiegten trach Eulselpe, Hungersnot und Elend aus. Woher waren die Strassen der  
Städte, die einst voller Leben waren, leer das Schlangengepränge der Läden, in denen einst die Herren  
sich stauten, verlassen die Kirchhöfen der Klöster und Mauerwerke, in denen einst die Arbeit  
des Fest feierte, verinsamt die Häuser, die einst voll Jabel der ein- und auslaufenden Schritte  
waren. Die Welt schrie zum Himmel und die Tod fand reiche Ernte. Und wieder legte im Sieger-  
land die hohe Rat. Nicht würdig sei es, sprach mit flammenden Worten der Philosoph, die  
geprobenen Kultur des Siegersvolkes, solche Anstände in einem Reichthum zu dulden ja sie  
nicht nur zu dulden, sondern sie zu schaffen. Die Sieger stiegen damit hoch auf das Niveau  
der von ihnen seit alterher bekämpften Kulturlosigkeit der Besiegten. Er jedenfalls könne  
den Fortbestand der Lage jenseits der Grenze - man versuche ihm die in seinem Mund ungeraten,

00145

lieben Herren Worte! - Eine Schwachheit und eine Schande waren. Mein Brief folgte einem Rat Morlans.  
 Mein Bedenken getraute nicht, die Wichtigkeit der Darlegungen der Philosophie zu bestreiten, doch sagte auch  
 mir, ihm zu widersprechen. Doch ward ihm eine konzessive Nachsicht gegeben. Schon vor dem letzten Krieg  
 des Nord in Sizilien übergegangen, haben die höchsten Aemter in Mailand, deren Inhaber stets für eine  
 bestimmte Zeit gewählt wurden und während dieser Zeit die höchsten Stellen auf allen Gebieten verwalteten,  
 Aemter mit abgegrenzten Aufgaben zu setzen, sodass dem obersten Ausschuss nur die allgemeine  
 Aufsicht blieb, während die Sorge für die Justiz, die Landwirtschaft, die Gerechtigkeit, die Kunst u. a.  
 den Einzelämtern oblag. Eine dieser Ämter hatte die Beziehungen zu den Nachbarvölkern zu ver-  
 halten; man hatte es aber das Amt für Auswärtiges nennen wollen, aber auf die Einwirkung der Philoso-  
 phen, diese Bezeichnung könne den Eindruck erwecken, als ob der Amt diese Beziehungen auch  
 freundschaftlich gestalten, ja sogar einen Krieg vorbereiten wolle, schließlich das Amt für auswärtige  
 schaffliche Beziehungen zu anderen Völkern genannt, gleichwie kurz als des Freundschaftsamt  
 bezeichnet. Man erbot sich der Leitung des Freundschaftsamts und sagte, es sei zwar nicht seine  
 Aufgabe, den von ihnen allen verbotenen Vorwürfen auf dem Wege eines höchsten Rates entgegen-  
 zu treten zu folgen. Doch habe er die Pflicht, die hohe Verantwortung mit großem  
 Ernst auf eine Gefahr hinzuweisen, die bei Ausbruch der Dinge bei den Besiegten für die Sieger  
 selbst entsteht. Es sei bekannt, dass den Besiegten Lenachheit, ein großes Volk wohne, das im  
 den Alpen schon ein gewaltiges Heer geschaffen habe. Es sei noch nicht allen bekannt, dass der  
 Teil dieser Völkung sei, die selbst, die Sieger, durch Drohung und Notfalls durch Krieg unter die  
 Oberhoheit dieses neuen Feindes zu bringen. Das Freundschaftsamt habe, seinem hohen Amt  
 gemäß, kein Mittel unversucht gelassen, zu freundschaftlichen Beziehungen zu den ge-  
 wählten Völkern zu gelangen. Indes hätten sich alle Mächte als unglücklich erwiesen. Die gefährliche  
 Gefahr bestehe nun darin, dass sich die Besiegten, zur Verrücktheit getrieben, eine gewisse  
 Macht in die Arme werfen und deren Macht verstärken könnten. Aus diesem Grund wolle  
 er die gleiche Forderung wie sein Vorgesetzter stellen, der hat bei den Besiegten ein Ende zu ma-  
 chen. Der Rat beschloss, alsbald gewisse Lieferungen von Lebensmitteln und andern Gegen-  
 ständen, an denen Menge bei den Besiegten herrsche, vorzuschicken.

Als nach einiger Zeit die Neberversammlung wieder lagte, meldete sich als erster der Fu-  
 hrer der Partei für Steuern und Löhle zu Wort. Er habe, sagte er, für Bezahlung der Lieferungen  
 an die Besiegten in seinen Briefen eine Erhöhung der Steuern vorzubringen müssen. Dies habe zur  
 Folge gehabt, dass die Vertreter der sehr zahlreichen und mächtigen Societät der Steuerzahler sehr von  
 Wogen bei ihm erhoben und eine Abnahme der Willigkeit zur Steuerzahlung in Aussicht gestellt, und  
 dass seine Steuereinnahmen einen solchen Rückgang als bereits wirklich bemerkbar gemeldet hätten.  
 Da die Erhöhung der Steuern habe insofern nicht den erwarteten Nutzen gebracht, so bleibe daher,  
 falls die Lieferungen fortgesetzt würden, vor der Notwendigkeit, eine weitere Erhöhung vorzubringen.  
 Da diese Stelle dann es in einem in der Geschichte des Landes unvorhergesehenen Vorgang, indem nämlich  
 der Redner durch Zwischenrufe "Unmöglich!" unterbrochen wurde. Der Redner ließ sich seine Be-  
 merkung über die durch gebilligten Möglichkeiten formen widersprechende Pleurochreie nicht be-  
 merken, sondern sagte, er sei von Temperament der Männer dankbar, die, seine Gedanken erör-  
 tend, ihm erleichtert hätten, das anzusprechen, wozu er sich nämlich verpflichtet fühle. Auch er  
 hätte eine Erhöhung der bereits überschrittenen Steuerlast für unmöglich und müsse daher den Antrag  
 stellen, die Lieferungen an die Besiegten als bei Einigen zu stellen. Während der lebhaften Debatte, worin  
 sich dann noch folgte, noch wiederum, erhob sich ein Anhänger der Freundschaftspartei. Er habe  
 gewisse Bewunderung für die Sachkenntnis, mit der sein Vorgesetzter das ihm übertragene Fach-  
 gebiet beherrsche, und volles Verständnis für den von ihm angenommenen Hauptpunkt. Er  
 selbst sei jedoch in seinem Bedürfnis verpflichtet zu betonen, dass die Bodenständigkeit, aus  
 der sie vor Kurzem die Lieferungen beschlüssen hätten, sich inzwischen nicht verringert habe,  
 sondern noch wachsen sei. Die Lieferungen hätten den möglichen Feind von morgen vorantant,  
 sowohl <sup>in</sup> die Handlungen wie <sup>in</sup> die Lieferungen um die Besiegten zu verstärken. Diese seien aber  
 durch die Mobilität, die geistige und materielle <sup>und</sup> reparatio in einen solchen Zustand der Erregung  
 versetzt, dass ihre Verbindung mit dem Feind durch Verstärkung der Lieferungen abgesenkt wer-  
 den könne. Es müsse daher darauf bestehen, dass die Lieferungen nicht nur fortgesetzt, sondern  
 sogar erhöht würden. Nach wie vor es in die Neberversammlung vorgelassen, um für sie zu

meine vaterländische Reden eingebracht wurden und dass eine Überbrückung weder versucht noch noch  
 möglich erschien. Die allseitige Verlegenheit drückte sich in der Unsicherheit und Anreglosigkeit aus, die  
 der die Debatte verließ. So schied man auf, als der Philosoph das Wort ergriff; man schaffte ihm  
 ein Lied. Es sei seltsam und merkwürdig, dass so viele weise Männer den einfachen Ausgang aus  
 dem Dilemma, in das man geraten zu sein schien, nicht sahen oder ihn ausgesprochen nicht schenkten.  
 Der Vertreter des Auslandes für Mexiko und Solle habe vollständig recht, wenn er eine weitere Anerkennung  
 für unmöglich erklärte und deshalb weitere Lieferungen an die Dänischen ablehne. Der Vertreter des  
 Handelsvertrages habe ebenso vollständig recht, wenn er die Bewilligung der Vollziehung der Dänischen  
 an verlange. Es gebe eine einfache Lösung, die den Standpunkt beider gerecht werde. Man  
 lasse die Lieferungen fallen und bewillige dafür *restitutio und reparatio*! Dann könne ein  
 Bund für Mexiko und Solle die Mexikaner sogar wieder zurück, und das Ziel des Freundschaftsbundes  
 werde mit einer sogar noch erheblich grösseren wirtschaftlichen und psychologischen Wirkung er-  
 reicht. Es herrschte längere Zeit völliges Stillstehen. Endlich sprach ein Versammlungsmitglied,  
 es das heisse, dass man alle durch den Friedensplan festgelegten Beschränkungen aufheben müsse. Aber-  
 lings, widersetzte der Philosoph, und man könne das nur so ansetzen, als stets das Gedächtnis eines  
 Volkes zugleich ein Segen für die Nachbarn sei. In, selbst in ihrer weisen Voraussicht, gelegentlich  
 gemeinsame Vorstellung, dass ein Volk um so reicher sei, je ärmer die Nachbarn wären, sei eine kindische,  
 eine philosophische Geistes unwürdige Ansicht. Man wolle ein Andern wissen, ob man nicht durch  
 die Aufhebung der Beschränkungen die Dänischen in der Hand setzen, sich, wie das letzte Mal, zu  
 erheben und in neuen Kriegen sich vorbereiten. Es sei, entgegen der Philosophie, ein Fehlen man-  
 gelnden politischen Sinnes, an einer politischen Konzeption der Vergangenheit festzuhalten, nach-  
 nachdem die Voraussetzungen sich völlig geändert hätten. Da der Wind der Gefahr jetzt aus ande-  
 rer Richtung wehe, sei der Feind von gestern der Freund von morgen; je eher er sich erhole, um so  
 besser. Wieder herrschte längere Zeit Stille, bis ein Dritter die Frage stellte, ob es denn gar keine  
 Möglichkeit gäbe, den einem Dänischen einen Ersatz des von ihm angerichteten Schadens zu er-  
 halten. Nach dem vorigen Worte hätten sie auf die *reparatio* versprochen müssen, jetzt sollten  
 sie erneut auf die geänderte und verbesserte *reparatio* versprechen. Da ging ein strahlendes Ge-

theln über das Gesicht der Philosophen. Endlich ist die Frage gestellt, auf die es ankommt. Nicht durch res-  
 stitutio und nicht durch reparatio können sich die Krüger Schäden heilen, sondern allein durch die coopera-  
 tio, das freiwillige Eintrifft der Kräfte für eine gemeinsame große Aufgabe. Inwiefern mit der Aufhe-  
 bung der Besiegten von allen Tugenden sollte man ihnen die Aufgabe stellen, das den Siegern gebührende, bisher  
 ungeschickliche und unvernünftige, Mitleidsgeliebte durch Betätigung spendlicher zu machen. An die Krüger  
 des neuen Ackerlandes sollte die Hälfte des Besiegten, die Hälfte den Siegern zufallen. Auf solche Weise  
 würde bei den Besiegten sich Mühseligkeit in Arbeit, Hass in Freundschaft, Verwirrung in Hoffnung  
 wandeln. Nur auf solche Weise könne der Sieger einen Ersatz des Schadens erhalten, da er durch den  
 Krieg gelitten habe. Wieder herrschte Schweigen. Dann brach aber plötzlich ein Beifall aus, wie ihn  
 das Volk noch nicht erlebt hatte. Alle Mitglieder erhoben sich von ihren Sitzen, um den großen Phi-  
 losophen zu ehren.

Nachdem er seinen Dank für die Ehrung ausgesprochen hatte, fragte ein Beisitzer-  
 glied, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, die weisen Grundsätze und Lehren, die sie aus dem  
 Mund ihres großen Staatsmanns vernommen hätten, denn für alle Tugenden der Besiegten der Philo-  
 sophen als Chronik zu verzeichnen, so festzusetzen, dass auch künftige Generationen an sie gebunden  
 sein und nicht in die gleichen Fehler und Irrtümer verfallen, deren Opfer sie selbst geworden  
 seien. Nichts ist schmerzlicher als es war ein Trauriges Schicksal, das über sein Gesicht lag.  
 Kein Volk lerne von einem anderen, keine Generation von einer anderen. In allen Dingen müssen  
 die gleichen Fehler begangen und die gleichen Erfahrungen gemacht werden. Ich hoffe nur, dass  
 in späteren Zeiten die Verheerungen über diese Frage in der gleichen Höflichkeit und mit der glei-  
 chen Achtung für das Reden vernommen werden, wie es bei ihnen - das Götter-  
 sei Dank! - Übung und Pflicht sei. - Er war ein Philosoph, und es ist ein Märchen.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

### III. Morgenstunde.

=====

Pahl und Pohl die beiden Knaben, Einen Pakt geschlossen haben:  
Einer mit der grossen Zange nimmt die goldnen Zähne raus,  
Und der andre, ohne lange sich zu sträuben, nimmt sie in sein  
Haus.

Und es kommen goldne Zähne Tonnenweis Waggon und Kähne,  
Die Tresors der Bank sich füllen, Und die Flut wird riesengross.  
Hört doch auf, um Gotteswillen, Geister, die ich rief, werd  
ich nicht los!

Gott sei Dank, dass sie vergessen Einen Ort, der Gold besessen.  
Hätten sie der Morgenstunde, Weil nach Gold uns drängt die Gier,  
Gold entrissen ihrem Munde, Dann im Dunkeln süssen ewig wir.  
Und wenn Cawlik triumphierend, Zeigefinger vorwärtsführend,  
Mit erhob'ner Stimme tönend Fragen stellt, dann: "ich bin klein"  
Pahl entgegnet leise stöhnend Und setzt meist hinzu: "Mein Herz  
ist rein."

Doch nun macht ein Film die Runde, Der zeigt Gold der Morgen-  
stunde,

Das gibt unbequeme Fragen: Wo kommt dieses Gold denn her?  
Staatsanwalt ist angeschlagen Und hat's dieses Mal verteufelt  
schwer.



## IV. Die Räuber.

=====

Als ich noch im Flügelkleide  
In die Mädchenschule ging,  
Mir der Himmel voller Freude,  
Ach, und voller Geigen hing.  
Doch ich ward mit schwerer Bürde  
Schon als junger Mensch bepackt,  
Bald ward mir sogar die Würde  
Eines Amtschefs aufgesackt.  
Wird nun jetzt die Sache brenzlich,  
Fühle ich mich nicht gesund,  
Leide teilweis' oder gänzlich  
Auch schon an Gedächtnisschwund.  
Doch ich hoffe auf die Schweden,  
Denn das wird der Clou, bei Gott,  
Wenn wir beide erstmal reden,  
Ich und der Graf Bernadotte.  
Doch es fasst mich oft ein Zagen,  
Und um's Herz wird's bänglich mir:  
Wenn blos nicht die Richter sagen  
"Schellenberg, dich kennen wir.

~~00115~~

## V. Hand in Hand.

=====

1. Schon wieder kommt gegen Berger ein Bank, Die Dokumente zu  
Hundertten knistern,  
Derweilen Fröschmann und sein Mandant Erregt und leise (!) zu-  
sammen flüstern.  
"Schockschwerenot, warum reden Sie nich?"  
" Bitte erst informieren Sie mich!"  
"Zum Donnerwetter, nun reden Sie schon!"  
"Ich brauche erst Ihre Information."  
"Mir ist die Sache doch selbst nicht bekannt."  
So arbeiten beide Hand in Hand.
2. Doch spricht Fröschmann von der Leber weg,  
Dann ist es natürlich auch nicht richtig,  
Dann kommt die Sache gar nicht vom Fleck,  
Und Berger brummt wütend: " Gib's ihm doch tüchtig!"  
Der Ton meint Berger, macht die Musik,  
Da aber liegt der Hund begraben,  
Weil Töne bei Fröschmann den richtigen Chie  
Nicht unbedingt und immer haben.  
Doch Reichtum an Tönen hat sein Mandant -  
So arbeiten beide Hand in Hand.
3. Kaum wird auf den Zeugenstand er geführt,  
Hört man seine Sache auf Schwäbisch ihn führen,  
Und hat eine Stunde er argumentiert:  
"Ich darf", sagt er höflich, "nicht argumentieren."  
Auch Fröschmann hat Zeit und lässt ohne Hast  
An langer Leine sein Pferdchen sich tummeln!  
Und brav kommt das Pferdchen gleich angerannt -  
So arbeiten beide Hand in Hand.
4. Doch Woche nach Woche kommt und vergeht,  
Der Sommer naht eilend, der Mai ist zu Ende.  
Noch immer im Zeugenstand Berger steht.  
Verzweifelt ringt das Gericht die Hände.  
Doch Berger und Fröschmann ficht das nicht an,  
Die wandeln mit Göthe's "bedächtiger Schnelle"  
Der Weltgeschichte heutige Bahn  
Vom SS Paradies zur russischen Hölle  
Und spulen ein unentwirrbares Band -  
So arbeiten beide Hand in Hand.
5. Doch schliesslich - denn Berger fasst sich nun kurz -  
Er selber behauptet das wenigstens dauernd,  
Zu Ende ist's, nur der Widerwurf,  
Der Staatsanwalt steht auf der Matte lauernd  
Doch kann ihm der nichts mehr haben an,  
Im Ringkampf mit ihm liegt Berger meist oben,  
In jedem Fall steht er brav seinen Mann,  
Selbst seine Mutti würd' heute ihn loben.

~~00111~~

b.w.

Er lässt sich auch durch einen Knalleffekt  
Nicht aus seiner schwäbischen Ruhe bringen,  
Und brüllt er mal "Nein!" so freut das direkt,  
Nur am Kopfhörer hört man die Engel singen.  
Beim Kurzschluss hat Fröschmann 'nen leichten Stand -  
So arbeiten beide Hand in Hand.

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

## VIII. Widerspruch.

=====

Ein Stüflein tiefer auf der Leiter,  
 Gehörend zu den "und so weiter",  
 Stehn die Unterstaatssekretäre,  
 Wer aufstieg einst zu dieser Ehre,  
 Beweist vor Gericht jetzt stundenlang,  
 Das sei keine Stellung, das sei ein Rang.  
 Auch Wörmann hat, um auf ihn zu kommen,  
 Im dritten Reich diesen Rang erklimmen,  
 Bis er, wir folgen jetzt seiner Spur,  
 Im Krieg unter Wasser nach China fuhr,  
 Wo er vom Schuss sass sicher und weit.  
 Wann war nun seine Verbrechenzeit,  
 Vor- oder nachher? Natürlich: "Beides!"  
 Sagt der Staatsanwalt: "Gericht entscheid es!"  
 Denn das ist ein Zeichen von Demokratie -  
 Die dämlichen Deutschen kapierten das nie -  
 Wenn man genau nicht feststellen kann,  
 Was eigentlich los ist mit einem Mann,  
 Dann sperrt man ihn erst ein Jahr mal ein,  
 Falsch kann das auf keinen Fall ja sein;  
 Nach Verbrechen der letzten 10 Jahre befragt,  
 Weh' ihm, wenn er steht: "ich weiss von nichts" sagt,  
 - Denn es ist ein Gesetz der Wahrscheinlichkeit,  
 Dass von einem er wenigstens weiss Bescheid -  
 Dann hat man verschied'ne Methoden parat,  
 Vom ersten, ganz mild, bis zum vierten Grad,  
 Wenn er leugnet, ist er ein Bösewicht  
 Und gehört vor ein Militärgericht.  
 So hat man auch Wörmann, der nichts gesteht,  
 Zwei Hauptprozesse gleich angedreht.  
 Dem Altbotschafter kann alles man sagen,  
 Nur Widerspruch kann er nicht vertragen,  
 Obwohl er - wer erlebte das nicht -  
 Selbst gern und häufig widerspricht.  
 Drum nimmt er, ist er auch sonst versöhnlich,  
 Diese Prozesse übel persönlich.  
 Und ergreift der grimme Zorn den Meister  
 Ob Widerspruchs, ohne Gnade sch..... er  
 Den Sünder kräftig und deutlich an,  
 ganz gleich, ob das zufällig Frau oder Mann,  
 Im Augenblick ist es ihm ganz schnuppe,  
 Ob Staatsanwalt, Schilf oder dessen Puppe.  
 Schilf selbst entzieht sich der Ovation,  
 Schickt lieber die Puppe, die kennt das schon.  
 Und trifft es ihn selbst mal, dann ist er ganz taub  
 Und fragt nur höflich: Wie, mit Verlaub?  
 Zwar gehn - das macht uns Wörmann noch lieber -  
 Die Zornesgewitter rasch vorüber,  
 Und bald scheint sicher zu aller Wonne  
 Die diplomatisch gedämpfte Sonne.  
 Doch sprich' ihn auch dies Mal, ich rate ehrlich,  
 Frei, hohes Gericht, sonst wird er gefährlich!

~~00110~~

Das Schlusswort.

Der Erzling entsetzt zwei Berufen die schweigen.  
Das wird er drum auch bei dem Schlusswort zeigen.  
Er gibt ihm in würdiger Haltung die Wuerze  
Durch vollendete Bearbe.-

Unvorbereitet, wie er sich hatte,  
Tritt der Erzling dann auf die Laute.  
Er hofft auf des Augenblicks Inspiration  
Und nicht auf Englisch Konversation. -

Sie koemnten nichts Besseres als ihr anzweit sagen,  
Erwidern verschiedene dann auf die Fragen.  
Ge bereit und gewillt sie zum Schlusswort sein,  
Nur Lammern sagt: Kein ! -

Als politischer Soldat stellt Ungarns Bar  
Sich als gluckswuertigen Aktivist dar.  
Und wuenscht - es wird ihn wohl bruechen moegen -  
Dem Gericht von Norven Gottes Sagen. -

Dass er ein Bauer von uralten Stamm,  
Beweist Barri an seinem Agar Program.  
Gut zwar' es im Dritten Reiche geblieben,  
Hatt' man nur ihn nicht von Ant vertrieben.-

Dem alten Beanten preist Malsgar, der treu,  
Unter jeder Regierung, wie sie auch sei,  
Unverbruechlich an seinem Ante kieht.  
Er hat's ihnen selbst ja auch vorgelebt.-

Es entwickelt dann Richterich die allgemeine  
Arbeit der Presse und die eigene kleine.  
Fall Steuern hoert ihn das Publikum:  
Der spricht ja wie ein Buch und gar nicht mal dum.-

Dass Stillgestanden ! halt's durch den Stal,  
Und warkig spricht der St-General.  
Dad halt das Bild der germanischen Welt,  
Wie er sie auch heut' noch fuer wichtig haelt.-

Der Graf warnt dringlich vor Diktatur,  
Beklagt die Schwache der Menschennatur  
Und empfiehlt gegen alle boesen Tricke  
Die Macht der Liebe.-

Als Beweis, was er fuer ein Berl sei, fuehrt  
Dann Klein an, dass sein Berk demontiert.  
Ninst wird was, sagt er, -die Zukunft wird's weisen -  
Sein seures Erz noch als Exier preisen. -

Behrl sagt das Gericht in einiger Laenge  
Philosoph'scher Wahrheit die Menge,  
von Pascal bis Socrates, alles ist dran,  
Was in 20 Minuten was sagen kann.-

Zum Schluss Christiansen nur maechtern sagt:  
Auf unbestimmte Zeit verfaegt.

00117

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Eines der wunderbarsten Gemälde der Weltgeschichte, das wir kennen, ist das Bild, das Hans Holbein von dem König entworfen hat, an dessen Hof er jahrelang als gefürchteter Künstler gearbeitet hat, das Bild Heinrichs VIII. von England. Hier es einmal gesehen hat, vergisst nicht wieder den Anblick eines in Vitalität und Schwerkraft strotzenden Mannes, dieses gefährlichen Rauhiers, in dem sich der einst so schöne und <sup>begeisterte</sup> <sup>dehnte Propagandist</sup> <sup>Engl.</sup> Prinz <sup>verwandelt</sup> hatte, und dem man glaubt, dass ihm viele Frauen geliebt haben und dass er mehrere der Liebenden und Geliebten hat umbringen lassen. Aber Heinrich VIII. war mehr als der königliche Blaubart, als der ihn das Ausland meist nur zu kennen und zu nennen pflegt. Er hat auf die Geschichte und die Entwicklung seines Landes einen Einfluss ausgeübt, wie kaum ein anderer englischer König. Hochend seine Zeitgenossen, der stillesche, leicht beschwingte, an Festopprand und Schachleuohn sich heranschende Franz I. von Frankreich und der niederländisch bedächtige, laugsam zähe, kniel nachherne Karl V., der Kaiser von Deutschland und König von Spanien, der Beherrscher des Reichs, in dem die Sonne nicht unterging, ihre Kräfte in den endlosen Kriegen erschöpfen, während die Reformation in Kontinent in zwei sich mit steigender Erbitterung bekämpfende Richtungen verknüpfte, gelang es dem geschäftsklugen Politiker in England, sein Land von der politischen Oberherrschaft des päpstlichen Stabes unabhängig zu machen. Es mag dahingestellt bleiben, welche Beweggründe fuer ihn ausschlaggebend waren, das Problem der Habsburger, das Karl V. in allen seinen Unternehmungen so verhängnisvoll einengte und <sup>das</sup> auch fuer Heinrich eine entscheidende Rolle spielte (durch Einverleibung der Kirchenquaten zu lösen) oder die Liebe zu dem schoenen Hoffraulein Anna Boleyn.] Was Dinge sind es, um die wir in der Geschichte gekannt bleiben wird. Das eine ist der Brief, den sie aus dem Tower am Tage vor ihrer Hinrichtung an den König, den noch immer geliebten Mann, schreibt. Es ist eines der wunderbarsten Dokumenten der Weltliteratur, dieses Brief in

7 Unterstrich wurde er durch den Antiklerikalismus der öffentlichen Meinung, durch die Einstellung des Heines: <sup>des Anna Boleyn</sup> <sup>des Königs</sup> <sup>als der</sup> <sup>Papst</sup>, und durch die Abmilderung des Parlaments gegen unpopuläre Steuermaßnahmen; hier auch die Entzignung <sup>des Heines</sup> <sup>des Königs</sup> <sup>der die Steuer</sup> <sup>nativ</sup>, die die königliche schändliche Finanzpolitik stellte.

dem die arme Frau bedrückt Frau nicht nur Gnade fehlt, sondern die von Eifersucht, Trauer  
ganz und ganz geplagten Meinung ihrer Frau, ihrer Unschuld und ihrer Liebe vermischt  
und nur eine Bitte ausspricht, ihr kleine Tochter nicht des Geschick der Mutter erdulden  
zu lassen. Dieses Kind war die spätere große Königin Elisabeth. Die Mutter dieser  
Frau gewesen zu sein, ist das große ~~zu~~ Bemerkenswerte an der unglücklichen Frau.  
Das dritte war, dass sie der Anlass, vielleicht sogar die Ursache fuer den Bruch Hein-  
richs mit dem Papst war, weil dieser, da vom König, kam sich das Hippocelium nur  
in legitimer Ehe zu eigen geben wollte, verlangte Scheidung seiner Ehe mit der  
Königin Katharina nicht möglich war.

Heinrich hat die letzte Bitte Maria's nicht erfüllt, Elisabeth wurde in  
Angst und ärmlichen Verhältnissen auf. Aber als nach Heinrich's ~~Tode~~ <sup>in Tod</sup> sein  
einziges Sohn heiratete dem Vater folgte und der letzten der nachfolgenden Königin,  
die katholischen Maria, die sich mit Philipp II von Spanien verheiratet hatte,  
im Kind betäubtes erwiderte - erste wichtige Geschichtshypothese, die man auf-  
stellen kann, wenn das Kind aus dieser merkwürdigen Ehe gelebt hätte -  
da war Elisabeth <sup>England's</sup> Königin, und nur 1701 in die wunderbare Fügung, die  
dieses merkwürdige Volk wieder zu einer Frau, wurde Elisabeth und in 19. Jahr  
beendete unter Viktoria, die glorreichen Epochen seiner Geschichte werden  
lassen, ihre Regierungsjahre zu einer der von Glanz und Ruhm, in politischen  
Erfolgen, wirtschaftlichem Aufschwung und Blüte der Wissenschaft und Kunst  
unvergleichlichen Perioden der englischen Geschichte. Die Zeit unter Philipps  
spanische Armada, die kühnen Zucker- und Silberfahrten der Raleigh und Drake,  
auf denen England mit Spanien und Portugal zu verheiraten begann, die in der darauf  
erfolgenden Reichtum, die vom Hof der jugendlichen Königin anstrebende  
Glanz, alles gab dem Leben dieser Zeit eine Vollständigkeit und Fröhlichkeit, die nach  
einem grossen Gestalt, einem Dichter von Gottes Gnade geworden ist. Dieses goldene Zeitalter  
Englands hatte einen Charm, eine innere Unerschrockenheit, eine Hochheit des Geistes und der Seele, die sie kaum eine andere Zeit  
gekennzeichnet hat, und die sie nur im System hervorbringen konnte, das England im Triumph der Renaissance in die Reformation über,



In ihrer farberreichsten und von passionen lebend erfülltesten epoche der engli-  
schen geschichte an der wende des 16. und 17. Jahrhunderts findet wir ein Meister aus  
Wiltshire in seinem Vaterlande ein Mann auf, Sohn einer <sup>Musik- u. Bühnen-Familie</sup> kleinbürgerlichen,  
~~hiesiger~~ <sup>1564</sup> Familie, in dem ländlichen Stratford am Avon geboren, der nach 2 1/2  
Jahre schon eine an Arbeit, Glück, Glanz und Reichtum unermesslich reichere in England  
Hauptstadt, in einem Mannesalter, das noch alle Möglichkeiten des Schaffens bot, in  
seiner Geburtsort zurückkehrt, um dort die letzten 5 Lebensjahre als wohlbetenber  
Kirchenmusiker und Schreiner <sup>zu</sup> und dann je wieder eine Feile zu schleifen <sup>(zu verfrachten)</sup>.  
Auch als Dichter, der bis zum letzten Hauch forschte und schrieb und nicht, schloss  
Shakespeare mit dem gleichzeitigen und von Geheimnissen erfüllten Tode des „Hercules“  
seiner Schaffensperiode ab und nahm von seiner Arbeit, wie Gott nach der Schöpfung  
bogen auf seine Werke fürwahrlich und schänd, denn sie gut waren. ┌

Im Vergleich zum Faust gibt der erfahrene und menschenkundige Theaterdirektor  
den Dichter als Richtschnur für das, was der Menge behagen und gefallen wird, den  
für die Dramatik ewig gültigen Rat: Greife nur hinein in's volle Menschenleben!  
Es gibt keinen Dichter auf Erden, der diesen Rat so vollkommen verwirklicht hat, wie  
Englands größter Genie. Sein Werk durchdringt das menschliche Leben in allen seinen  
Hochen und Tiefen, stellt vor Menschen Leid und Lust in unergänglichen Weiten  
das und bringt ihre geheimsten Gedanken und Regungen, ihre edelsten Gefühle  
und ihre niedrigsten Leidenschaft zu uns. In die entlegensten und verborgensten  
Tiefen des menschlichen Herzens ist er hinaufgestiegen und hat hervorgeholt, was  
dort in nachthlichen Dunkel liegt, das schwarze Blutgestirn nach dem Hinlenken  
Schmutz. Es gibt kein Lebensgebiet, das Shakespeare nicht in höchster Vollendung  
mit allen Formen und Qualen, mit allen Versuchungen und Möglichkeiten als ein in  
die bezaubernden Welten der Poesie und Plastik unerschöpfendes Kunstwerk vor uns erheben

Es wird hier nicht auf die Theorie eingegangen, dass die kleinbürgerliche Schicht mit dem Namen Shakespeare die nicht geübte, sondern die höchsten kulturellen Kräfte der Nation umschließt, die bis hin zur geistlichen Welt und der höchsten 16. bis 17. Jahrh. die Welt umschließt. Die es war auf die Stadt, nicht auf die Provinz in  
 Shakespeare hat die kleinbürgerliche Schicht mit dem Namen Shakespeare die nicht geübte, sondern die höchsten kulturellen Kräfte der Nation umschließt, die bis hin zur geistlichen Welt und der höchsten 16. bis 17. Jahrh. die Welt umschließt. Die es war auf die Stadt, nicht auf die Provinz in  
 Shakespeare hat die kleinbürgerliche Schicht mit dem Namen Shakespeare die nicht geübte, sondern die höchsten kulturellen Kräfte der Nation umschließt, die bis hin zur geistlichen Welt und der höchsten 16. bis 17. Jahrh. die Welt umschließt. Die es war auf die Stadt, nicht auf die Provinz in

laint. Die Liebe pferdet und lieft die Töne derer angeschlagen, wenn Romeo und Julia in der  
 Balkon scene ihre Herzen sich finden lassen und Venus in der erden und tropigen stichwacht beim  
 deathwally, der Romeo den Abschied bewacht, Julia fluchet: Es ist die nachgeliebt und nicht  
 die liebe. Das kufete Wesen der liebe erschleust sich uns im Versandlungsstande, das aus dem wir-  
 then, von Stimmeneigen gepfaechten Jungling eines starken stolzen Mann und aus dem sibiern  
 Jansen macher von siche, zum heussoda bereit Frau wecht, und in der Absolutheit, in der sie im  
 eueren das eigen Selbst finden, selig aufblucken, alles Aemmi von sich wefen, und vom Mantel  
 der liebe nachhaken, den Kampf aufschmecken, soei bis zum Tod. Die liebe kufet die erden in der  
 subrediva Gedalt Ophelia's in Hamlet, deren aemmi von der Unbegierde der widerstehenden  
 Empfindungen, der unzufuellen Liebe zu Hamlet und dem Schmerz unter dem Tod des vom Geliebten  
 erschlagenen Vaters, gestreuet worden ist und die nun - ein unangestrichenes Bild - in Bohemian  
 singend die Blumen ihres Kranzes in das Wasser wirft, Im Ophello steigt sich aus der stalt schwar-  
 zt die Lieb in ihrer erschreckendsten Gestalt, empfunden von allen Qualen der Eifersucht gestreuet,  
 die Mohr von Benedig in dunkelen Nacht ins Schlafgemach Desdemonas tritt, entschlossen,  
 die geliebte Frau zu erdrosseln, und die das Verhoerung anwendigenden Worte sagt: Hast  
 du ges Nacht gebelet, Desdemona? Das bild der eigenen Lieb werden soll. Im

Der Humor in allen Spielarten, fein und dick, als Witz und als etwas als phi-  
 losophisches Lachen, als edlere Speise fuer die vornehmste Gesellschaft wie als grober  
 als fuer eine Matrosenstube, kommt in Shakespeares Stuecken in unuebergänglicher  
 Reue zu Wort, ob seine Narren ihre verstaendnislossten Narredien sagen, ob Phrosilos  
 in Troilus und Cressida den Baumstarken aber kimschocken Ajax, den Muskelidioten nicht  
 and kocht, ob die Sommerwachttraum Titania vergaubert den Erdkopf kusst, ob in Was  
 Amolli die burleske Spass mit Malvolgio in Szene gesetzt wird oder in Heinrich IV. der  
 sauerfeide, lauerende, braunbasierende und doch vom Schimmer des goetlichen Humors um-  
 strahlte Ritter Falstaff seine Lufschneider einen kaum kosten geht.

hier hat ein Dichter seinem Koenig ein wunderbares Geschenk bereithalt

als die Perle der historischen Königsdramen, die über 300 Jahre englischer Geschichte umschliessen, mit dem dreifachen Kampff, der diese Falshandelt erfüllt, dem Kampff gegen den Papsst und gegen Frankreich, der schon im ersten Drama im Johanne ohen Land seinen Anfang nimmt, und dem inneren Kampff zwischen der roten und der weissen Rose, der Haus von York und Lancaster, der am Falschhandert lang England zerfleischt, mit der Empörung Heinrich Bolingbokes beginnt und mit dem Verpöpfungsmord des unversenen, geschlagenen Richard III. „Ein Koenigsrecht fuer ein Pfend“ sein Ende nimmt. Im Fortschritt des wunderbaren Bogen, der über die Falshandelt erstreckt wird und von Johanne ohen Land bis zu Heinrich VIII reicht, steht im Gerüst Heinrich V. der Verkörper aller Koenige, der uns aus dem Kluck „Heinrich IV“ als Prinz von Wales, als der durch alle Trübsaligen Lebens und alle Gefahren der spanischen Kampagne hindurchgehende und fast innerlich unberührt bleibende Prinz Heinz, unvergänglich ist.

Hier hat ein Dichter die grossen historischen Personalitäten des Altertums, Coriolan im Kampff gegen die unerbittliche Masse, Brutus zu der Passlichkeit zu Caesar, den er liebt, wie er ein grosser Mensch ist, den er hasst, weil er ein Tyrann ist, Antonius und Cleopatra, die grandioze Vereinigung zweier grossen Gemüthen wie zwei Koenige geboren, Renaissancecharaktere, so lebenswahr, so menschlich nahe, in solcher tragischen Grösse dargestellt wie die britische Zauberer. Der englische Geschichtsphilosoph Fyler, bei sich eine Heiligung bei Shakespeere von Heinrich V., der nur mit Pfeilen und Feinden zu kämpfen hat, über Macbeth, der mit acusseren Gegnern und mit dem Feind in der eigenen Brust zu ringen hat, zu Hamlet, dessen Drama und Tragik nur im inneren Seelkampf beschlossen ist. So stehen wohl die beiden Dramen, an denen die Helden mit den aus dem eignen Innern quillenden Schicksalsmächten zu ringen haben, Koenig Lear und Hamlet, an der Spitze der Dramen, wenn man hier überhaupt von einer Heroikale sprechen kann. Es würde ein Mann wie Goethe sehr

f.B.

00120

„Heinrich IV.“, Heinrich IV. von Shakespeare: wenn alles Vorherige wahr, was je, Wesert geschrieben  
bei, für uns gekommen, so konnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstel-  
len?

Wie kann sich nicht unterfangen, über Shakespeare zu sprechen, wenn Goethe an ande-  
rer Stelle schreibt: „Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzuläng-  
lich.“ <sup>Man</sup> konnte ~~ihnen~~ die Daten seines Lebens nennen, soweit sie bekannt sind, und  
die Fußnoten, in denen er seine Stücke verfasst hat. Aber das wäre eine trockene Me-  
thode, die nicht erreicht, was ~~ich~~ <sup>ich</sup> ~~glaube~~, der Zweck <sup>dieses Aufsatzes</sup> ~~meiner Vorlesung~~, sein sollte,  
<sup>im Leseren</sup> ~~den~~ <sup>zu</sup> ~~gestalt~~ <sup>die</sup> ~~und~~ <sup>die</sup> ~~Dichtung~~ dieses einzigartigen Genies nachzubringen. Lassen Sie  
<sup>es sei</sup> ~~sich~~ <sup>daher</sup> ~~versuchen~~, ~~lassen~~ <sup>und</sup> ~~Verzicht~~ <sup>auf</sup> ~~Systematik~~ einige Gedanken vorzubrin-  
gen, die sich einem aufgeschlossenen Herzen beim Lesen Shakespearescher Stückauf-  
tragen. Da ist zunächst etwas Merkenswertes festzustellen. Wenn man Shakespeare  
gesehen hat und greift dann zu einem anderen klassischen Drama, auch von Schiller  
oder Goethe — ~~ich nehme hier nur das Faustus~~ <sup>sei ausgenommen</sup>, dann hat man die Gefühle, als  
ob man aus einem Wald, in dem Farnkrautdickicht und Buchenhelle wechseln, Quellen  
rüschen und Sumpf brodeln, Vogel schmelzen und Raupen in Klüften knurren, un-  
ter leuchtenden Halbblumen auch Giftkraut sich schillernd breitmacht, in einem ge-  
pflügten Garten tritt, in dem man auf gebahnten Wegen durch Alleen und Laubengän-  
ge wandert, an gepflegten Blumenbeeten vorbei, mit schöner Blüten auf Gassen,  
Lustkuppel und Baumgruppen. Hier braucht man nicht durch Sumpf zu waten, hier drohen  
keine Giftschlangen im dunklen Versteck, aber hier hat man auch nicht das jauchzende Kopf-  
klappen, das der Wanderer überfällt, wenn ihm aus Waldesdämmern der wilde Rosen-  
strauch entgegenleuchtet; auf einer Lichtung ein Rudel Rotkehl speit oder im Brodelnden

Nobel auf Säumasser Wien Elfen zu tanzen scheinen. Aus der Gleichnisrede im Wälder, in Feststellung übersetzt: Alle anderen Dichtungen erscheinen einem nach Shakespeares zu glatt und zu regelmäßig, sie enthalten nicht das, was nach einem Gotteswort die Essenz Shakespearescher Dichtung ausmacht: „Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor dem aufgeschlagenen, ungeheuren Buchen die Schicksale zu stehen, in denen der Sturmwind des beweglichen Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin- und wieder bläset.“ Und noch ein Zitat, das merkwürdig ist. Kann wir ein Stück von Shakespeares leben, dann werden wir in das Stück hineingezogen, wir stehen, ob wir wollen oder nicht, mitten darin. Manchmal geht es schneller, manchmal langsamer, aber einmal kommt es, dann sind wir vergaubert. Dann leben wir in dieser von Shakespeare geschaffenen Welt, die andere Welt verdrängt. Es ist nicht so, als ob seine Welt die ganze Wahrheit und Wirklichkeit enthüllte. Aber das Stück leben, in das er uns jeweils einlesen lässt, ist so vollständig und so intensiv, dass es uns ganz erfasst, dass wir nichts vermissen, dass wir dem einfachen und unmittelbaren Leben gegenüberschauen, dass sich hier das Leben selbst einen neuen Maßstab geschaffen zu haben scheint. Das ist das Geheimnis Shakespearescher Kunst, das uns auch den Geist des comraden Vorders in Hamlet, Oberon, Titania und Puck im Sommer nachts Traum, die drei Hexen im Macbeth als wirklich und wirksam empfinden, das uns Ergebnisse als wahr annehmen lässt, die wir keinem anderen Dichter durchlassen würden, so denn der durch den kooperativen Mangel des Buchs aus der Bahn menschlicher Moral geworfene und auf den Weg des Verbrechens gedraengte Richard III. an der Bahn eines von ihm Gemordeten um die Hilfe eines seiner Opfer freit und sie doch den Lauberglanz seines Geistes und Willens gewinnt.

Aus dem überaus reichhaltigen und überschwenglichen Reichthum der Shakespeare'schen Gedanken und Probleme, die in Shakespeares Werk vereinigt sind, können Sie mich zunächst ein Gebiet herausgreifen, das Sie über ein anderes Dichter vor oder nach ihm in seiner Bedeutung fest-

des Einzelnen und der Gesamtheit Schicksal erforscht und vertieft hat, Macht und Größe.  
Auch hier kann ich nur Andeutungen geben, die vielleicht dem einen oder dem anderen von Ih-  
rer Besonderen, den H. einmal wieder zur Hand zu nehmen. Es ist die Macht, wie die so viele  
die bekanntesten Shakespeares Dramen wissen, die Macht als Objekt des Strebens und Kamp-  
fes, die Macht als furchtbare Versuchung zu verbrecherischen Tat, die Macht in ihrer Logik-  
hung zur Verantwortlichkeit, die Macht in ihrem Bildes nach Vollerfüllung durch die Größe.

Wir sehen, wie die Macht das schicksalbestimmende Motiv ist, das in den drei großen grie-  
chischen Geschichte und die Charakterisierungsformel Plutarchs kulturhistorischen Dramen die Cha-  
raktere der handelnden Personen formt und ihr tragisches Los gestaltet. Dem „Coriolan“ lehnt  
sich der Held gegen die unheimliche Mächtigkeitsgier und sich nicht von der dazu Brauch  
beherrschten Linsen mit. Die sind gegen die herrschsüchtige Großstadtpöbel, die von der Überwun-  
gen Verachtung und gefüllt mit der besonderen Form, geschleitet werden bei die, die der Dichter  
den siegreichen Felicitas in den Mund legt, als eine Versuch, bei der Bevölkerung wie bei Korinthe  
der Menge schreckliche Gewalt zu gewinnen, furchtbar ist nicht kann geht der aus dem Leben  
da sie die Feinde seines Volkes kühn und hält an der Spitze eines feindlichen Heeres als grimmig-  
ger Räuber seiner verletzten Land der eigenen Vaterstadt. Es ist eine der dramatischen und in-  
schmelzerischen Szenen, die H. als mit einer Gesellschaft aus Rom, die Macht erheben  
mit, seine Mutter, seine Frau und sein kleines Kind sich dem zu Thessien wehrt und um Grie-  
de hier Rom fliehen. Diese Fiktion kann Coriolan nicht übersehen, aber damit spricht er  
sich sein eigenes Urteil, denn nun erklärt er das Schicksal, das von jeder Korrektur, die der  
Feind nicht den erwarteten Vorteil haben bringen können sie sich gewonnen ist, das Schicksal  
vermittelt für den.

Auch der „Julius Caesar“ spielt sich der Kampf um die Macht in Rom ab, spricht der Dik-  
tator, der im jahrbuchweislichen Geist des Partisanen bewirkt, Rom unter alle übrigen Fern-  
de zur Weltmacht erhoben, aber auch die Freiheit des römischen Bürgers beschränkt hat, und  
den Vorseherinnen, dem hervorragenden Vertreter, Brutus in seiner Hassliebe für die Freiheit

Shakespeare gehört zu den grossen Historikern. Er verfährt manches Mal, auch in den englischen Königsdramen, obwohl ihm hier die geschichtlichen Tatsachen sicher genau bekannt wa-  
ren, höchst sensationell mit Unzulänglichkeiten der Geschichte, wenn er nur des dramatischen Effekts willen  
längere Zeitperioden in einen kurzen Ablauf zusammendrängt oder Schicksal und Charakter eines Helden  
den andern gestaltet als es in den Geschichtsbüchern steht. So lässt er z. B. in Heinrich VI. den gerech-  
tigen Väter vor der Jungfrau von Orleans sterben, während er in Wirklichkeit drei Jahrzehnte nach  
der Jungfrau den Tod fand; oder er lässt im letzten Teil des gleichen Stückes den einen der Brüder  
des York, York, hervortreten, als es dem geschichtlichen Ablauf entsprach, um auf diese Weise  
den Übergang zum nächsten Königsdrama, „Richard III.“ zu gewinnen. Aber die innere Wahrheit  
des grossen Geschichtens, die bewegenden Kräfte, die in der Tiefe wirkenden Mächte, den Duft und  
die Festigkeit der Atmosphäre, Wirkung und Abhängigkeit der Helden, dies alles bringt er in  
einer Scharfsicht, Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die stärker wirkt als jeder Bezug  
an die Tatsachen sich haltende Bericht. Es ist wie der Unterschied zwischen einer Photographie  
und dem Gemälde eines grossen Malers. Mag dann manch Kritiker sagen, dass das Bild  
gerade nicht ähnlich sei, so bringt <sup>es doch</sup> Längen aus Dicht, die der Photograph nicht auf seine Platte  
bannen kann, und ist darum stärker als das Lichtbild. Hätte es schon zu Heinrich VII. die  
den Lichtbilder gegeben, so würde eine Photographie von ihm sicherlich anders aussehen, als  
Holbeins berühmtes Bild; und doch sind wir berechtigt, ihm Rechtlich des Königs, wie ihn  
Holbein genial erfasst und gemalt hat. In sagen: So ist er gewesen. Man kann deshalb  
von der Zeit in England, die Shakespeare in seinen Königsdramen beschreibt, kein echteres Bild  
erhalten als durch seine Stücke. Ob Falbot ein paar Jahre früher oder später gestorben ist, das  
mag den fünfzigjährigen Historiker interessieren, aber sie es und die anderen Mächte seines Schlages,  
deren Prototyp er ist, in die Wirren seiner Zeit verstrickt waren, wie sie diese Zeit innerlich erlebt,  
welchen Einfluss sie durch ihre Haltung auf die Gestaltung des Zeitgeschehens gewonnen haben,  
Vorder- und Hintergrund des „Dramas“ der Geschichte, das, worauf es für Alle ankommt, die  
in der Geschichte nicht nur eine Summe sinnloser Einzelheiten, sondern eine sinn- und planvolle

Richard,

Fügung erblicken, als schenkt ihnen Shakespeare. Deshalb hat diese Dichter den historischen Sinn seines Volkes so stark beeinflusst und dazu beigetragen, dass kaum ein anderes Volk so intensiv geschichtlich fühlt und sich in seinem Handeln so bewusst von geschichtlichen Traditionen und Lehren leiten lässt wie das englische.

Dabei sind seine Stücke niemals Tendenzstücke. Sie geben ein Stück Leben mit all seiner Klarheit, Begrifflichkeit und Ratschhaftigkeit, aber sie enthalten nie eine Tendenz. Ebenso wie die Dichter in ihrer grossartigen und allein schon dadurch überaus grossen Beharrlichkeit keine Schwäche und keinen Fehler ihres Helden verschweigt, sondern ihr Allzumenschliches mit einer manchmal fast peinlich streuenden Genauigkeit offen legt, lässt auch Shakespeare seine Helden tief in Furdum und Schuld versinken, aus dem sie hervorgehen oder aus dem sie, durch Leid geläubert, sich erheben. Er malt nicht Schrey-Herrn. Einer seiner Lieblinge, der Prinz Heinrich in Heinrich IV., der spätere Königliche der Könige, ist als Kronprinz wirklich ein Tüchtling, der, wenn es auch nicht in dem Helden- und Bordellleben seines Vaters wirklich ernstlich Anlass zur Sorge gibt und dem Herrscher des Königs prinzipiell. Es ist andererseits Shakespeares hervorstechende Kunst, seine vollkommenen Schurken mit einem Schimmer zu umgeben, der sich lagenden Helden bei Fago wie „Achilles“, des überlegenen Vorkämpfers bei Richard. Für Schiller's vollkommenen Schurken, für Franz Moor, empfinden wir kein Spinn von Sympathie. Aber für ein Missethater wie Richard fühlen wir irgend eine Art von Sympathie, sei es aus Bestunderung seiner Geisteskraft sei es aus Mitleid mit dem von Geburt an Entstellten, bei dem Shakespeare den körperlichen Makel, den Bruch der Fühlfeder werden lässt, die den Ausgleich für das ihm durch den Körperfehler Verzagte in der Geminnung unbeschränkter Macht, über Land und Meer, suchen lässt. Shakespeare lässt aber nicht nur seine Sympathien, sondern auch die eigenen Auffassungen und Ansichten völlig parisch werden. Er lässt ein Stück bewegten Lebens vor uns abrollen, in dem nur die Charaktere ihre geheimsten Gedanken, Sätze und Sorgen, offenbaren. Der Dichter selbst nimmt nicht Partei. Wir können dem „Julius Caesar“ nicht entnehmen, ob der Dichter auf Seiten Caesars und Marc Anton, oder auf Seiten des Tyrannen mörder Brutus steht. Er lässt beide Seiten ihrer Sache unüber-



kräftlich führen und selbst strikte Objektivität. Man kann an Ähnlichkeiten von dieser Grundregel vielleicht nur an zwei Stellen beobachten. In „Coriolan“ schleudert der Held, der Stärke, die und überlegene Vertreter der alten römischen Nobilität, eine Anklage von massloser Leidenschaft, Lichkeit gegen die Masse, die schreckende, unpopuläre und unheimliche Menge des Volkes. Aber das Verhalten der Masse und ihrer einzelnen Vertreter rechtfertigt Coriolans grimmigen Zorn und schneidende Verachtung. Hier ist auf der Seite der Plebs nur Schatten, es fehlt das Licht eines Charakters wie des Brutus oder des Pisonenmas eines Demagogen wie Marc Anton. Und in Heinrich VI. ist die Vorliebe für die Briten gegenüber den Franzosen deutlich herauszufühlen, vor allem Johanna, die „Königin von Orleans“, erhält eine Charakterisierung, der man das englische Ressentiment und das Bestreben der Rechtfertigung ihrer Verbrennung allzu deutlich anmerkt. Aber dieses Stück ist zweifellos eines der schwächsten Stücke des Dichters, offenbar ein Jugendwerk.

Das Bestreben Shakespeares, seinen Stücken eine unpersonliche Note zu geben und sie frei von seinen eigenen Empfindungen zu halten, hat seinen tiefsten Grund wohl in seiner religiösen Einstellung, auf die hier noch eingegangen werden muss. Wir wissen nicht, welche Stellung Shakespeare in den religiösen Geisteskämpfen seiner Zeit eingenommen hat. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass er kein Puritaner gewesen ist. Das geht schon aus der Feindschaft des Puritaner gegen das Theater, was seines Lebens Schicksal machte, der Theater. Als sie zur Herrschaft kamen, rund ein Menschenalter nach Shakespeares Tod, schlossen sie alle Theater in England; erst sehr viel später erwachte in des Dichters Vaterland wieder das Interesse an seinen Stücken. Aber ob Shakespeare stärker der alten Kirche zugehört hat oder der reformatorischen Richtung, dafür gibt keine Unterlagen aus seiner Lebensgeschichte, nur Vermutungen aus seinen Werken. Diese lassen den Schluss zu, dass, falls oder soweit der Dichter überhaupt sein religiöses Gefühl konfessionell hat bestimmen lassen, die Magnetnadel seines Glaubens mehr nach Hildesborg als nach Rom zeigte. Aber eines wird jedem, der die Werke des grossen Briten auf sich wirken lässt, in stannender Gewissheit klar, dass hier ein Dichter, wie kein anderer vor oder nach ihm, das Hinken des verborgenen Goldes im Schicksal des Einzelnen und im Geschick der Völker durch

die Wandlungen der Menschen, durch des „Zufalls“ blindes Walten, durch Verkettung von Schuld und Schicksal, von Luthen und Gnade hindurchschleichen, herausparat werden lässt. Alle Personen Shakespeares Stücke sind Puppen, die an unsichtbaren Fäden geleitet, ihr Spiel vorführen, das der Dichter erklärt und beschreift. Aber hinter der Bühne sitzt der unsichtbare Direktor, der die Fäden in Händen hält. Dieses hintergründige der grossen Dramen Shakespeares; das jedes Stück seiner Stücke, wie das von ihm in den Vorbildern des „Hamlet“ gestellte Spiel der Schauspieler vor dem Königshof, so einem Spiel im Rahmen eines grosseren Theaterstücks werden lässt, im Rahmen des Welttheaters, dessen allmächtiger Schöpfer nach dem Plan ewiger Ordnung am Teppich der Zeiten webt und des Unpeterschicksals Fäden in seinem Teppich frigt, das ist vielleicht das Grösstartige an des grossen Briten Dichtung. Und da diese Seite seines Schaffens, die doch das Fundament seiner Dichtungen bildet, die es auch erklärt, warum er seine persönlichen Selbstereien und Ansichten bei Seite zu stellen bemüht ist, bei dem in unzahligen Werken und Romanen, unentwunden vorzüglichsten Betrachtungen seines Lebenswerkes nicht die genügende Beachtung gefunden haben dürfte, ist es vielleicht von Interesse, an der Hand einiger seiner bekanntesten Stücke diesem Gedanken nachzugehen.

Aber bevor dies geschieht, sei zum Abschluss dieser Einführung noch Einiges über Shakespeares Sprache gesagt. Wie Goethe aus der deutschen, hat er aus der englischen ein musikalisches Instrument gemacht, das jedem Gedanken, jeder Stimmung, jedem Gefühlsausbruch den treffendsten Ausdruck und Ton verleiht. Sie kann wie Fanfaren tönen, wie Nachtigallen klagen und jubeln, in stolzen Hinstanden rauschen und in abgehackten Befehlen sich kleiden, wie im Julius Caesar. So ganze Passagen - unübersetzbar - nur aus einsylligen Worten bestehen, sie kann vulgär sein wie betrunkenen Matrosen Geschwätz und Streit, sie kann wie das Heulen verdammter Seelen klingen und wieder philosophische Gedanken in der ewig göttlichen Form leuchtender Klarheit oder geheimnisvollen Dämmerlichts ausdrücken. Jede, aber auch jede Ausdrucksform, Nuancierung, Tonart, Wortwahl, steht diesem gottbegnadeten Meister der Form und Sprache zu Gebote. Wäre er nur die - bei uns vielleicht aus wenigen Bekannten - Sonette geschrieben, wäre er unter die grössten Formkünstler englischer Sprache eingezugen. Von der Musik seiner Sprache bekommen wir einen - wenn auch unvollkommenen - Eindruck aus der Tisch-Schlegelschen

Übersetzung, ~~man vergesse~~ aber doch einen Eindruck. Denn wir haben das unergleichliche Ge-  
 schenk einer Übersetzung, die von begnadeten Dichtern stammt, und deren es, soweit  
 das kein Übersetzen überhaupt gelingen kann, gelungen ist, nicht nur den Inhalt  
 des Originals verständlich und formvollendet wiederzugeben, sondern auch das von  
 der Musik wiederholten zu lassen, die in Shakespeares' Drame liegt. Es ist ganz  
 selten, dass eine Übersetzung aus sich selbst heraus eine solche Formvollendung  
 entwickelt, dass sie als klassisches Ergebnis eigener Sprache gewertet werden kann.  
 Wir haben dieses Wunder in der Luther'schen Bibelübersetzung; in der edlen die Werk-  
 nachschreibung <sup>der</sup> mit der Steigerung aus dem schlechten Erwarterton - "und es waren  
 Hirten in derselben Gegend auf dem Felde" - bis zu dem majestätischen Vogelgesang  
 - "und als bald waren da bei den Engeln die Heiligen der himmlischen Heerscharen" -  
 oder das gesungene Halleludium der Liebe in Korinther 13, <sup>sie gehören</sup> dem sprachlich zu dem Schönen,  
~~gehören~~, das in deutscher Sprache geschrieben ist. Und wir haben ein ähnliches Wunder  
 das in der Tisch-Schlegel'schen Shakespeare-Übersetzung. Mag uns heute manches  
 veraltet und gekünstelt vorkommen, auch dem Engländer wird Shakespeares' Spra-  
 che nicht wie die Sprache von heute im Ohr klingen. Aber es bleibt die einzigartige  
 Tatsache, dass durch diese Übersetzung Shakespeares' Stücke zu einem Bestandteil  
 unseres eigenen Literatur geworden sind. Es ist das <sup>einer der ganz wenigen</sup> ~~einige~~ <sup>von</sup> ~~einige~~  
 Fälle in der Weltliteratur, - wenn <sup>man</sup> ~~man~~ <sup>von</sup> ~~von~~ der Bibel absieht - <sup>in</sup> ~~der~~ <sup>der</sup> ~~der~~  
 durch eine geniale Übersetzung vollständig in den geistigen <sup>Reich</sup> ~~Reich~~ eines anderen Vol-  
 kes übergegangen ist und als Fleisch von eigenem Fleisch empfunden wird. Es sind  
 uns Lear und Hamlet, Othello und Macbeth, Romeo und Julia, Shylock und Portia,  
 Prinz Hamlet und Falstaff zu ebenso vertrauten Gestalten geworden wie Wallenstein  
 und Tell, Maria Stuart und Johanna von Orleans, Egmont und Iphigenie, Tasso und  
 Marquis Posa.

"Herrlich und herrlich - und mit Entzückungen redete und hätte der Herr nicht, so wäre ich ein bösewichtiger oder  
 ein klingender Schelle." 31

Hier ist eben von der Einheit eines geistigen Europas verhandelt worden. Des großen Briten bedeutsamste ist Gemeingut der europäischen Völker geworden. Das ist Englands Beitrag zu einer geistigen Einheit des Kontinents. Die Sch. Tisch-Edelgebirge Über-Setzung hat dieses Werk zu einer lebendigen Potenz in Deutschlands Geistesleben gemacht. Das ist ein kleiner Beitrag Deutschlands zu der geistigen Einheit Europas, in die Vorbereitung ist fuer das Werden einer wirtschaftlichen und politischen Einheit. Konnten wir Goethe feiern als einen der wichtigsten Meilensteine auf dem Wege zur deutschen Einheit, so koennen wir in Shakespeares einen der groessen Wegbereiter der europaischen Einheit gemaessen, der den Schiffen auf dem sturmischen Meer der Politik die Einfahrt in den Hafen des Friedens weist.

Eine Kategorie von Menschen hebt Goethe Shakespeares aus der Menge der übrigen Menschen hervor. Es sind die Könige, die das Göttliche auf Erden repräsentieren, die Verräcker der höchsten Attribute Gottes, der Macht und der Gnade. Sie sind vor allen anderen Gottes Werkzeuge und Stellvertreter in der Vollziehung der Macht und der Erweisung der Gnade. Sie sind gewählt, durch das Blut, das ihnen die Berufung gibt, und durch die Krone, das Symbol ihrer Berufung und Verantwortung. Sie haben von allen Menschen die höchste Verantwortung, was ihr Amt das göttliche Licht ist. Weil sie durch die Ausübung der Macht Gottes Ordnung auf Erden verantwortlichen sollen, wird die Macht an ihnen selbst zum Prüfstein.

Die unheimliche Versuchung der Macht, die einen bis dahin unberührten und redlichen Mann auf die Bahn des Verbrechens treiben kann, ist das Thema des „Macbeth“, den der Hexen Prophezeiung, Rat und Hohn seiner Frau und der Ehrgeizphantasie in der eigenen Brust, dazu treiben, gegen die harmlose Stimme seines Gewissens den königlichen Gast zu ermorden und selbst die Krone zu ergreifen. Macbeth mordet den Schlaf und wird der Tracht seiner Tat nicht froh; es ist ein gebrochener, von dem Rachegeist der Schuld gebedrängter Mann, nach dem des Schicksals Vergeltung ihn erreicht. Aus bärstörischem Holz ist der Verbrecher aus königlichem Blut geschnitten, den ebenfalls die Vererbung der Macht auf dem blutigen Weg fabellos Mutaten treibt, Richard III., der aber diesen Weg unbewegt und ungerührt, unangefochten durch Mühe oder Zweifel, bis zum bitteren Ende geht.

Anderer Art als diese Versuchungen zur unrecht mässigen Ergreifung der Macht sind die Versuchungen, die an den legitimen Besitzer der Macht des König, Herrscher, Gottes „Hauptmann, Stellvertreter, Abgesandten“, wie in „Richard II.“ ein Vertreter des legitimisierten des König nennt. Hier handelt es sich darum, wie die Macht ausgeübt wird, ob im Sinne der dem König gestellten Aufgabe oder in einer Verzerrung. Das ist das Thema in Richard II., diesem prachtvollen, mit zu wenig beachtetem Stück, dem zweiten in der Portenreihe der Königsdramen der englischen Geschichte. Der ~~Zweite~~ Held des Dramas ist ein Enkel des Königs Edward III., dem er als Kind auf den Thron gefolgt ist, da sein Vater, der „Schwartz-

Prinz", von Edward III. starb. Richard hatte gute Anlagen, er war tapfer und ein Mann einnehmender Formen und königlicher Haltung. Aber früh verдорben durch das den Herrschern gefährliche Gift, Schmeichelei und Vergötterung, hatte er sich von der Pflicht des Königs, des Markes erster Diener zu sein, weit entfernt und in dem Hauptpunkte des französischen Feindes <sup>Königs</sup> entsprecht "Der Staat bin Ich" entsprechende Vorstellung in sich grossen lassen. Nicht der König war um des Landes willen da, sondern das Land um des Königs willen. Des Königs Anteil, der alle Herzog von Gault klagt in den berühmten Versen, welche die schönste, je verfasste und jedem Engländer gebührende Absperrung der Insel enthalten, dass dieses gekrönte Eiland sua, in Pacht ist, gleich einem Landgut oder Meierhof: Richard spricht das Gleiche ganz unbefangen aus: "Und weil die Missethäter, durch zu grosse Hof und freies Sprechen, etwas leicht geworden, so sind wir unser königliches Reich genötigt zu verpacken:"

Umgeben von einer lieblichen Beude von Günstlingen, die sein Vertrauen betrügen, führt Richard ein verschwenderisches Leben und leert den Staatsschatz durch Prachtstücke und unbegrenzte Freigebigkeit. In des Königs Entscheidungen unaufsehbar, des Königs Wille unfehlbar und die Gesetze für den König nicht bindend sind, hat er keinerlei Bedenken, zur Finanzierung eines geplanten Feldzuges gegen Irland nach dem Tode des Herzogs von Gault dessen gesamtes Vermögen einzuziehen. Dadurch verletzt er die Rechte Heinrichs Bolingbroke, des Sohnes des Herzogs, dem er wegen eines Streites, den Heinrich mit einem anderen Grossen hatte, auf 6 Jahre aus England verbannt hatte. Um sein Erbrecht zu haben, kehrt der gebannte Heinrich mit kühner Macht zurück. Da die Grossen des Reiches, die Geistlichkeit und das Volk ihm zuzustimmen, setzt er sich das Ziel noch höher, er entschliesst sich, den König zu entthronen und sich an dessen Stelle zu setzen. Bis zuletzt ist Richard davon überzeugt, dass der Himmel die Krönung seines Geblutes nicht zulassen würde, dass er ein Wunder von Rettung des Königs tun müsse: "Da Odem irdischer Männer kann die Herron Geschickten Stellvertreter nicht erschlagen. Für jeden Mann, den Bolingbroke gepresst, Dem Stahl zu richten auf die goldne Krone, Hat Gott für seinen Richard einen Engel im Himmelssold: mit Engeln im Gefecht Besetzt kein Mensch; den Himmel schützt des Recht."

Von diesem Recht ist es so durchdrungen, dass er von dem Volk, das sich wider ihn empört, sagt:  
 „Sie brechen Gott ihr Wort so gut wie mir.“ Aber der Himmel verschloss sich dem Glauben des Königs. Keine Engelscharen kommen dem Bedrängten zur Hilfe. Als Bolingbroke Richards Absetzung verkündet, widerspricht im Einzigen, der Bischof von Carlisle:

„Und soll das Bild von Gottes Majestät, dein Hauptmann, Stillredender, Abgesandter, Gesalbter, gekrönt, gepflanzt mit so viel Jahren, durch Vatersanwort gerichtet werden, und er nicht gegenwärtig? O weh! es Gott, dass seine Saken in der Christenheit so schwere, schändliche Tat verüben sollten!“

Aber die mutige Sprache wird sofort verhaftet, die Grossen Englands schwenken sich keinen Augenblick, „so schwere, schändliche Tat zu verüben“, und der Himmel lässt es trotz des festen Glaubens des Königs, trotz des Gebets und Einspruchs der tapferen legitimierten Carlisle geschehen. Es lässt zu, dass der König sich vor Bolingbroke demütigen und in seine Absolution einwilligen muss, dass er gefangen gesetzt und im Gefängnis ermordet wird. Und dabei war Heinrich Bolingbroke nicht etwa ein „besserer“ Mann als Richard, er war nur politisch klüger, in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke mindestens ebenso rücksichtslos, aber ein Staatsmann ersten Ranges, ein Mann der kalten Berechnung, nicht des Gefühlsimpulses, ein Mann des Verstandes, nicht des Glaubens. Und wir sollen in Bolingbrokes Sieg über Richard einen göttlichen Plan sehen?

Shakespeare hält sich in der Darstellung so tatsächlich Geschehenen eng an die Geschichte. Was er aber darüber hinaus uns erleben lässt, ist das Wunder der Läuterung und Wandlung durch das Leid, das sich an dem abgeschwundenen König vollzieht. Man beginnt ein strahlendes Glanz diese Gestalt zu umleuchten, der Richard zum echten König werden lässt. Er hatte die Macht des Königtums heillos missbraucht und des Königs heilige Pflicht göttlich verletzt. Die Horn wurde seine Waage; es war gezogen und zu leicht befunden. Die Horn ging an den, dessen Recht er verletzt hatte. Das Gericht über ihn, das an

verantwortungsvoller Stelle versagt, der „sein Pfand vergeben“ hat, bedient sich Gott oft eines In-  
strumentes, das moralisch nicht einwandfrei ist - man tritt zu Bolingbroke die Forderung, sich  
im königlichen Gut zu bewähren, - und sein Messer, das den dritten Ast zu Boden krocken lässt,  
stößt auch Kirschen und grüne Blätter vom Baum der Nation. An Richard aber, dem König,  
den das Glück nicht adeln konnte, errödet die Macht, erst indem er sie verliert, ihre läuternde  
und erzieherische Kraft. Trifft er dem Unvorsücker Bolingbroke in der Abdankungsszene schon  
in königlicher Haltung entgegen, so steigt es sich in der Art, wie er das Unglück seiner Kinder,  
Herzog trägt, als echter König. Er hört Musik und wird durch mangelnden Takt gestört:

„Ha, kaltet Leidmass! - Mit so sauer wird's Musik, so süß sonst, wenn die Zeit verlehrt  
Und das Verhältnis nicht geachtet wird! So ist's mit der Musik des Menschenlebens.

Hier hat'ich nun mit päplichem Gehör Verlepte Zeit an einer ernen Seite.

Doch sein die Eintracht meiner Mord' und Zeit halt'ich kein Obr, verlehptes Mess zu hören.“

Der Mann, der die Wunderbaren Worte von der Musik des Menschenlebens spricht, hat es im Leid  
der Entthronung und in der Not der Einsamkeit gelernt, dass Könige nur sein kann, wer das Mess  
nicht verlehpt, wo „Mansshalten“ verlehpt. Er hat seiner Zeit Ordnung gestört und muss  
deshalb von der Bühne der Zeit abtreten. Weil es nun, in seiner letzten Stunde, diese göttliche  
Ordnung begriff und sich demütig in sie fügt, höchst er *en capot* zur Größe hohen König-  
tums, das ihn dem Mörder voller Majestät und Tapferkeit entgegenbringt und sterbend  
sagen lässt: „Auf, auf, mein Geist, den hohen Sitz zu erben, Indem mein Fleisch hin niedersinkt,  
zu sterben“, und das dem Mörder die Lechtung abspriht: „Voll Muth, so wie voll von könig-  
lichem Blut!“ In der Darstellung des Versagens eines schwachen, unwürdigen Königs und des  
Aufstiegs des Leidgeprüften in königliche Größe gestaltet Shakespeare ein Stück, in des es alle  
Schätze der Poesie mit verschreuderischen Hand ausschüttet und in dem er uns hinter die Bühne  
des äusseren Geschehens das Halten der verborgenen Macht abnen lässt, die den Hochmütigen  
richtel und dem Demütigen Gnade werden lässt.



## Heinrich IV.

Im politischen Denken aller Zeiten findet sich ein Zug ins Religiöse. Die Könige streben nicht nur nach Macht und für ihre Untertanen nach Wohlfahrt, sondern auch nach einer Förderung und Bestätigung ihrer weltlichen Bestrebungen durch eine religiöse Weihe, nach einer Lösung und Erlösung aus allen irdischen Nöten durch eine allein Dauer verbürgende göttliche Ordnung der irdischen Dinge. Realpolitik des Allertums sucht nach einer Verwirklichung ewig gültiger Weltgesetze. Dieser Gedanke lag Plato's Staatsidee zu Grunde. Deshalb ist nicht Krieg, sondern der Frieden das Endziel der mittelaltl. Grossen in der Geschichte. Auf Frieden ist der Sinn der weisen Sacher gerichtet, von Seneca bis Kant. Um eine religiöse Gestaltung der menschlichen Dinge näherten sich Augustinus und Hadrian, Hieronymus und Enkianus, Karl und Otto der Grosse.

Diese Idee wurde besonders lebendig bei den Germanen. Sie waren durchdrungen von der so. Erben Natur des Königtums. Aus diesem Geist heraus hat Shakespeare dem Beruf und Amt des Königs eine Würde gegeben, wie kein anderer Dichter. Aus dieser Schau gestaltet er das grossartige Doppeldrama „Heinrich IV.“, das im Brückenbogen des Königsdramen den Mittelpunkt bildet. Es geht kaum ein Drama im Mittelalter, das eine solche Fülle lebenskräftiger, vollsaftiger Charaktere enthält, die klugen, sich abmühenden, von der Sorge um den Thron respectiven König, den Prinzen Henry, der sich in Gesellschaft lustiger Humpane hier in wilden Streichen von der bedrückenden Luft des Hofes erholt und in dem das Erbe in der Seele wächst und reift, bis es, als er ihn der Krone herabtritt, mit hüllem glücken Klang hervorbricht, den fahlen Ritter Falstaff, den von Witz und Wein geschwellten König in der spöttlichen Welt des Bordells und der Kneipe, Heinrich Percy, den Weisswurst, den einzigen Fingling, den Helden nur aus dem Kaiser selbst willen, tollkühn bis zum Alenboden, dem nicht wohl ist, was es nicht, wie Prinz Henry spottend sagt, zum Frühstück die Dolgend schollen umbringt und dazu unermüdet: Bagatelle, Bagatelle. Und um diese Hauptfiguren drängt sich in farbenfroher Fülle die Menge der Nebenfiguren des Hoflebens und der Kneipenwirtschaft, alle so charakteristisch abgezeichnet, dass sich über jedes Einzelnen ein Aufsatz schreiben liess.

Noch im Mittelpunkt der Handlung steht das Thema von der Macht. Die Krone ist die Achse, um die sich Alles dreht. Der Thronräuber Bolingbroke, der durch Gewalt und List seinen Vetter König Richard II. von Thron gestürzt und <sup>an Thron</sup> selbst bestiegen hat, hat in der Kneipe mit dem Prinzen schwere Schuld auf sich geladen. Nicht nur, dass er seinem Neffen und König den Eid gebrochen und Hochverrat begangen hat, noch schlimmere Tat beladet ihn. Heinrich ist viel zu klug und nicht,

dem, um nicht zu wissen, dass sein gefühllos verkehrliches Herz, ob denn kein Freund da sei, ihm von der lebendigen Gefahr zu befreien, als Hinfloam in das Herz eines gewissenlosen Eorgeizlings fallen und den Mord an Richard Kraussen würde, der, solange es lebe, auch in strengster Haft, eine Gefahr für den Thronrücken bilden müsste. Als dann die Zeit geschickten war, hat Heinrich Botlingbroke, nunmehr König Heinrich IV., die Fäden von seinen Rückschüssen abgeschüttelt und wie Pilatus die Hände in Unschuld zu waschen gesucht. Aber Richard's Blut klebt an diesen Händen, die Hand ist bespuckt seinem Namen, der Mord behaltet seine Gewissen. Doch nun erweist sich an ihm der Segen der Macht, wenn sie recht ausgeübt wird. Heinrich IV. ist ein König geworden, der sich im Dienst ver- setzt, da keine Ruhe und keine Freuden kennt, den die Sorge der Krone drückt, dessen Leben voll Missethat ist, den die Furcht plagt, dass der älteste Sohn, dessen glänzende Begabung es ahnt, in den nächsten Augenblicken missrathen könnte. Dem nun staatsmännischer Grösse gereiften Thronrücken bewegt nur der Wunsch, dass der Thron gesichert und das Land befriedet werde. Er weiss aber und erlebt es immer wieder, dass gegen den noch nicht durch legitime Nachfolge gebi- ligen Thron Empörung sich erheben und das Land in blutigen <sup>Unruhe</sup> Kriegen versetzen wird. Deshalb soll der Nachfolger in Krone, die er selbst schuld beladen an sich gerissen hat und deren er nicht froh geworden ist, mit seinen Händen empfangen und als rechter König „von Gottes Gnaden“ tragen. Deshalb hat er versprochen, als Sühne seiner Schuld eine Fabel ins heilige Land auszu- senden, um sein Königreich durch eine religiöse Weihe weinigen und heiligen zu lassen. Und weil es die Macht wohl weder Schuld sich ungeeignet, aber in einem langen, arbeitsreichen Leben so gewöhnt hat, wie es der Königsdienst erfordert, wird ihm in Tod doppelte Gnade zu teil.

Es hat <sup>sich</sup> Versprechen in Prang und Druck seiner Geschäfte und Pflichten, in ständi- gem Kampf gegen Aufstand und Empörung, nicht einlösen können. Als der letzte innere Feind beseitigt ist und nun der Weg frei wäre für die Fabel ins heilige Land, da wirft ihn eine schwere Ohnmacht auf das Lager, von dem er nicht wieder aufstehen soll. Als es fragt, wie das Zimmer heisst, in das man ihn geholt hat, erfährt er, dass man es Jerusalem benennt. Unaufmerksamkeiten dieser sind wohl geübt, das für eine dichterische Spielerei zu halten.

Nichts ist bei Shakespeare ohne Bedeutung. Hier eben hat dieser „Zufall“ den tiefen Sinn, dass die Gnade des Versprechens als erfüllt und die Schuld als geübt angesehen, dass die Gnade dem Thronrüber als echten König angenommen hat. Und eine solche Gnade empfängt der Sterbende. In seinen letzten Lebensstunden lernt er den Sohn als echten Nachfolger, als der Krone würdigen Träger erkennen. Der König hat sich die Krone kommen lassen. Sie ruht auf seinem Hinterkopf, an dem Prinz Henry sitzt und wacht. Es ist die heilige Krone, in der der Prinz im Glauben, der Vater sei gestorben, sich die Krone auf's Haupt setzt und in ernstem Gespräch mit ihr, die so viel Leid und Last auf ihren Trägern häuft, ins Behagliche geht. Aber der König ist noch nicht verschieden. Erwachend sieht er sich allein und der Krone beraubt. Er ruft, man kommt, man holt den Prinzen. Der König empfängt ihn mit der vorrausvollen Frage: Dein Hirsch war des Gedanken Vater, Heinrich! Doch der Prinz wiss sich in so liebe- und würdevoller Weise zu rechtfertigen, indem er sein bisher von kaltem Treiben umwölkes, dem Vater verschlossenes Inneres öffnet und in wunderbaren Worten sein Gefühl des Vaters und seine Pflicht der Krone gegenüber kundtut, dass der König endlich das Edle und Königliche in dem lange verkannten Leben des Throns erkennt. Man kann der schuld- und sorgenbeladenen Krone, die die Macht geleihert und die Gnade erlöst hat, in Frieden dahinfahren.

Es war nicht der Könige Heinrich IV. allein, der seines ältesten Sohnes, des Prinzen Henry, echtes Wesen und wahren Wert nicht gekannt hatte. In Sorge sind beim Tode des Königs auch der Prinzen Brüder, die Bischöfer, die Grossen des Reichs, in Sorge, dass man nicht mehr königlichen Ernst und Verantwortungsbewusstsein hätte das Land regieren, sondern dass der junge König seinen tollen Launen die Längel freigebe und seine wilden Hirschjagden an der Herrschaft über England teilnehmen lassen werde. Und in dem anderen Reich, in dem Falstaff König ist, freuen sich Falstaff und seine Leckhampane, man werde ihm grosse Lust kommen, man werde ihn weissen blühen. Sie wünschen sich Alle, in ihrer Furcht die in ihrer Hoffnung. In der grossartigen Szene mit dem Bischöfer erkennt der König die Handlung des Bischöfers, gegen den er sich einst in jugendlichem Übermut vergangen

und den dem Prinzen deshalb vorhaftet hatte, als begründet und recht an und verleiht ihm das Schwert,  
es wider so kräftig, gerecht und kaiserlich zu führen wie damals gegen ihn. Die Bräute beruhigt es,  
indem es von ihrem Vater sagt: „In seiner Gnade nahm meine Leidenschaft, und in mir überlebt sein  
ernster Geist“. Als aber kein feierlichen Empfang des Königs auf dem Platz vor der Hofministerabtei  
die dicke Falstaff ihm jubelnd stürzt: „Mein königlicher Heinz! Mein Koenigsjunge!“, da rüst ihn  
der König tiefenot zurück; es habe einst von solchem dicken Mann geträumt, der seiner Jugend  
Anstände und Vollheiten Scherz und Begleiter war; doch sei es nicht mehr das Ding, das er gewesen.  
Die Todesstrafe verbannt er die Gefährten seines wilden Heil aus London's Höhe, doch gibt er Weisung,  
ihnen Unterhalt zu gewähren, damit sie nicht auf dem Weg des Exils und Verbrechens gedrängt  
werden, und sichert ihnen, sobald sie sich beruhigt und gelähmt haben, ihre Fähigkeiten und  
Leistungen entsprechende Verwendung zu. Im Auftritte des Königs in diesen Szenen vereinigt  
sich Macht und Gnade, Majestät und Menschlichkeit.

Shakespeare lässt uns in diesem an drastischen Wahn, an majestätischer Hoheit,  
an tiefer Tragik, an abgeklärter Menschlichkeit in herrlichem Doppeldrama die Fäden abwickeln, an der  
den der verborgene Schicksalsleiter die handlungsvollen Personen leitet, um an dem durch Schicksal,  
Tendenzen, durch Bewährung lebenden Beispiel des Königs Heinrich IV., an dem im Konflikt gegen  
die aufstrebenden vorantreibenden Einsichten und Erfahrungsgeister, ~~an~~ an dem im Nahen und doch  
immer durch eine unsichtbare Schranke abgegrenzten Verkehr mit den Menschen der Schenke  
im hohen London gewonnenen Einblick in den Seelen, der sonst dem Königen verschlossen ist,  
den Prinzen Heinz rufen, sich klären und ändern zu lassen, um, als die Ruf an ihm ergab,  
die Krone als ihr würdiger Träger, als ein guter „Arbmann Gottes“ zu übernehmen und zu  
tragen. In Heinrich V. ist der echte König zur Herrschaft gekommen, hier hat die Macht Ver-  
antwortung einem Menschen königlichen Bleibes und mit dem geläuternden Gold eines edlen  
inneren Kerns zum Ideal des Herrschers werden lassen, der die Macht nicht unter dem Sporn  
der Ehre und der Furcht, sondern zum gemeinen Wohl ausübt und der nur der göttlichen  
Weisheit und Güte der Gnade weis, zum Vorbild eines Fürsten, in dessen Brand das Herz sei.

des ganzen Volkes schlägt, da der Fäpferste, aber auch die Schlichte, die Königliche und zugleich die Demütigste ist. Sein erster selbständiger Akt als Prinz in Fäwde ist ein Akt der Gnade, er gibt einem Vorker der Russländischen, dem Schollen Douglas, der als Gefangener in seine Hände gefangen ist, die Freiheit wieder: „Sein Mund, an unseren Helmen auch heissen, hat uns gelehrt, wie man hohe Taten selbst in der gegenwärtigen Ehren muss“.

Als König begnadigt er den kleinen Mann, der ihm in der Freundschaft geschmeichelt hat, doch versagt er die Gnade dem, der ihm nicht würdig ist, wie einem der alten Spiessgesellen Falstapfa, der im Krieg gegen Frankreich dort eine Kirche geplündert hat. Dieser Krieg beginnt er erst, nachdem ihm der Erzbischof, vom König beauftragt, ihm die reine ungeschönte Wahrheit zu sagen, mit ungeheurer juristischer Begründung die Rechtmässigkeit und Unabweisbarkeit des heiligen Ausspruchs vorgelegt hat. Dieser König weisst und spricht es aus, dass von dem im Krieg vergossenen Tropfen unheiligen Blutes „Ein jeglicher ein Weh und bittere Klage sind über den, der schuldig Schuldlos verbleibt“. Als er am Abend vor der Schlacht amokant durch das Lager geht und mit Soldaten spricht, sagt er ihnen das schöne Wort: „Jedes Niederstamm Pflicht gehört dem König, jedes Niederstamm Seele ist seine eigene? Der echte Herrscher weicht nicht davon, auch über die Seelen Gewalt zu gewinnen und Macht auszuüben. Doch dieser König fühlt auch tief und schmerzlich die Verantwortung seines Thrones, dessen Vorgesetzter nichts mehr hat, „was ihm selbst gehört? Auf dessen Schultern alle ihre Sorgen und Wünsche, ihre Schulden und Sünden abwälzen: „Nur auf den König! - Hier müssen alle tragen. O heiliger Stand, der grosse Trübsalstand! Weil dieser Trübsal die Demut besitzt, von der Carlyle gesagt hat, dass sie die edelste Präzision heissen könne, heissen, dass er allein, aus eigener Kraft, diese Verantwortung nicht zu tragen vermag, <sup>und</sup> holt er sich diese Kraft in constanten Gebet. Der Mann, der an der Spitze seines Heeres selbst Hand an den Fäpferstein schlägt und des Feindes fünfmal überlegene Heeresmacht schlägt, mahnt noch den Siege die Soldaten, sich des Sieges nicht zu überheben, sondern Gott allein die Ehre zu geben,

„die einzig sein ist.“ So skizziert Shakespeare in „Heinrich 5.“ den Nachgesang des wahren Königs an, der die ihm von Gott anvertraute Macht und Befugung nach göttlichem Gebot ausübt, und den zum wahren König werden zu lassen, denn nur Plan des „Heinrich 5.“ ist.

Institut für Zeitgeschichte - ARQIN

Neben dem Könige hebt Shakespeare noch eine weite Kategorie von Menschen über die Men-  
 ge der übrigen hinaus. Das sind die Richter. Mit die Könige haben auch sie die höchste Pflicht und die höchste  
 Verantwortung. Mit der König durch Blut und Krone; ist der Richter gewählt durch das Recht, das ihm  
 der König überträgt. Mit der König ist auch der Richter ein Anwalt Gottes, für das Recht, Gottes  
 Ordnung auf Erden zu wahren hat. Mit dem König steht auch dem Richter die göttlichste Befugnis  
 zu, Gnade erteilen zu lassen. Das Bild eines solchen vorbildlichen Richters lässt Shakespeare in der  
 Gestalt des Oberrichters in „Heinrich IV.“ entstehen, der ohne Ansehen der Person den Prinzen von  
 Wales gefangen setzte, als dieser im Richter des Königs Person schmähte und schlug. Als der Prinz  
 selbst König geworden ist, kommt es zu der berühmten Aussprache zwischen beiden Männern. Der  
 Oberrichter bittet den jungen König sich vorzustellen, dass er einmal selbst einen Sohn hat, der  
 seiner Schlämme spottet und Gerechtigkeit vom ersten Schritte verzieht, und dass dann ein Mann da  
 ist, der der Königs Sache fähig und aus des Königs Mächte den Sohn bringt zum Schweigen  
 bringt. Er appelliert an den König, nach dieser kühnen Überlegung seinen Spruch zu erteilen.  
 Und in königlicher Weise erwidert ihm Heinrich, er würde in diesem Falle seines Vaters Worte  
 sprechen: „Beglückt bin ich, solch' kühnen Mann zu haben, der Recht an meines Sohn zu überträgt,  
 Beglückt nicht minder, dass ein Sohn wie er ist, der seiner Größe zu des Rechtes Händen  
 sich so erkühnt.“ Der König verleiht dem Oberrichter das Schwert mit der Mahnung, es zu gebrauchen  
 „So kühn, gerecht und unparteiischen Sinns wie damals wider mich.“ Des Oberrichters Schwert  
 und Gerechtigkeit gegenüber dem jungen Prinzen hat ihre Früchte getragen, sie haben wieder  
 später eines strengen königlichen Vaters <sup>Hände</sup> die Schlacken aus der Seele eines Kronprinzen aus-  
 trennen und sein Herz zu dem Edelsteine harten sollte, der Prinzens größte Sorge erfährt,  
 da aber auch dem Recht sich beugt: Es gibt noch ein Hausvergericht in Berlin.

Ebenso wie man förmlich beglückt wird von der Freude, die Shakespeareoffensicht-  
 lich bei der Schilderung dieses echten Königs empfunden hat, geht es dem Dichter und dem  
 Leser bei Shakespeares berühmtesten Richtergestalt, der weisen Porcia im „Kaufmann von

Venedig." Sie gehört ebenso wie das Drama andere Hauptfiguren, der Jude Shylock, zu den welt-  
bekanntesten und unvergänglichen Gestalten, die der Dichter Geminus geschaffen hat. Einer  
der wenigen deutschen Menschen, die auch in unserer Zeit über eine wirkliche Universalbildung  
verfügen, war der Professor Joseph Kohler, den Juristen bekannt als Verfasser zahlreicher  
wissenschaftlicher Werke, vor allem über Patent-, Straf- und Kirchenrecht, und dadurch  
dass sich im Zivilrecht zu vielen Stellen bei Kontroversen über Streitfragen in den Kom-  
mentaren hinter die Darstellung der herrschenden Meinung der Vermerke findet: Andere  
Meinung nur Joseph Kohler. Dieser eigenwillige Gelehrte war auch ein Kenner freundes Spra-  
chen und ein Übersetzer fremder Dichtungen von Rang. Und schließlich war er ein begei-  
ter Shakespear-Forscher. Als solcher hat er ein Buch geschrieben: Shakespear vor  
dem Forum der Jurisprudenz. Darin behandelt er mit besonderer Liebe den Rechtsfall  
im Kaufmann von Venedig. Bekanntlich hatte der Kaufmann Antonio für ein Lehen  
seiner Freunde von Shylock gestohles Darlehen zugesagt und dabei einen Schein un-  
terschrieben, auf Grund dessen Shylock berechtigt war, wenn am Fälligkeitstage des Dar-  
lehens nicht zurückgezahlt würde, ein Pfund Fleisch vom Hals des Mannes aus Antonio's  
Brust zu schneiden. Auf diesem Ibsen besteht Shylock, als die Schiffe, die den Freund  
Antonio's mit ihren Waren die Möglichkeit der Rückzahlung des Darlehens bringen sollten,  
untergegangen sind und dieser daher den Wechsel nicht begleichen kann. Shylock ist, nicht  
nach heutigem, aber nach damaligem Recht, dochmals berechtigt in seiner Forderung, auch  
wenn die Erfüllung seines Anspruchs den Tod des Antonio bedeutete. Denn dem Gläubiger  
helfte die Schuld des Mannes nicht nur mit seinem Gut, sondern mit Leib und Leben.  
Spuren dieses Rechts haben sich in England selbst noch lange erhalten, da dort der Gläu-  
biger berechtigt war, den Schuldner in den Schuldstrum zu werfen, bis er ausgelöst wurde.  
Wir kennen humorvolle und tragische Seiten dieses Verfahrens aus den Schilderungen  
von Dickens. Hatte also Antonio doch die Unterschrift unter den Schein zu leisten



dem Pfund geschuld, so wir Shylock durchaus im Rechte, wenn er es am Neoplaton verdingelt.  
 Porcia erkennt dieses Recht auch an und wird deshalb von Shylock gerühmt: O weisen, o gerechter Richter! Als sie ihm aber hergeblid gemahnt hat, Gnade walten zu lassen, und er sich ausschickt, seinen blutigen Anspruch zu vollstrecken, da unterbricht sie seine Vorbereitung mit dem Hinweis, er dürfe nur ein Pfund Fleisch herausschneiden, keine Unze mehr oder weniger, und keinen Tropfen Blut dabei, sonst mache er sich des Mordes an einem Bürger Venedigs schuldig.  
 Man jubelt Antonio's Freunde: O weisen, o gerechter Richter!

Sicherlich entspricht der Porcia Spruch nicht dem damaligen Recht. Denn ein Pfund Fleisch fürwahr dem Körper bedeutete das Leben Antonio's, und sollte es bedeuten. Darüber waren sich nicht von Anfang an alle Beteiligten klar. Antonio selbst hatte keinerlei Zweifel an Shylock's Absicht, aber auch nicht an die Berechtigung des Anspruchs. Wir empfinden den Spruch als selbstverständlich. Damals war es es nicht. Damals war es eine völlige Umstümpfung des geltenden Rechts. Seine Bedeutung liegt darin, dass hier ein altes, ungerechtes und unvollkommenes Recht durch wohllichsste Auslegung, durch Über-  
 spitzung, im höchsten Grade gemeicht und dadurch dem neuen, besseren und menschlicheren Recht der Weg  
 frei gemacht wird. Durch den Urteilspruch der Porcia den Übergang von einem schlechteren zum über-  
 lebten zu einem besseren und lebenswerten Recht auf dem Weg über die ins Extrem getriebene  
 Anwendung des alten Rechts gefunden und verkündet zu haben, das ist <sup>nach Köhler</sup> Shakespeares unver-  
 gänglichster Beitrag zur Jurisprudenz.

Aber durch Shylock's Tragik und Porcia's Heisheit lässt der Richter noch tiefere  
 Wahrheit schimmern. Wenn wir ihr mit, fädelichem Gehör "lauschen, wie der Geflügelene Ri-  
 chard II. der Musik, die ihm das Geheimnis von der Musik des Menschenlebens offenbart, dann  
 sehen wir, dass menschliches Recht immer nur eine sehr unvollkommene Verrücktheit ist, Gottes  
 ertige Ordnung auf Erden zu verwirklichen. Mag es den Ausschau wegen einer Zeit ungesprochen  
 haben, immer wieder wird es, wie eine ewige Krankheit sich fortsetzend, späteren Geschlech-

der von dem. Wenn führt es in Schuld durch seine Erfüllung oder durch gewaltsamen Bruch, wenn  
nicht Gott durch den Richter, der auch ein Gesetzgeber sein kann, der schuldbeladene alle  
Recht in ein neues wandeln lässt. Und einen hoch tiefen Ton lässt Shakespeare anklängen. Jeder  
von uns ist ein Shylock, jedes von uns ist ein Antonio. Immer wieder berufen wir uns einen mit-  
menschen gegenüber auf ein "Recht", das die menschliche Ordnung, das staatliche Gesetz,  
die gesellschaftliche Sitte uns gibt, und das doch vor dem Richterstuhle der Fortia, der einzigen  
Gerechtigkeit, nicht bestehen kann. Immer wieder stehen wir in der Gefahr, durch den Au-  
spruch eines Richters auf ein solches "Recht" unsere Existenz zu verlieren. Da Fortiora,  
dem sein Recht zum Gericht wird, wie der Bedrohte, sie haben nur eines, das sie retten kann,  
das ist die Gnade. Der Fluch, der dem Gesetz anhaftet, wird nur durch die Gnade auf-  
gehoben. Die Fortia sprach befreit das Unrecht des "Rechts" durch die Gnade, die ihres Ur-  
teils Kern und Wesen ist. Dem Antonio rettet die Gnade, dem Shylock, der nicht Gnade, son-  
dern sein "Recht" wollte, wird sie zum Gericht. Es gibt keine menschliche Dichtung, in der  
das Geheimnis, die große Botschaft, die Gnade so ergreifend ausgedrückt ist wie in dem Wesen,  
die der Dichter der Fortia, dem guten Richter, Gottes Andenken und Stellvertreter, in  
seinem Mund legt: "Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang, Sie träufelt wie der Himmels milde Regen  
Über Erde unter ihr: viersach gesegnet: Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt;  
Am mächtigsten in Mächtigen, Friede sie Den trösten auf dem Thron mehr als die Krone.  
Der Fingerring zeigt die weltliche Gewalt, Des Adornats der Würd' und Majestät,  
Worin die Furcht und Schen der Könige sitzt. Doch Gnade ist die diese Deplumacht;  
Sie thronet in dem Herzen des Monarchen, Sie ist die Ähnlichkeit der Gottheit selbst,  
Und ist so die Macht kommt göttlicher Am nächsten, Wenn Gnade bei dem Rechte steht."

Die Omar Haggan, dem persischen Dichter, der in England, das ihn in einer wundervollen Übersetzung bewirkt, besser bekannt ist, als in Deutschland, finden wir die berühmten Verse:

Sie sind Figuren nur auf in Sinnen Schach, Das Er auf seinem Brett spielt Nacht und Tag,

Die hier und her Er zieht und rückt und schlägt Und einzeln wieder in den Knoten legt.

Dem Lesen des „König Lear“ ist man genötigt, immer wieder an diese Verse zu denken. Das Drama behandelt einen Sagenstoff aus alter Zeit. Der alte König will sich die Macht teilen und sein Reich unter seine drei Töchter teilen. Die Frauen sollen die Töchter selbst bestimmen durch die Freigabe und Härte des Bekennnisses ihrer Liebe zum Vater. Die Machtübertragung eines heiligen Herrschers, was bei der Macht gefährliche Wirkung an ihm erweisen. Der maßlosbrunnen und übermäßig gewordenen Mann will Alles kommandieren, auch die Liebe. Weil in ihm selbst das bessere Ich überdeckt ist durch die Schichten des Hochmuts, der Hüllosigkeit und der Ungerechtigkeit, sieht er, auch bei anderen, nur auf den äusseren Schein, den sein getrübler Blick ihm erlauben kann nicht mehr zu unterscheiden vermögen. Deshalb fordert er das Schicksalsurteil zu Hilfe um seinen Töchtern und erkennt wieder die Menschlichkeit bei der beiden älteren Töchtern, die sich in der Bekundung kindlicher Liebe überbieten, noch die Ehrlichkeit des Edlen in der Jungfrau, in Cordelia, die die Schamhaftigkeit seiner Liebe den Mund verschließt. Deshalb hält er, <sup>nachdem er</sup> ~~da~~ die Königsmacht erlangt hat, eigensinnig an ihren äusseren Leistungen fest, an Ritterbegleitung und Knechtross, und gerät dadurch in Streit mit den Töchtern, die lieblos dem abgedankten Vater diesen letzten Glanz des Daseins nehmen wollen. Die Last der Härte und des Hochmuts, die er selbst gesetzt hat, trägt er den Töchtern eine öppige Last, und bitter sind die Kränke, die dem alten König aufgeschicht werden.

Aber in Lear lebt etwas, das, wie einer seiner Diener sagt, springt, ihm. Less' in dem Alten. Unter den Schichten, die das Herrscherleben und die unbeschränkte Macht auf sein Inneres gehäuft hat, schlummert ein besseres Kern. Man lässt den Dichter den König, der bisher nur der Daseins goldene Seite gesehen hat, den Leidensweg gehen, er führt ihn durch Demütigung und ärmste Armut, durch Einsamkeit und den Feuer des Wahnsinns. In diesem Scheiternsprozess fällt eine der Schichten nach der anderen ab. Das ursprüngliche Edelgestein seines Herzens wird gelöst von den verdeckenden Schichten. Das Auge wird wieder schaudernd und leuchtend

auch unter der ärmlichsten Hülle Leides und Elles zu erkennen. Das von falschem Hochmut befreite Herz wird aufnahmefähig für die Gnade, die sich dem alle, seines Herzauses nicht mehr mächtigen König in der Verschiedenen und Alles überwindenden Güte Cordelias naht. Vorherrschend ist es eine der graum-  
vollsten und erschütterndsten Szenen der Weltliteratur, dass in dem Augenblick, als der König durch die Liebe der wiedergefundenen Tochter die Gnade erlöst hat, Cordelia getödtet wird und nun da alle, die tote Tochter in den Armen tragende Vater Schmerz und Weh aller Kreatur in die Welt hinaus-  
schreit: „Hault, hault, hault!“ Wir hören nach Goethes Wort des Schicksals Sturmwind wehen.

Man ist geneigt, gegen dieses Schicksal mit dem Dichter zu hadern. Wohl sind wir damit einverstanden, dass er die beiden Töchter bösen, den verbrochenen Gatten des einen und den schwarzen Edmund, den Bastard, sterben lässt. Aber warum Cordelia? Wäre es nicht dem Sinn des Stückes gemässer, wäre es nicht „befriedigender“ gewesen, wenn er den geländerten Vater in ihnen Armen hätte sterben lassen? Hat er es etwa nur gedaan, um die Gelegenheit zum dramatischen Grausen der Schlusszene zu erhalten? Hier das meiste, weiss nur wenig von dieses Dichters Metrik und Kunst. Das Gleiche gilt von allen, die über die Schlusszene, in denen sich, in Othello wie in Macbeth, in Lear wie in Hamlet, die Leichen häufen, wie in einem schlechten Kriminalroman, der nach der Zahl der Angebrachten befehlt wird, ganz rasch hinwegzulesen, als den unerquicklichen Schluss eines interessanten Stückes. Und doch sind diese Schlusszenen des Leidschneidende, für das alle vorhergehenden Szenen die Vorbereitung gebildet haben, sie enthalten das Gericht, das der Dichter des Welttheaters an denen vollstreckt, die seine Ordnung auf Erden gestört haben.

Wenn wir dieses Göttergerichts erschütternde Gerechtigkeit in „Othello“ und „Macbeth“ und selbst in „Kauzel“, in dem dieses Gericht auch den edlen Helden dahin-  
räfft, anerkennen können, so nehmen wir uns doch instinktiv gegen den „Zufall“, der dem Gegenbefehl gegen der schwarzen Edmund Geheiss, Cordelia hinwegzuführen, um wenige Minuten zu spät kommen lässt. Wenn es aber richtig ist, dass es für Shakespeare keinen Zufall gibt, dass Wilhelm seine grossen Dramen von Seiten der Menschenschicksale selbst zu Werke weigen, wie lässt sich dann der Tod der Cordelia einfügen in einen Plan, in die Gerechtigkeit Gottes? Shakespeare verschmäht ein

„happy end“, aber seine tragischen Schlusszenen sind auch nie ein sinnloses Gemüsel. Sie stellen uns vor ~~den uns eine Antwort~~ auf die ewige Frage des „Warum“, die seit Hiob's Tagen gerade den an einen das Einzelgeschick in die Völkergeschichte blickenden Gott glaubenden Menschen immer wieder in schmerzlicher Aufpeckung geworden ist, die Frage, warum es keine Gerechtigkeit in irdischen Sitten gibt, warum es dem Bösen gut geht und der Gute leiden muss, warum Gott es zulassen kann, dass ungeblühte unschuldige Kinder das Opfer des Graus moderner Kriegführung werden, dass schuldlose Frauen und Mädchen von einem puchlosen Soldaten vergewaltigt werden, durch Shakespeares Stücke schreiet der „verborgene“ Gott, dema das, was wir nicht zu erkennen, dessen Plan wir nicht zu ergründen, dessen Pläne wir nicht zu begreifen vermögen. Deshalb sind diese Stücke so ungeheures Lektüreviel, weil hier ein gottbegnadeter Dichter nicht versucht, menschlich ausgeklügelte Lösungen seiner dramatischen Handlungen zu bringen, sondern Lösungen entwerfen lässt, die, wie im wirklichen Leben, uns oft so ungerecht erscheinen, als könne sie nur ein blindes Schicksal herbeigeführt haben. Aber wiederum ist es Shakespeares große Kunst, uns fühlen und ehren zu lassen, dass es kein blindes Schicksal ist, das die Helden und den Zufall walten lässt, sondern dass hinter der Heldenüberr doch ein Gott der Ordnung und der Gerechtigkeit die Fäden in Händen hält.

Nach Shakespeares Willen ist der regierende Herrscher, „der König“, die Befehle Gottes. Nichts kann sie so ungeheure Verantwortung. Denn wie von einem guten König sagen uns geht über ein ganzes Volk, veranlaßt das Wort des Herrschers sein ganzes Land in eine Höhe. Shakespeare steigert Wirkung des Herrschers in das Übermenschliche und Dämonische. Ist die als Fundament von Staat und Gesellschaft faul, dann verbreitet sich die Fäulnis wie ein Krebsgeschwür über das ganze Land, dann steckt sie auch das, was gut ist, verschwendet es und wandelt guten Willen und reines Streben in Foulheit und Schuld. Die jüngste Geschichte hat uns die tiefe Wahrheit dieser Schau des Dichters in Schreck und Grauen erleben lassen. Im Jahr hat

1 die Frage, die ihren erschütterndsten Ausdruck in dem Aufschrei des Schuld- und Sündlosen am Kreuz gefunden hat: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

des alten Königs Hochmut und Unverschämtheit die Dämonen losgelassen. Sie herrschen jetzt den Hof  
des Völkchens, dort sind jedem Frevel die Fänge freigegeben. Der unkindlichen Worte gegen den Vater  
folgt unweibliche Grausamkeit, Gift, Entbruch und Mord. Vom Königshof fliegen die Dämonen durchs  
Land. Der rechtschwerliche Dastard kann seine Qualen im Hirtel sehen, da alle Glorien sind geblen-  
det. Die Verfolgung fliehen vorwärts von Herbeck zu Herbeck. Und Cordelia muss, wie der Vater  
in schilpen und zu retten, gegen ihr Heimland in den Krieg ziehen. Durch des Königs Schuld herrscht  
das Böse in seinem Reich.

Kann die Welt aus den Fugen gehn und Gottes Ordnung aus den durch Menschen Schuld getrocknet  
Wird, dann ist sein furchtbarstes Gericht, das er sich abruft und die Dämonen sich perfluchen können.  
In diesem Gericht wird die verborgene Force offenbar, gerade mit er auch Unschuldige leiden und  
sterben lässt. Die Ordnung kann nur bürgerlich werden, wenn der Nutzen dieses Gerichts alle dörren  
Äste vom Stamm geschält hat; doch fallen mit dem faulen Holz auch Blätter, Blüten und ge-  
sunde Zweige. Nicht immer sehen wir Menschen im solches Gericht sich vollziehen. Es ist der Dichters  
Auge, und in seinen Werken den erschreckenden Ernst vor Augen zu führen, mit dem eine verheerliche Ord-  
nung wiederhergestellt wird. Dieser Ernst kennt kein happy end. Dieser Ernst lässt Schrecken und Ge-  
tats der Schuld an den Hirtlungen und Folgen erkennen, die sie im Untergang Unschuldiger hat.  
Deans Tragödie wäre nicht das erschütternde Stück, das uns den verborgenen Gott in Gerechtigkeit  
und Gericht zeigt, wenn nicht die schuldbeadenden nicht nach Cordelia unterginge. Deans muss den  
Recher die Folgen seiner Schuld bis zum Neige lesen. Das bleibt ihm und uns nicht erspart. Die  
Gnade, die ihm zuteil wird, besteht nicht darin, dass er befreit wird von dem, was sein Verbrechen  
angesehen hat, sondern dass er sein besseres Selbst findet und dass ihm in Cordelia's vergebender  
Güte die Liebe begegnet. Das ist stärker als Tod und Grauen. Das Licht dieser Gnade rief einen  
verklärten und veredelten Schein in das Dunkel, in dem die arglistigen Dämonen sich selbst  
und ihre Opfer verschlingen.

## Hamlet.

Unzählige Forscher und Darsteller haben sich mit der Bedeutung des Charakters und des Schicksals des mit dem Leben schöpferischen Verstandes und tiefsten Gefühls ausgestatteten, überhöflichen und interessanten Gestalt Shakespearschen Genies befaßt, des Königsprinzen, der dem wunderbarsten und grandiosen Drama, das je geschrieben ist, den Namen gegeben hat. Vom Optimalen an Hamlet nimmt: „Des Hofmanns Auge, des Geliebten Zunge, des Kriegers Arm, des Mannes Blume und Hoffnung, der Sittliche Spiegel und die Bildung Meister. Das Mysterium der Bestrafung.“ so ist das nicht die überhöfliche Schwärmerei eines jungen Mädchens, dem in einem Prinzen, und noch dazu dem geliebten, alles verblüht erscheint. Nein, in diesem Stücke erscheint er auch einem Feinde, doch er fürchtet ihn der König, deshalb lügt und verachtet ihn das Volk, das ist sein Ruf, der auch in die Ferne gedrungen ist und den jungen Norwegerfürsten Fortinbras am Schluss des Dramas sagen läßt: „Lass mir Hauptleute Hamlet auf die Bühne gleich einem Krieger bringen, denn er hätte, Wäre's hinaufgedrungen, imfehlbar sich Höchst königlich herabstürzen.“ Alle, die ihm nahe kommen, sind eng mit ihm verbunden, in Mitleid, Liebe, Ehre und Furcht, seines kann ihm gegenüber gleichgültig bleiben, auch wir können es nicht. Jedem Furcht und Verachtung. Besonders dieses Missdeuten mit glühendem Interesse und nicht endendem Scharren vor der Rätselgestalt Hamlet's, die in jeder Empfindlichkeit so einzigartig ist, die so ungeheurer Stasidie für ihn Bewegung ist und auf jeden Wechsel mit wunderbarer Schnelligkeit reagiert, deren hindernde Regungen wie feinste Nadeln ihn selbst und uns auf der Wache halten gegen die fernsten Wirkungen eines noch drohenden Gefahr, deren Auslöser wir aus der Fiste geschossen werden von jenen, die abnorm auf der Hut ist vor wirklichen und vermeintlichen Gefahren, deren Selbstgespräche wie strahlende Spiegel in schwarzen Sittensabmen sind, die tiefste Gedanken über des eigenen Wesens Rätsel und das Daseins rätsel überhaupt verstrahlen. Und nun ist dieses höchst merkwürdige festzustellen, nämlich ein völliges Verkennen und Mißverstehen dieses erstaunlichen Charakters, der sich seit Jahrhunderten festgesetzt hat und das fast jeder Leser und Hörer des Dramas als selbstverständlich und unaänderlich betrachtet.

Um was handelt es sich in dem Spiel? Hamlet's Oheim hat seinen Vater ermordet und seine Mutter geheiratet. Der Geist des Vaters verlangt vom Sohn, das unelke Gesetz des Blat,

sache zu vollziehen. Die inneren Nimmungen, die Hamlet nicht zur Ausführung des väterlichen Befehls kommen lassen, bilden den Inhalt des Traumes, an dessen Schluss erst Hamlet in letzter Aufregung den metaphysischen Oheim tötet, der ihn durch ein herbringendes Gift tragendes Papier hat verurteilt lassen. Man ist versucht, diesen Inhalt mit dem Schicksal des Orest in Parallele zu setzen, der seinen nach der Rückkehr von Troja ermordeten Vater Agamemnon durch die an seiner Mutter Klytämnestra und ihrem Pöbeln vollzogene Blutrache rächt. Während der Orest die der Schuldgefühle versinnbildlichenden Rachegöttinnen verfolgt, bis ihm die Sphigenei Schwesternliebe rät, ist Hamlet dem Ausbruch der durch die Bezeichnung "das geschickte Gedanken und Gefühle schon vor ihrer Bezeichnung ausgesagt". Man ist gewohnt, ein Versagen Hamlets darin zu erblicken, dass sein großherziger Versuch ihn nicht zur Tat kommen lässt, dass, um mit den Dichters Worten zu sprechen, "die angeborene Färbung der Entschliessung durch die Gedankenblässe angekränelt" ist. Man macht ihm zu einem Fall Fabius Cunctator in der Rührung der Ehre seines Vaters, ja man hat Hamlet geradezu als Minderkeitspiel für den Mangel an Entschliessungskraft als Folge eines Überreichthums an Gedanken angesehen. Das ist das grosse Missverständnis, durch das man sich gewohnt hat, den Charakter des Helden in völlig falschem Licht zu sehen und sein Verhalten unrichtig zu deuten. Hier darf wirklich dem Dänenspringen die Entschliessungskraft abgesprochen, da der Zuschauer hinter die Fassade während seines Gesprächs mit der Königin in jähem Augenblick durchbohrt, das das Theaterstück als Probe für seinen Vorkämpfer missichtlich in Syden setzt, der auf der Fahrt nach England des Königs Brief, der ihm den Tod in England bringen würde, entschlossen und unerschrocken tauscht gegen einen Befehl, die beiden Überbringer sofort zu erhängen, da das Förderschiff, das sie während der Fahrt angreift, in rascher Höhe allein erlosch? Hier ist ein Mann von federnder Energie am Werk, kein Trümmel, den Denken zur Tat unfähig gemacht hat.

Noch weniger freilich darf man die Auffassung von Friedrich Bodenschedt, so gross dessen Name als Shakespeare-Übersetzer und -Kommentator sein mag, dahin folgen, dass Hamlet sich künstlich in die Rolle eines Narren hineingespielt habe und bald auf dem Wege



gewesen sei, ein wirklicher Herr zu werden, bis das Schicksal ihn gleichsam blutige die Nachpflicht habe vollziehen lassen, welche er mit hellem Auge und klarem Bewusstsein niemals vollzogen hätte würde. Wirklich nicht? Denn wäre das kunstvolle Netz, das Hamlet in dem Schauspielerstück dem König und der Haupt werfen sollte, um dann die Rache zu vollziehen, schon im Nachsinn abt gewesen? Nein, hier scheint der typische Fall vorzuliegen, in dem ein aufgeschlossener Mann sich in vergangener Zeiten Rechtsauffassung und Pflichtgefühle nicht zu verschaffen vermag. Die Pflicht, von der übrigens Fortenslett selbst spricht, war eine heilige Pflicht, die Hamlet nach der Auffassung seiner Zeit erfüllen musste. Das hielt auch die durch die Ermordung des Bruders auf dem Thron gekommene König für selbstverständlich. Deshalb übernahm er argwöhnisch jede Regung und Bewegung Hamlets und war entschlossen, ihn aus dem Hofe zu räumen, sobald es abende, dass Hamlet sein Geheimnis entdeckt habe. Als Schuld, als "Varnung" würden wir heute sagen, spielte Hamlet die Hebsinnigen. Oft freilich wissen wir nicht, wo die Grenze liegt zwischen dem gespielten Wahnsinn und der dem Grund seines Seins aufwühlenden selbstischen Erschütterung, in die ihn der Vaters Rachebefehl und die Entdeckung des furchtlichen Verbrechens gelockt hat. Aber auf dem besten Wege, ein wirklicher Herr zu werden, vor Hamlet wahrhaftig nicht. Was aber ist dann die Grund seines Tügens?

Es gibt eine Auffassung, die tiefes schneit als die landläufige. Es ist nicht nur das schreckliche Geheimnis, dessen Mitteilung durch des Vaters Geist Hamlet's richte und ausgeglichene Natur auf den tiefsten aufgerührt hat. Es ist vielmehr ein furchtbarer Gewissenskonflikt, dem Hamlet auf dem tiefsten aufgerührt hat. Es ist vielmehr ein furchtbarer Gewissenskonflikt, in dem ihn dieses Geheimnis stürzt, der nagende Krampf an der Wahrheit dieser Mitteilung, die ihm im Theaterstück in Szene setzen lässt, und etwas, das noch tiefer, in die Regionen des Unterbewusstseins, bohrt. Auf der einen Seite steht die Pflicht, die ihm das eigene empfindliche Herzgefühl auferlegt, und die Pflicht der Blutrache, die ihm Tradition und Lebensauffassung auferlegen, auf der anderen Seite ein unheimliches Gefühl, das sich gegen diese Pflicht auflehnt. Ist nicht die Rache das Böse, das, sich immer wieder neu gebend, in schrecklichem Kreislauf dem in ihre Maschen Verstrickten vor die Frage stellt, ob Sein oder Nichtsein besser ist, das auch der ganzen Menschheit als Anreiz nur lässt, nicht mehr fruchtbar sein und sich zu mehr:

Ich in ein Mark, Ophelia! lässt sich Hamlet nicht vorstellen als der erste moderne Mensch, in dessen  
komplizierten Innern eine neue Gesittung, hervorsteht von der Welt und sich selbst nur halb be-  
wusst und halb ausgeprochen, revoltiert gegen das einfache, allgöbliche Prinzip: Auge um Auge,  
Zahn um Zahn? Diese Auffassung erblickt seine Tragödie darin, dass gerade sein durch den Geniesens,  
Konflikt hervorgerufenen Lügen ihm in neuer neue angelegte Schuld verstrickt, dass er - schuldig-  
unschuldig - zum Richter köstlicher Gevatteren wird, der Polonius, der Rosencrantz und Guildenstern,  
der Laertes und schließlich auch der König selbst, und dass auch Ophelia's Tod auf seinen Schulden  
lastet. So viel Bestehendes diese Auffassung auch hat, so verfallt sie doch wohl in den gleichen Fehler,  
wie Bodenscheid's Mutationsversuch, Hamlet aus der Anschauung unserer Zeit erklären zu wollen. Wir  
wissen ihn nicht aus seiner, nicht aus unserer Zeit heraus vorzubringen, aus Shakespeares Stück, nicht aus  
unseren in das Stück hineingetragenen Theorien. Wo, was das Verständnis so schwer macht, ist, dass  
Hamlet ein Rätsel ist, weil es so wirklich, weil es ein Mensch im tiefsten Sinne, in der ausschöpflichen  
Tiefe des Genies ist, weil nie an irgend einer Stelle der ganze Mensch, stets nur der jeweilige Teil  
spricht, - der ganze Mensch spricht nur durch den ganzen Akt - . Er glaubt auch durchaus nicht  
immer selbst, was er sagt; auch im Selbstgespräch sind seine Worte oft wild und unregelmäßig und zeigen  
weniger seine wahre Meinung als die Störung der Harmonie dieses reichen Geistes durch das furcht-  
bare Ereignis, das in sein Leben eingedrungen ist, oder sie sind so bestimmt durch für einen  
heimlichen Zweck ~~bestimmt~~ berechnet. So kommt man zu falschen Schlüssen, wenn man  
den Schlüssel zu Hamlet's Charakter und Handeln in einem Monolog gefunden zu haben meint.

Von dem ist, den Schlüssel bei Shakespeare selbst im Gesamtplan des Stückes zu finden.  
Härold aus dänischen Hof und im dänischen Volk Selbststimme herrscht über der Königin, der  
rechtmässigen Erbin des Thrones, Eudochia, ihrem Schwager zu erheben, der sich in geschickter Form den  
Reichsständen als neuer Regent vorstellt, steht Hamlet, der Sohn, um den sich Mutter und Stief-  
vater mühen, einsam abseits. Er ist tief verletzt durch die aus allererster Hand seiner Mutter,  
und sein wie eine Magnethedel auf verborgenes Böses reagierendes Könnungsvermögen sagt  
ihm, dass entgegen dem äusseren glänzenden Schein alles - faul ist im Inneren Dänemarks:  
In diesem seelischen Zustand trifft ihn die Erscheinung des Vaters, des "Maulwurfs",  
der die Welt des Scheins unterminiert und dem Sohn die furchtbare Wirklichkeit offenbart.  
Ein Mord ist geschehen, in einer für die damalige Denkungsart unvorstellbar schreckli-  
chen Form. Der Bruder hat den König durch das ihm im Schlaf ins Ohr getropfte Gift un-

vorpersidelt sterben lassen, er hat ihn, mit der Geist klagt. In meiner Sünden Tode hingegriffen,  
 ohne Nachsicht, ungebeichtet, ohne Blung. Der Mörder hat ihm dadurch nicht nur das Leben, sondern  
 die Seligkeit geraubt. Darin liegt der Unterschied dieser Tat, das Faulische, mit dem sich keines der  
 Verbrecher der an Verbrechen natürlich reichen Shakespeareschen Stücke vergleichen kann. Erst wenn man  
 sich in diese Auffassung der Tat Shakespeares - und Hamlets - versetzt, wird Hamlets an Habssium  
 grenzender Schmerz und seine Hand voll verständlich. Dies ist wahrscheinlich eine Tat, welche die Zeit  
 aus dem Augen gehen lässt. Und man ergeht an ihn, an den Prinzen, die Forderung, die aus den Fugen  
 geratene Zeit wieder einzurecken, die sittliche Ordnung wiederherzustellen.

Der Auftrag, den der Geist ihm gibt, ist ein doppelter, ihm an dem Mörder zu rächen  
 und die Mutter zu bezeugen, sich von der ehelichen Gemeinschaft mit dem Mörder zu lösen und sie  
 in seinem Rächepunkt niemals klammern zu lassen. Die Rache kann nicht durch blossen Vobschlag  
 vollzogen werden; deshalb darf Hamlet den Oberen nicht im Gebet töten, sondern nur, wenn er ihm  
 in der Sünde, in der Trunkenheit, im Spiele trifft, um sicher zu sein, dass er der Mörders Seele  
 ebenfalls zur Hölle schickt. Jeder andere Tod wäre keine Rache, sie wäre eine Belohnung des  
 Mörders. Dies liegen die ungeheuren Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Hamlet weiss von dem Verbrechen,  
 aber weiss ihn. Er muss dem Augenblicke erkunden und benutzen, in dem die Rache ihre volle  
 Wirkung tun kann; er muss den König treffen, ohne die Schande seines toten Vaters und seiner  
 Mutter, dass diese schon im Schritte ihres ersten Mannes in unerlaubten Beziehungen zum  
 Schwager stand, die Welt zu offenbaren. Und dabei muss er, wenn er die Hölle nieder einreiken  
 will, die Tat in einem Zeitpunkt und einer Form vornehmen, die in den Dänen, die doch von ihm  
 Verbrechen nichts ahnen und von der Legalität der Regierung des neuen Königs überzeugt sind,  
 nicht gestohlet, nun Hamlet als Thronmörder ansprechen und seine Berufung auf den Ruf  
 eines Geistes als freche Lüge abtun. Man braucht nicht Melancholiker, Philosoph, Fröu-  
 menjurist, man kann resoluter Mann die Tat sein und doch ritterscheu, die Schwierigkeit  
 des dieses Lage und dieses Auftrags Herr zu werden.

Aber, Hamlet ist nicht im Glück, in dem es nur um Blutrache geht. Dies geht es  
 um mehr: „Des Vaters Rache glüht, ja diese Erde, dies Helligebäu, mit Hamlets Gesicht,  
 Als trübte sich der jüngste Tag, gedemütigt von diesem Tat.“ Diese Tat, die einem andern nicht

nur das Leben nimmt, sondern ihn in die Hölle stößt, ist im Frevel, der Gottes Herrschaft ausbeutet, der Gott aus seinem Recht und seiner Macht verdrängt. Deshalb ist Gott auf dem Fleck gerufen. Er ist der Gegenspieler, der die Enttarnung des Schuldigen und die Wiederherstellung der göttlichen Rechtsordnung in die Hand nehmen muss. Das weiss Hamlet nicht, er glaubt, der Vandalende ist sein, und nur am Fikeln der Magnetnadel in seinem Monologen ist für ihn spürbar, dass er abnd, ein Werkzeug in höherer Hand ist. Zunächst gibt er sich ohne Zögern, mit einer Energie und Unbedingtheit, wie sie nur ein ganz Macker aufzubringen vermag, dem gewordenen Auftrag, der Aufgabe des Rächerauftrags hin. Er löscht sein ganzes, bisheriges Leben völlig aus, um nur diesem einen Ziel zu leben. Er opfert auch seine Liebe, auch wenn dieses Opfer an die Ansprüche seines Seins geht. Für eine solche Aufgabe zu lösen hat sie er und die mit ihrer Lösung verbundenen Schuld auf sich nehmen muss, der darf sich nicht an einen anderen Menschen binden, darf eines anderen Menschen Leben nicht in sein fortan gewisses und verfluchtes Dasein binden. Wenn Ophelia schildert, dass er sie bei ihr umgeben sei "mit einem Blick, von Trümmern so erfüllt, als wär' er aus der Hölle losgelassen, um Greuel kundzutun", so schildert sie den Seelenzustand eines Menschen, der sein Leibchen einem Höllenraus opfert, mehr, als sie selbst es abnd. Die Marke, die er sich aufschreiben muss, um an diesem Hof, mit den Klößen, die er hegt, überhaupt sich bewegen zu können, entspricht zugleich den höllischen Qualen, die seine Seele fernüber. Hamlet's Makroismus ist zugleich echt und gespielt, Ausdruck seiner inneren Verfassung und Maske, die er, je nach seinem Gegenüber, wechselt. In der Welt der Sittens und der Länge kann auch er nur scheitern, indem er sich darnd. In dieser Marke spricht er schillernde Habheit.

In der Begegnung mit Ophelia vor dem heimlich lauschenden König und Polonius muss Hamlet ein Dreifaches tun. Er ist vom König "heimlich bestellt"; um Ophelia, wie durch Zufall zu treffen. Mit seinem auf's äusserste geschärften Abwägungsvermögen tröstet er dabei, dass sich Ophelia in der Rolle, ihm vor dem Ohren lauschender auszuordnen, hingeeben hat. Er muss ihr nun sagen, dass er seine Liebe zu ihr opfert, ohne den rechten Grund auch nur andeuten zu können. Er hält ihr vor, dass er die Rolle durchschaut, zu der sie sich missbrauchen lässt, ohne dies deutlich aussprechen zu dürfen. Er muss endlich selbst eine Rolle vor dem lauschenden spielen. Man muss diese Szene aufmerksam lesen, um sie begreifen, nicht ad hoc. Der Kunst Shakespeare ihm diese Aufgabe lösen lässt. In seiner grossen Racheaufgabe ergreift er die erste sich ihm bietende Möglichkeit, die Ankunft von Schauspielern an

Königlichen Hof, nun in mächtigerer Regier die „Mansfalle“ in Szene zu setzen, durch die er vielleicht erreichen will. Es tritt Sicherheit herein, ob er nicht durch einen bösen Geist gewarnt ist, und er will erreichen, dass der Verbrecher seine Schuld eingesteht. So lässt er die Mordopfer in allen Einzelheiten vor dem Schlichtigen sich abvollziehen. Das erste gelingt ihm, das zweite nicht. Nur ihnen allein demonstriert sich der König durch sein Verhalten. Aber dieses „Spiel im Spiel“ ist mehr als die von Hamlet inszenierte Mansfalle. Nicht umsonst nimmt es in einem solchen Raum ein und steht im Mittelpunkt des Dramas. Es ist im Gleichnis für das ganze Drama. Hier die Schauspieler im Spiel spielen müssen, dessen Zweck und Sinn sie nicht verstehen, so sind auch die Personen des grossen Dramas, Hamlet voran, Spielende in einem Stück, dessen Ziel und Ausgang sie nicht kennen, so ist auch, wie es in einem andern Drama Shakespeares heisst, „die ganze Welt ein Bühnen, und alle Männer und Frauen nur Spieler“.

Die Mansfalle führt nun unmittelbar in die tragische Tiefe des Dramas. Der König, der in der Sicherheit seines völligen Geheimnisses, das kinderseltlichen Wissen Banau, in die Aufführung gegangen ist, wird durch die haargenau Niedrigkeit des von ihm begangenen Verbrechens in höllisches Entsetzen gestürzt. Das Gericht, vor dem er sich so sicher wähnte, bricht über ihn herein, er sieht sich zum ersten Male in seinem wahren Licht: „O meine Tat ist schand, sie stinkt zum Himmel.“ Er versucht in beiden und abtut nicht, dass der Räder mit blaudem Schwert hinter ihm steht und nur deshalb nicht zu schlägt, wie der Verbrecher in diesem Augenblicke bereit vor Gott treten und die Valor da her nicht gewacht sein würde. Und Hamlet abtut nicht, dass sein Schwert in diesem Augenblicke doch einen Verwundenen getroffen hätte: „Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen; Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.“ und dass daher noch Hamlet's Schwerpunkt aus kein Augenblick besser hätte gewählt sein können.

Der Mutter, die von ihrem zweiten geliebten Verbrecher nichts abtut und sich in der Unpacht ihrer weltlichen Schwachheit so sicher wähnt, dass sie glaubt Hamlet Vorwürfe machen zu können, weil er den König beleidigt habe, muss sich von ihm so gut Rechenenschaft geben lassen, dass ihn vor Scham die Sinne vergehen. Der Sohn ringt um der Gerechtigkeit der Mutter, die er aus dem Sumpf erretten will, ohne ihn das Furchtbarste sagen zu dürfen. Er rebt die Mutter und wird selbst schuldig. Gehten seiner Aufgabe stößt er blitzschnell zu, als sich hinter dem Vorhang ein Häuschen bewegt; es kann nur der König sein, und dies ist im sein Rache, zur Tötung

eines nicht vorbereiteten geeigneten Zielpunkts. Er stösst zu - und tötet den Polonius.

Damit hat Hamlet in dem Augenblick, als er handelt, sein Spiel verloren. Er hat sich dem König als Rächer vorzulegen und sich selbst zum Verbrecher gemacht. Selbst wird aus dem Rächer der Verfolgte. de. Hamlets Racheauftrag ist gescheitert. Er wollte der Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit nach seinem eigenen, so gar inszenierten Plan seine Mutter wird aus dem Verfolger ein Gebeteter, der nicht mehr die Handlung bestimmt, sondern der „als Figur auf Gottes grossem Schachbrett geschoben“ wird. Er kann jetzt nur noch instinktiv handeln, um das eigene Leben zu retten. Ihm ist mit dem Stoss, der dem Falschen Brief, die Vergeltung aus der Hand genommen von Hamlet gesagt hat: „Mein ist die Rache; ich will vergelten.“ Hier nun Hamlet nicht mehr seine Aktion dirigiert, scheint sich die Handlung in Impulsaktionen aufzulösen, in denen doch nur die grosse Schlussabrechnung vorbereitet wird und sich unbländlich abzeichnet in dem beginnenden Vordringen, der Provenienz und Gültigkeiten des Ver. durchs Verhörnis entgegenreisen lässt, der Ophelia im Blumenland im Wasser bereitet, der die Totengräber auf dem Friedhof mit Hamlet über den Tod philosophieren, Laertes mit Hamlet im Grab der Ophelia singen und schließlich dem König das Gift für den letzten Gang, den Wappengang zwischen Laertes und Hamlet, mischen lässt.

Die Schlusszene wird zum Schlussgericht. Hier Hamlet, wider seinen Willen, die Rache hat vollzogen müssen, wird nun die Tat nicht gewürdigt, sondern gerichtet. Nun wird vor aller Welt offen, wer der Schuldige, wer der Verbrecher war. Nun reinigt sich die Luft von den Dämonen, die das Land verpestet haben. Hamlet braucht sein grosses Geheimnis nicht preiszugeben, da der König eine neue Schulderei begangen hat, in der er gefangen wird. „Der Rest ist Schwingen“. Hier wird keine menschliche Rache vollzogen, sondern durch Aufdeckung der Schuld die Gerechtigkeit durch Sünde geführt. Die „Rache“ ist gerechter, als Hamlet sie sich hat vorstellen können, er füllt den König, nicht im Schlaf oder Mensch, sondern mitten in seiner schwarzen Blutschuld, in dreifachen Mord, in dem er sogar die Frau, um sich nicht zu verraten, den für Hamlet bereiteten Giftkelch trinken lässt. Hier richtet Gott, und Hamlet ist sein Werkzeug. Auch Hamlet selbst, der sich, als er seinen Rachepfad auf eigen Faust durchführen wollte, durch die Ermordung des Polonius schuldig gemacht hat, muss sterben, damit eine neue, reine Ordnung beginnen kann. Er, der in aus dem Fugen gegangenen Zeit untertauchen wollte und sollte, vollendet seine Aufgabe, indem er die Macht einem neuen Herrscher übergibt, dem edeln Fortinbras.

dem einzigen, der an dem grausigen Verbrechens- und Todesspiel in Dänemark nicht beteiligt war. In Hamlet  
 gemüht und redet durch die Worte „o lieber Hamlet“ ihr besseres Selbst. Laertes, der des Königs Ränke  
 mitgemacht und Hamlets Tod verschuldet hat, findet sterbend den edlen Herrn seines Vaters, der in seiner  
 Schwäche Ophelia so wunderbar erglänzte: „dass uns Vergeltung verheißt, edler Hamlet!“ Nur da König  
 fährt schuldlos zum Hölle. Hamlet selbst verzitt dem Heros: „Der Himmel mache dich frei davon! Ich folge  
 dir!“ Er hat im Wort des Mitleids für die schwache Mutter: „Arme Königin, <sup>gahr</sup> ~~so~~ toll!“ Er befreit den  
 Freund Horatio davon, Selbstmord zu begehen, und richtet sein letzten Gedanken auf des Reiches Zukunft.  
 So ist sein Leben voll erfüllt, seine Aufgabe voll gelöst. „Der Rest ist Schweigen“.

In diesem wunderbaren Drama hat jedes Wort Bedeutung. Es ist eine Welt des Scheins und  
 der Lüge, in die wir versetzt werden, und alle tragen Masken, der König, die Kinder der Maske des Jovi-  
 allen, populären Königs das Schwermut aublitig verkirgt, Polonius, die „Kette“, der hinter der Maske  
 des fürstlichen Vaters und Biedermanns den eillen Hofmann, der Karriere- und Gelegenheitsmacher  
 kaum verkirgt, der sich nicht selbst, die Tochter als Lockvogel zu benutzen, und dem Sohn für  
 die Fahrt nach Paris weltlich kluge, moralisch höchst aufrechtbare Ratschläge auf dem Weg  
 gibt, die schwache Königin, die ihre Schwäche nicht einmal sieht, da auch sie völlig in die Welt  
 des Trugs eingespannt ist, der litle und kindige Laertes, ein degender Pharisäer, der erst im  
 Tode sich von der Scheinwelt trennt, auch Ophelia, die sich gegen den Geliebten als Werkzeug  
 der Bosheit hat missbrauchen lassen, deren armer Sinn den furchtbaren Riss, der ihre Welt  
 von der Welt der Wahrheit trennt, nicht zu überbrücken vermag und von dem Wahnsinn, den  
 der Geliebte als Maske trägt, zerrütet wird. Und gegen diese Welt der Lüge, die sich ihres  
 Fundaments so sicher zu sein glaubt, treten nur zwei zum Kampf an, der Geist des alten  
 Königs und Hamlet, der Ritter der Wahrheit, der in der ersten Redehaltung mit der Mutter  
 ihr seinen Grundsatz sagt: „Mir gilt kein „scheint“,“ der Willenbeuger, der dort die Lehre von  
 der Wahrheit in sich aufgenommen hat, der „reine Vor“, der die Aufgabe erhalten und mit  
 allen Konsequenzen übernommen hat, die Tragwelt zu entlarven und das Reich der Wahrheit  
 und des Rechts wiederherzustellen. Man darf nicht darüber hinwegsehen, dass die Königin  
 den Sohn tötet, nicht wieder nach Wittenberg zu gehen, in der Ahnung, dass dort die Klötte  
 ist, wo nach Wahrheit geforscht wird, und dass das Hereindringen der Wahrheit ihre Welt,

in der es sich so nett und behaglich leben lässt, hören und verplätzen lassen würde. Es darf nicht darüber bin-  
weggesehen werden, dass Polonius seinen Sohn nach Paris schickt und dem Shakespeare die beiden gegensätz-  
liche und Wahrheit, Niederlichkeit und Sauberkeit, Schein und Sein, in Paris und Wittenberg und in diesen  
Jüngern, Laertes und Hamlet, gegeneinander sich aufheben lässt. Der Spiegel dieser durch „Paris“ ver-  
körperlichen Welt der Trugs, in die „Dänemarks“ versunken ist, hält Shakespeare seiner Zeit, dem Renais-  
sance-England vor, das auch im Land der Dross und Lüge und verborgenen Frevel wider Heinrich VIII.  
wie wider Elisabeth war. Gegen den verführerischen Glanz dieser sich überwelt, die doch im Grunde  
eine Scheinwelt ist, lässt Shakespeare - nicht im konfessionellen Sinne - die Wirklichkeit der Unsicht-  
baren andeuten, die Welt von „Wittenberg“, gegen die falsche und pharisäische Sicherheit die Worte  
des Geistes, wie Hamlet sie in seiner Rede vor Ophelia zum Ausdruck bringt und die in der ganz  
unpharisäischen Skepsis gegen das eigene „Gute“ echt wittenbergisch aufleuchtet ist, gegen den  
Frevel der göttlichen Gerichts. Hamlet ist das gewaltige Spiel des Eintrucks des metaphysischen, des  
Jenseitigen, in das Verdorbenen Reich des Diesseitigen, in das Dänemark des Königs Claudius, in das  
England der Renaissance, in die Sagenreiche aller Zeiten. Der Herkennung dieses Spiels Eintrucks sein  
will, der muss sich ganz hingeben, ganz opfern, wie so der Dämonstranten hat, der muss auch  
erkennen und erleben, dass sein eigenes Spiel ohne Erfolg ist und ihn in Schuld und Fortum ver-  
strickt, dass er aber, wenn er sich selbst fahren lässt und aus in die Front der Sache stellt, Gewin-  
nigt wird, den Plan des grossen Meisters, von dessen Hand ~~gemeint~~ geleitet, herrlich auszuführen.

Der Weg, den Hamlet bis zu diesem Ziele im Dänemark hat, mit seiner vielfachen Verwick-  
lungen und Fortschritten, das ist die Tragödie des Dämonstranten, der nicht ein Träumer, sondern ein  
Faktenschickel ist, der eben gerade durch sein Tun, dadurch dass er selbst Vorsehung spielen will, seinen  
Rachepflanzen nicht macht, auch der erst, als er Verfolger, Gefährdeter, Herkennung geworden ist, seine  
Mission erfüllen darf, die aus dem Fugen gewordene Zeit wieder einzuwickeln. Hier ist es möglich,  
dass man diesen Menschen, der vom ersten Augenblick an, in gesprachlicher Aktion ist, der  
sich unerschrocken dem Geiste stellt, der sich seiner Aufgabe so vollkommen weicht, dass er  
alles <sup>andere</sup> aus dem Herzen reißt, auch seine Liebe, der die verschiedenen Masken des Wahnsinns in  
Kindlicherischer Vollendung trägt, der die „Mausfelle“ in Speise setzt, der in heissen Worten  
der Mutter Seele redet, der im Sausesen an der Hand durchbohrt, der man diesen von Energie

7 „bereit sein ist Alles“



geladenen Menschen zum Träumen, zum bedenklichen Philosophieren, zum Vagabundieren, von des Gedankens Blässe angebräunelten Denker gemacht hat? Der Grund liegt in den Monologen, die man ohne Rücksicht auf die Handlung, auf den Ort, an dem sie gesprochen werden, auf den Seelenzustand, aus dem sie heraus wachsen, für sich allein darstellt und aus denen man dann die melancholische Blässe herausliest, die den Abspornung zum Tod nicht findet. Es sind vor allem zwei Monologe, auf Grund ihrer das Missverständnis erwachen konnte, der Monolog in II. 2. „O Welch ein Schurke! und wiederer Sklav' bin ich.“ und III. 1. „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.“ Denn in dem Monolog II. 2. auf dem Wege zu seinem Mörder muss <sup>Hamlet</sup> seinen Väterchen bündigen:

„O Herz vergiss nicht die Hölle! Die dränge sich über's Meer in diesen festen Pansen!  
Grausam! nicht unnatürlich lass mich sein; Wer reden will ich Tölpel, keine brauchen.“

Auch in dem Monolog III. 3, als er mit gepökeltem Schwert hinter dem bedauern König steht, hält er sich mühsam zurück, um nicht den Schurken, der seinen Vater ermordet, in den Nie, hell zu senden. In dem Monolog II. 2. Man sieht wie, wie ein Mann der Tod sich tadelt, dass er nicht schneller im Werke geht, und wie er den Entschluss fasst, durch die „Mausfalle“ sich selbst Gewissheit zu schaffen und den König zum Bekenntnis zu bringen. Nirgends so frei dem wir ohne Ausdeutung, die Furcht vor der Aktion vorat. In Gegenteil, seine Anzeichen dient nur dazu, seinem Drang zum Satz noch stärkeren Schwung zu verleihen. Die Monologe verraten nicht mangelnden Willen, sondern die Qual, dass er noch nicht so beenden kann, wie in dem Willen ausgesprochen. - Obgleich der fernste Monolog „Sein oder Nichtsein“, in dem Hamlet den Selbstmordgedanken beleuchtet. Sicher ist, dass der dunkle Schatten des Melancholie auch auf sein tapferes Herz gefallen ist, es mag sogar sein, dass er im Selbstmord nicht nur in einer Form behandelt, wie sie ihm in Hülfebring manches Mal durch Diskussion haben mögen, sondern wie in der Form, in der diese Gedanke seinen durch die Offenbarung des unerbittlichen Frevlers über belasteten Seele gestraft haben mag. Das Entscheidende aber ist ja, dass in diesem Monolog von einem Publikum spricht. Er weiss, dass Zuschauer da sind, um sein Gespräch mit Ophelia zu belauschen. Er weiss, dass es sein klügler und gefährlicheres Geg. nur ist, der im Verdeckt lauert. So muss er hier in einer Form, die seiner Art angemessen

18 - 11 - 05-11-25  
ist, im König den Eindruck hervorzurufen, dass er für einen Akt nach aussen ausgerichtet <sup>ist</sup>, und eher daran denkt, sich selbst als einen anderen kampfbringenden. Es ist schillernde Halbheit, die Shakespeare hier mit höchster psychologischer Meisterschaft Hamlet, berechnet auf den Zuschauer, aussprechen lässt. Daraus den Schluss auf den "Trübsinn" zu ziehen, heisst, den grossen Hamlet verkennen, heisst den für einen "Intellektuellen" machen, der das Gegenteil von, ein Ritter des 17. Jhdts ist.

Es gibt kein anderes Stück Shakespeares, das in solch einzig gütlicher und unerreichtester Form Gott selbst als Spieler des grossen Puppenspiels, wie früher einst das Leben gehandelt hat, in grosser Absicht handeln lässt, der einen edlen, für notwendige Fäden entschlossenen Menschen, die Fäden aus der Hand nimmt und dadurch das, was nur Rache gewesen wäre und die aus den Fingen gegangene Zeit nicht wieder in Ordnung gebracht hätte, zu einem gerechten, reinigenden und heiligenden Gericht werden lässt. Öffnet uns der Sinn des "Hamlet" nicht die Augen für den Sinn des geschichtlichen Dramas unserer Zeit, in dem Gott für einen Faden entschlossenen Wagnern die Fäden aus der Hand genommen und dadurch das, was unvollkommen und vielfach unverständlich geblieben wäre, zu einem gerechten Gericht über einen Fehler <sup>hat</sup> werden ~~zu~~ lassen, einem Gericht, an dem nicht mehr zu zweifeln ist?

Und ein Kämpfer für die Heiligkeit.

Nach uns im Hamlet vielleicht am tiefsten erschüttert, ist die völlige Einsamkeit, in der hier ein edler Geist den Kampf mit der furchtbaren, ihm auferlegten Aufgabe und um die tiefsten Fragen des Menschentums durchkämpft, unversehrt auch von denen, die ihn lieben und besonders auch die, mit die ihn nicht verstehen, an ihm im Verstand. Was nicht Shakespeare in Stück eigen, dem tragischen Leben in diese Gestalt hineingelegt? Wir dürfen wohl annehmen, dass ihm die Tragik des Genies nicht erspart geblieben ist, wie sie auch Goethe nicht erspart blieb, die Tragik der Einsamkeit trotz Glück, Ruhm und Reichthum, die Eiseshölle des Gefühls, im Orpheus und Ligullischen nicht verstanden zu sein. So flüchtet Shakespeare aus dem Menschengeschlecht, dessen Unvollkommenheit er nie klein anderer erschaut und erlebt hat, in seinem letzten Stück, im "Sturm", in die Phantasie eines Desemio, in dem Hissen über die Dienste übernatürlicher Kräfte verfügen, und in die Resignation der Nox:

"Wie dies Schein lockere Bau, so werden Die wolkenhaften Türme, die Paläste,  
Die hohen Tempel; selbst der große Ball, Ja, was daran aus Luft hat, untergehen  
Und, wie dies Meer Schaugepräng' verblasst, spurlos verschwinden.  
Wir sind solch Ding wie das im Traum, Und des kleinen Lebens umfasst ein Schlaf."  
Und wohl mit den gleichen Gedanken, mit denen er Prospero am Schluss sagen lässt:  
"Dann stich ich in mein Mailand, Ho mein drittes Gedanke soll mein Grab sein";  
flüchtet Shakespeare in das Verstummen der letzten 5 Lebensjahre.

Aber dieses letzte Stück des Genies ist wohl noch mehr als ein Ausweichen in ein Reich der Phantasie und eine Flucht in die Resignation. Im Jahr 1564, dem Geburtsjahr Shakespeares, stirbt Michelangelo, des gewaltigsten künstlerischen Genies Italiens. Er hat in seinem langen Leben Blüte und Herrlichkeit, Freue und Vorfall der Renaissance erlebt. In dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben, der nach Goethes Wort den Inhalt der Geschichte bildet und der in keiner Zeit mit solcher Leidenschaft und in solcher Sichtbarkeit ausgefochten worden ist, wie damals - und vielleicht heute -, hat Michelangelo Kunst und Geist bewusst in den Dienst Gottes gestellt. Er besaß nicht die kindliche und fröhliche Frömmigkeit Raffaels, er sang in wildem Fauchel rasender Gedanken um den verborgenen Gott. Die Leidenschaft.

liche Blut, das italienische Ringen eines Kampfes schlägt uns wie Fackeln aus dem „Fingerringe Gericht“ und den Wandbildern der Sixtinischen Kapelle entgegen. Im Tackel im Kampf gegen den Pessimismus und Nihilismus, der die Renaissance trotz aller Hmut- und Wissenschaftsbegeisterung dem Feind und ihren er-schütterndsten Ausdruck in dem Gestalten der Renaissance-Papste und ihrer Nepoten findet, ist aus dem Mund des sterbenden italienischen Genies in die des Dichters übergegangen, der in Stratford der Menschheit geschenkt wurde. In seiner größten Form hat Shakespeare den Hoborgenen Leiter des menschlichen Puppenspiels am Herde gepigt. Er ist von Stufe zu Stufe gestiegen, vom Kampfe seiner Helden mit Anforderungen, die man ausser an sie herausbrachte, bis zum Hohen Kampf, der nur im eigenen Herzen ausgetragen wird. Er hat Alles gesagt, was über menschliche Hoffe und Schrecken, Lichten und Tessen, Seligkeit und Verdammnis in tragödischer Form gesagt werden kann. Er hat uns die Menschen, auch die gewaltigsten, als Figuren gepigt, die der Decker der Geschichte an seinen Fäden bewegt, bis sie „bereit“ sind zu handeln, ~~da~~ und „reif“ werden wie Lear und damit die Gnade bedürftig und hilflos werden, oder in verprügeltem Trotz wie Macbeth „Her, halt' zuerst ruf, soll zur Hölle fahren!“ und Richard III. „Ein Königreich für ein Pferd!“ sich in den Pulvergang stürzen. Nun schritt er sein letztes Stück, und gibt uns in ihm ein Gleichnis alles Vergänglichkeits: Der Inselherrscher Prospero, dem Geistes dienen, der Sturm wird lösen kann, der die an seiner Vertreibung aus seinem Mailänder Fürstentum Beteiligten bei ihrer Fahrt über das Meer im Schiffbruch auf seiner Insel landen und durch Prüfungen hindurchgehen lässt, ist nur ein Gleichnis für den Hoborgenen, dessen Helden der Dichter durch alle seine Stücke schimmern lässt. Hier kommt es dem Dichter nicht mehr auf Charakterzeichnung, auf folgerichtige Entwicklung der Handlung, auf dramatische Schärfe und Entwirrung eines Knotens an. Das Alles liegt hinter ihm. In seinem letzten Stück schenkt er uns in reinster Poesie den fertigen Ab-gang seiner tiefsten Weisheit.

In dieser Weisheit gehört auch, was im Dienste Prospero's Caliban steht, der Trickwack, eine der unheimlichsten Gestalten, die dichterische Phantasie geschaffen hat. Es ist das Sinnlose des Chaos, des Nichts, der gestaltlosen Anordnung, die zur Herrschaft kommt, wenn Prospero sich abwendet. Er ist das Böse, das dem Herrscher haßt und ihm doch dienen muss, Gottes

Affe, der, losgelassen, unsagbares Unheil auslöst und den doch ein Wort des Meisters wieder an die Helle legt. Und so schrecklich Caliban ist, es finden sich Menschen, die sich mit ihm verbinden, um Prospero die Herrschaft zu räumen. Wo das Böse sich in einem Menschen im Verkörpern zeigt, in den vollkommenen Schurken wie Iago und Richard III., da gibt die Shakespeare diesen Gestalten einen verstehenden Zug, einen aufhellenden Schimmer, durch überlegenen Hitz und Geist.

~~Der Caliban im Drama~~ Auch Hamlets verbrecherischer Vater, König Claudius, ist eine Gestalt, da es an einnehmenden Dingen nicht fehlt, von gewinnenden Wesen, die meisten kleinen Rede, die Fürst, da lebt und leben lässt. Dem Caliban im Drama versagt Shakespeare auch das Klein, aber verklärende Schein. Das ist nicht ein nachlassen seiner dickerischen Gestaltungskraft.

Hier wird das Böse in seiner Dumpfheit, seines tierischen Geiz, seiner Feindschaft gegen die Geist, seiner Ablehnung der Gewalt, ohne Verschönerung gezeigt. Zwischen Prospero und Caliban kann man auf der Trauminsel die Menschen. Zwischen dem verborgenen Gott und dem Bösen geht auf Erden der ewige Kampf. Caliban allein kann nicht durch die Gnade erlöst werden. Er ist in aller seiner Hässlichkeit fürchterlich gefährlich. Darin und nur darin besteht das Drama der Geschichte und jedes menschlichen Lebens, ob die Menschen sich auf Caliban's Seite schlagen oder von Prospero an sich ziehen lassen wollen. Shakespeares tief religiös gibt Prospero den Sieg.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

7. von 40 Ausfertigungen.

KAISER FRIEDRICH II

von

Ante Graf Schwerin v. Krosigk

München 48

1. A k t

## 1. Szene

(Alter Landsknecht, zwei junge Landsknechte am Lagerfeuer)

Alter Landsknecht: War eine verfluchte Hitze heute. Und heut' Nacht ist's infam kalt. Das tut den alten Knochen nicht gut. Man ist das Wetter nicht mehr gewohnt im deutschen Fruehling.

1. Landsknecht : Solltest Dir von Deinem Kaiser ein Bauerngut schenken lassen. Sagst ja immer, dass er ein so guter Herr sei. Bist doch lange genug in seinem Dienst herumgelaufen.
2. Landsknecht : Der schenkt einem deutschen Landsknecht nichts. Der denkt an seine Sarazenen. Haetten wir nicht eine Leibwehr fuer ihn sein koennen, besser als das unglaeubige Pack?

A.L.: Was sollte ich auf einem Bauernhof? Kenne nur das Soldatenhandwerk, bin nun fast schon 50 Jahre hinter dem Kalbfell hermarschiert und bleibe dabei, solange mich die alten Beine noch tragen wollen.

1.L.: Und wenn sie Dich nicht mehr tragen, bleibst Du irgendwo im Strassengraben liegen. Wer Dich findet, wird Dich nicht freundlich in sein Haus einladen. Du haettest Beute machen sollen, dann koenntest Du dir selbst etwas kaufen.

2.L.: Dann hinge er schon laengst am Galgen. Damit ist der Kaiser rasch bei der Hand. Pluendern duerfen wir nicht. Und das Gold, das er aus den Kirchen weggenommen hat und die Schaetze, die er aus dem Morgenland mitgebracht hat, alles das bekommen nur seine Sarazenen.



- A.L.: Ich bin schon hinter ihm hergeritten, als er noch kein Gold und keine Schätze zu verteilen hatte, als wir von Sizilien in einem Zuge bis nach Deutschland ritten, um es den Welfen abzunehmen. War das ein Ritt! Da klebte uns das Hemd am blutigen Hintern. Aber der Kaiser liess keinen verschnaufen. Und war doch erst 15 Jahre.
- 1.L.: Dafür ziehen wir nun jetzt mit einem grossen Heer mit Elefanten und Fussvolk aus aller Herren Länder durch's deutsche Land, und soll doch nur auf eine Hochzeit gehen.
- 2.L.: Hat ja selbst seine zahmen Panther und alle seine Falken mitgebracht. In den Krieg scheint es also nicht zu gehen.
- A.L.: Woechte doch noch einmal sehen, wenn er den Falken steigen lässt. Da kommt ihm keiner seiner Ritter gleich. Sein Falke lässt ihn nie aus dem Auge. Wo er auch am Himmel steht, hebt der Kaiser die Hand, sitzt ihm der Falke wieder auf der Faust.
- 1.L.: Die Macht ueber Tiere und Menschen hat ihm der Teufel gegeben. Mit dem soll er einen Bund geschlossen haben haben. Deshalb umgibt er sich auch mit lauter Unglaubigen.
- 2.L.: Der Teufelspakt ist doch bloss ein Priestergeschwätz. Der Kaiser glaubt weder an Gott noch an den Teufel, vielleicht an Allah. Nimmt er doch jetzt wieder dem eigenen Sohn die Braut weg und will sie selbst heiraten.
- A.L.: Der Heinrich hat gegen den Vater rebelliert. Da ist's nun vorbei mit Koenigspielen und Hochzeiterei. Deshalb ziehen wir doch mit solchem Heere durch Deutschland, dass kein Fuerst und keine Stadt und kein Bischof es wagt, dem Sohn zu helfen.

- (A.L.): Ist auch richtig. Ordnung muss sein.  
Wer sich gegen des Kaisers Majestaet erhebt, muss  
gestraft werden.
- 1.L.: Deshalb muss er auch immer wieder in  
den Krieg. Werden sich immer wieder Menschen gegen  
ihn erheben. Er ist eben mit dem Teufel im Bunde.  
Deshalb hat ihn auch der Heilige Vater in den Bann  
getan.
- 2.L.: Dafuer ist der Kaiser auch schoen  
Schlitten mit ihm gefahren. Das verdenk' ich ihm  
nicht. Wenn er es nur nicht mit den Sarazenen hielte!
- A.L.: Der Kaiser ist ein frommer Herr. Der  
weiss mehr von Gott, als alle Geistlichen. Deshalb  
ist der Papst ja auch neidisch auf ihn gewesen.  
Aber jetzt haben sie sich ja laengst ausgesohnt.
- 1.L.: Wird wieder nicht lange dauern. Und ein  
Abendgebet spricht der Kaiser heut sicher nicht.  
Aber ich bin muede, wollen schlafen gehon.
- 2.L.: Wirf noch ein paar Stuecke Holz auf die  
Glut, sonst ist unser Alter morgen so steif, dass  
er nicht in die Hoehe kommt.

## 2. Szene

(Graf ORTENSBURG und Graf KAGENECK : ein Burgzimmer)

- O.: Wir haben lange Zeit Geduld gehabt.  
Doch jetzo, scheint es, ist das Mass erreicht.  
Wie konntet Ihr dem jungen Koenig raten,  
Sich gegen seinen Vater zu erheben.
- K.: Den Rat, Graf Ortensburg, gab ich ihm nicht,  
Er hat dazu selbst den Entschluss gefasst.  
Der junge Koenig ist ein Hohenstaufe -  
Ihr wisst es selbst, wie schwer die sind zu lenken.

- O.: Er ist ein Knabe noch, Graf Kageneck -  
Zu seinem Hueter hat man Euch bestellt -  
Der Kaiser rechnete mit Eurer Klugheit -  
Ihr werdet Rechenschaft ihm geben muessen.
- K.: Warum habt Heinrich Ihr so schwer gereizt?  
Er hat in vielen Briefen stets auf's Neu  
Die Lage Deutschlands dargestellt dem Vater -  
Doch ward vom Kaiser nie ihm eine Antwort.
- O.: Der Kaiser hat noch anderes zu tun,  
Als unreifen Gedanken seines Sohns  
Antwort zu geben. Hat er nicht befohlen,  
Stets sollte Heinrich Euren Rat nur folgen?  
Warum denn schrieb ihm Heinrich ueberhaupt?  
Dann stammten diese Briefe wohl von Euch?
- K.: Der Koenig hat sie stets allein entworfen,  
Doch hat er vorher sie mit mir besprochen -  
Und in den Briefen, muesset Ihr selbst gesteh'n,  
Stand vieles drin, das hatte Hand und Fuss.
- O.: So ward Ihr mit dem Inhalt einverstanden?  
Mich duenkt, jetzt wird es auch fuer Euch gefaehrlich.
- K.: Den Staedten, die dem Kaiser immer treu,  
Wollt' Heinrich geben eine gress'ro Macht  
Den Fuersten gegenueber, die dem Kaiser  
Seit Barbarossa immer unverlaesslich.  
War das im Sinn des Kaisers nicht getan?
- O.: Das war es n i c h t. Ihr wisst genau, weshalb.  
In seinem grossen Kampf braucht er die Fuersten.  
- Er muessete Ruhe haben jetzt in Deutschland,  
Deshalb hat er den Fuersten Rechte eingeräumt,  
Mehr als ein Kaiser je vor ihm getan.  
Ob sie die Rechte ungekuerzt behalten,  
Das wird sich nach dem Siege erst entscheiden.

- K.: Das wissen eben hier die Fuersten auch  
Und deshalb trauen die dem Kaiser nicht.  
Je mehr er ihnen eingeräumt an Rechten,  
Je mehr verlangen sie nach Art der Deutschen.  
Die Ruhe, die der Kaiser haben will,  
Schafft er auf solche Weise bei uns nicht.
- O.: So uebt Kritik Ihr an dem Kaiser selber?  
So fandet Heinrichs Briefe Ihr berechtigt?  
Berechtigt auch, dass er gekraenkt sich fuehlt,  
Wenn ihm vom Kaiser Antwort nicht zuteil?
- K.: Graf Ortensburg, Ihr sitzt im fernen Welschland,  
Der Kaiser war in Deutschland nicht seit Jahren,  
Wir haben hier die Hand am deutschen Puls,  
Wir wissen, wo Gefahr ist, was uns not.  
Wie koennen wir dem Kaiser besser dienen,  
Als ihn in Briefen darauf hinzuweisen?
- O.: Ihr seht doch von dem Ganzen nur ein Stueck -  
Von e i n e m Platz nur hat man Ueberblick.  
Das ist der Thron. So musstet Ihr des Kaisers  
Befehlen folgen, ob sie falsch Euch schienenen.
- K.: Doch hatten wir dann mindestens die Pflicht,  
Aus unserem beschraenkten Horizont  
Ihm uns're Ansicht offen auszusprechen.  
Nur so kann richtigen Entschluss er fassen.
- O.: Der Kaiser braucht nicht Rat und nicht Kritik -  
Er weiss allein, was seinem Reiche frommt -  
Deshalb gab er nicht Antwort auf die Briefe.  
Doch hat er, scheint's, von E u c h zu viel gehalten.  
Der Koenig, dacht' er, will wohl zeigen mir,  
Dass er sich selbst um Deutschland Sorgen macht.....
- K.: Das tut er auch, tut es aus tiefem Herzen,  
Er will nicht eine Puppe sein von andern,  
Warum behandelt Ihr ihn wie ein Kind?

- (K.): In seinem Alter hatte Friedrich schon  
Ein ganzes Weltreich stuermend sich erobert  
Und herrschte drin allmaechtig als der Kaiser.
- O.: Doch um den Koenig, dacht' er, Maenner sind,  
Die wissen um die Macht und um das Reich,  
Die werden ihm die Antwort selber geben,  
Die er in seinen Briefen von mir fordert.  
In diesen Maennern hat er sich getrauscht,  
Auch, duenkt es mich, in Euch, Graf Kagonock.  
Ihr merkt garnicht, wie weit Ihr schon geraten,  
Dass mit dem Sohn den Vater Ihr vergleicht.
- K.: Das sei mir fern. Das hab' ich nicht getan.  
Doch ich gewann den jungen Koenig lieb,  
Es kraenkte mich darum in seiner Saale,  
Dass ihn der Kaiser wie ein Kind behandelt.
- O.: Da Ihr die Briefe also mitverfasst,  
Da Ihr die Kraenkung tief empfunden habt,  
Ihr sagt es selbst, in Eurer eignen Seele,  
Aus welchem Grunde wollt Ihr dann noch leugnen,  
Dass Ihr an Koenig Heinrichs Aufstand auch,  
Mitwissend wenigstens, beteiligt seid?
- K.: Ich sagte schon, dass ich nicht dran beteiligt.  
Ich hab von der Erhebung abgeraten.  
Doch schwer gereizt fasst' Heinrich den Entschluss,  
Dann ist er jedem andern Ratschlag taub.
- O.: Das glaub' ich wohl und dennoch seid Ihr schuldig.  
Hat man erst mal ein Feuer angezuendet,  
Brennt ohne Hilfe duerres Holz von selbst.  
Wenn einem Hohenstaufen Recht Ihr gabt  
In seiner Ansicht und dass ihn als Koenig  
Die Nichtbeachtung schwer und kraenkend treffe,  
- Ihr sagt, dass Ihr die Hohenstaufen kennt -  
Dann wisst Ihr auch, dass dieses Feuer brennt.

- K.: Fuerwahr, darin tut Ihr mir bitter unrecht,  
Ich wollte nicht, dass es zum Aufstand kaeme.
- O.: Vielleicht habt wirklich Ihr das nicht gewollt,  
Doch warum schreibt Ihr denn dem Kaiser nicht,  
Als Ihr bei Heinrich saht das erste Zeichen?  
Ihr wollt doch schreibend stets dem Kaiser dienen.
- K.: Es setzt der kaiserlich geheime Dienst  
Von jedem Verkommnis in Kenntnis ihn  
Viel schneller, als ich selbst es schreiben koennte.  
Warum sollt' ich auch noch Verraeter spielen?
- O.: So nennt Ihr unbedachtsam es Verrat,  
Wenn Nachricht Ihr von der Erhebung gebt?  
Ich fuerchte, deutlicher koennt Ihr kaum sagen,  
Wie stark Ihr selber daran seid beteiligt.
- K.: Ihr wisst genau, wie ich das Wort gemeint,  
- Doch ist, Graf Ortensburg, dies ein Verhoer?
- O.: Vollmachten hat der Kaiser mir gegeben,  
Mit Euch zu sprechen, wie ich's richtig halte,  
Und aus dem Eindruck, den ich d'raus gewann,  
Auch zu entscheiden ueber Eu'r Geschick.
- K.: So wollt Ihr, scheint es, gar in Haft mich setzen?
- O.: Ihr habt Euch Euer Urteil selbst gesprochen.
- K.: Ich hab' dem Kaiser, glaub ich recht gedient  
Und ich verehere voller Achtung ihn -  
Doch liegt, fuercht' ich, Gefahr in seiner Groesse.  
Er hoert nicht Rat noch Meinung mehr von andern,  
Er haelt sich fuer den Mittelpunkt der Welt  
Und sieht und hoert nur noch sich selbst allein.  
Ihn treibt ein Daemon auf dem Pfad zur Sonne,  
Doch wird die Hoehs nimmer er erreichen.

(K.): Ihm schmilzt wie Ikarus der Fluogel Wachs  
Und mit zerbrochnen Gliedern stuerzt er ab.  
Der gresste Genius der Hohenstaufen  
Wird sich und sein Geschlecht mit sich vernichten.

O.: Genug, Graf Kageneck, Ihr seid verhaftet!

K.: Hier ist mein Schwert, ich hab' es brav gefuehrt.  
Bei Gott, das Schicksal hab' ich nicht verdient.

### 3. Szene

(Koenig HEINRICH, Erzbischof von MAINZ, Herzog  
von SACHSEN : Burgzimmer in Trifels)

Heinrich: Man ratet mir, wie ich mich halten soll -  
Der Kaiser ist in wen'gen Tagen hier.

Erzbischof  
v. Mainz: Stuerzt Euch bussfertig nieder ihm zu Fuessen,  
Dann ist er Euch gewiss ein gnaed'ger Vater.

Herzog v.  
Sachsen: Dann konnt Ihr, Erzbischof, den Kaiser schlecht.  
Erhebung gegen ihn verzeiht er nie.

H.: Das fuercht' ich auch, doch saget mir dann Herzog,  
Was ich nach Eurem Rat soll unternehmen.

S.: Flieht fort! Fallt nur nicht in die Haende ihm.  
Wo Ihr auch seid, ist's besser als bei ihm!

M.: Ein schlechter Rat. Man steht zu seinen Taten,  
Nur dann bekommt man ein gerechtes Urteil,  
Vielleicht auch Gnade. Koenig, hoert auf mich!

S.: Selbst Barbarossa war dem Loewen kein  
Barmherz-ger Richter. Der war nur sein Vetter,  
Plant' keinen Aufstand, weigerte die Folge  
Nur beidem Krieg, vom Rothbart ohne Not

- (S.:) Gefuehrt. Doch Koenig Heinrich ist der Sohn  
 Hat gegen seinen Vater sich erhoben,  
 Und Friedrich ist nicht nur ein Hohenstaufe,  
 Er stammt von den Normannen - denkt daran,  
 Die ueben, wenn beleidigt, Gnade nie.
- M.: Die Zeit wird selbst des Kaisers Zorn beschwichtigen  
 Und einmal wird den Koenig er begnad'gen.  
 Doch flicht Ihr jetzt, dann ist es mit Euch aus.
- H.: Wohin denn, meint Ihr soll ich wenden mich?
- S.: Geht zu den Polen oder zu dem Boehmen.  
 Raehrt auf in Deutschland irgendwo Erhebung -  
 Ihr findet viele, die dazu bereit.  
 Solang Ihr kaempft, seid Ihr noch eine Macht.  
 Der Kaiser bleibt nicht ewig hier in Deutschland,  
 Bald muss die Alpen wieder er durchqueren,  
 Denn dort ist er jetzt noetiger als hier.  
 Der Kaiser muss in Deutschland Ruhe haben,  
 Drum wird er ungern zwar, mit Euch verhandeln,  
 Doch nur, solang' Gefahr ihm von Euch droht.  
 Verhandelt mit ihm, doch kommt ihm nie nah!  
 Sprecht aus der Ferne Bitten um Vergebung.  
 Dann wird vielleicht der Kaiser sie gewaehren.
- M.: Dann kennt Ihr, Herzog, Kaiser Friedrich schlecht.  
 Wohl richtig ist's, das er hier Ruhe braucht,  
 Doch sucht er sicher sie nicht durch Verhandeln.  
 Nach seiner Art verlangt er Unterwerfung.  
 Und flicht der Koenig, folgt er wie der Blitz.  
 Noch ist der Kaiser voller Jugendkraft -  
 Er hetzt den Koenig, wo er sich mag bergen,  
 Er spuert ihn auf in Polen oder Boehmen  
 Und kehrt nicht eh'r in's welsche Land zurueck,  
 Als bis den Koenig er in Haenden hat.  
 Flicht oder kaempft Ihr, habt nicht nur die Wuerde,  
 Dann habt verwirkt Ihr auch Eur' junges Leben.



- H.: (der sich in seinen Sessel geworfen hatte,  
aufspringend)  
Und wenn ich mich zu Fuessen werfe ihm,  
Dann, meint Ihr wirklich, schont der Kaiser mich?
- M.: Als Koenig laesst er Euch jetzt nicht in Deutschland,  
Doch nimmt er einst Euch wieder an in Gnaden.  
Bedenket doch, Ihr seid sein einz'ger Sohn.
- H.: Aus legitimer Ehe bin ich's wohl.  
Doch wieviel Brueder mag ich drueben haben,  
Die ihm aus wildem Liebesbund entsprossen?  
Und diese Soehne liebt er mehr als mich -  
Von ihnen mach zum Koenig einen er.
- M.: So leicht geht's nicht. Da haben deutsche Fuersten  
Doch noch ein kraeftig Woertlein mitzureden.
- H.: Dass ich nicht lach'! Ihr fuerchtet ihn doch so,  
- Ich merk's doch jetzt - dass Ihr tut, was er will.
- S.: Es wuerde uns're Haltung sich entscheiden  
Allein danach, was er uns gibt an Rechten.
- H.: Da hoert Ihr's Erzbischof, und in dem Spiel  
Von Zuckerbrot und Peitsche schlaegt er Euch.  
Allein der Kaiser denkt doch noch viel weiter,  
Den Nachfolger will er aus rechter Ehe,  
So nimmt er mir die mir verlobte Braut  
Und steigt statt meiner in das Hochzeitsbett.
- S.: Da konnte fuglich er nicht anders handeln;  
Nachdem Ihr wider ihn Euch habt erhoben,  
Konnt' er als Frau dem abgefall'nen Sohn  
Die englische Prinzessin geben nicht.  
Doch durft' er Englands Koenig auch nicht kraenken,  
Mit dem das Ehebuendnis lang vereinbart.  
So nahm denn diese Pflicht er auf sich selbst,  
Vielleicht habt recht Ihr, dass er's gern auch tat.

- H.: Und sie bekommt statt eines armen Prinzen  
Den Herrn der Welt, den weitberühmten Kaiser.  
Sie willigt sicher freudig in den Tausch  
Und denkt nicht mehr an ihr gegebenes Wort.  
Auch ist voll Kraft er noch, Ihr sagtet's kuerzlich,  
Und alle Weiber heisst's sind ihm verfallen.  
So faehrt bei diesem Handel sie noch gut.
- H.: Versuendigt Euch an der Prinzessin nicht.  
Ihr wisst es selbst, sie kann nicht anders handeln.  
Wer hoch steht, zahlt fuer dieses Vorrecht teuer,  
er gibt dafuer des Herzens freie Wahl.
- H.: Und nimmt sich dann, wie es der Kaiser tut,  
Zur linken Hand die schoensten aller Frauen.
- M.: Sprecht ueber Euren Vater nicht so bitter.  
Ihr seid sonst in der rechten Stimmung nicht,  
Wenn Ihr ihm gegenuebertreten messt.  
Der Kaiser ist mehr als wir andern Menschen,  
Man mag ihn fuerchten oder mag ihn hassen -  
Gott gab ihm diesen hohen starken Geist,  
Der sich gesetzt das eine grosse Ziel,  
Das Reich des Kaisers Karl erneut zu bauen,  
Dass sich die Voelker hier nicht mehr bekriegen,  
Dass unter o i n e m Herrscher Friede sei.
- H.: Und diesen Frieden schafft er nur durch Kampf.  
Der grosse Karl war mit dem Papste einig,  
Der Kaiser lebt mit ihm in ewgem Kriege,  
Karl hat von Deutschland aus sein Reich beherrscht,  
Der Kaiser sitzt in seinem Erbland nur,  
Das liebt allein er; doch was gilt ihm Deutschland?  
Das ist's, weshalb ich ihm ja nicht kann folgen.  
Er sieht in seinem Reich doch nur sich selbst  
Und denkt bei seinem Ziel nicht an sein Volk.
- M.: Drum duerft Ihr, wollt Ihr ihm darin nicht gleichen,  
Dies Volk in keinen Bruderkampf jetzt stuerzen;

- (M.): Denkt nicht an Euch - gedankt an Deutschland nur -  
Stellt Euch dem Kaiser , ueberwindet Euch!
- S.: Wenn hier Moral, nicht Politik soll gelten,  
Dann habe ich nichts' mehr hier zu bestellen.
- M.: Wenn, Herzog, von den ewigen Gesetzen  
In Frevelmuth Staatsmaenner frei sich wachnen,  
Dann stuerzen sie ins Unheil nicht nur sich,  
Sie reiissen eine Welt mit sich hinab.
- H.: Spracht Ihr nicht jetzt dem Kaiser selbst das Urteil?  
Sagt er sich denn nicht los von allen Banden?
- M.: Ich bin zu seinem Richter nicht bestellt,  
Doch glaubt Ihr, das verhaengnisvoll sein Weg,  
Weil Hochmut ueber ihn und Selbstsucht herrschen,  
Dann haltet, Koenig, Euch von Unrecht frei,  
Stellt Euch dem Kaiser, bleibt Euch selbst getreu!
- S.: Wenn Ihr vom Geist des Kaisers etwas haettet,  
Ihr wuerdet meinem ersten Rate folgen.
- H.: Ich habe nicht des Vaters Geist geerbt.  
Ich will auch nicht dem Kaiser werden gleich -  
Ich handle, Erzbischof, wie Ihr mir ratet,  
Und warte auf den Kaiser in Burg Trifels.

## 4. SZENE

(Kaiser Friedrich und Graf ORTENSBURG : Burgzimmer)

Kaiser  
Friedrich: Was machen meine Falken, Ortensburg?  
Sind sie bereit zu froher Reiherjagd?

Ortens-  
burg: Sie warten drauf, dass sie auffliegen duerfen -  
Wollt Ihr zur Beize heut' sie steigen lassen?

K.: Heut' nicht, heut' scheint die Sonne nicht.  
Nur wenn sie hell erstrahlt, lohnt sich die Jagd,  
Dann moecht' ich, wie die Falken selber fliegen,  
Mich heben ueber Qualm und Dunst der Erde,  
Gott naeher sein in seinem Himmelzelt,  
Mich wiegen hoch im wunderbaren Blau,  
Frei von den Schranken, die uns unten bannen,  
Dem Wind nur, der mich traegt, mich anvertrauen,  
Dort wird man sicherlich ein bess'rar Mensch,  
Dort ist man los von Unrecht und Gewalt.  
Ist man den Menschen fern, kann man sie lieben,  
Doch aus der Naehelernt man sie verachten -  
Ich hab zu viel von dieser Welt gesehen.

O.: Doch trifft Ihr Gutes auch hinieden an.  
Habt Treue Ihr auf Erden nicht gefunden?

K.: Bei Menschen nur, die selbst nicht allzu klug,  
Wer selber denkt, folgt anderen nicht leicht.

O.: Die Klugheit, Keiser, nur im Kopfe wurzelt,  
Die Treue stammt allein aus reinem Herzen.

K.: Das war sehr klug gesagt. Ihr selbst seid klug.  
Was habt Ihr mit dem Kagenock gemacht?

O.: Ihr gabt mir Vollmacht, mit ihm zu verfahren,  
Wie ich's nach dem Gespraech fuer richtig hielte,  
Und danach musst ich nehmen ihn in Haft,  
Denn dringlichst trat er fuer den Koenig ein.

K.: So gebt sogleich ihm Schwert und Freiheit wieder!  
Ich brauche hier in Deutschland solche Maenner.

O.: Er hat des Koenigs Briefe mitverfaest,  
Stimmt ihnen zu, er leugnete es nicht.

K.: Ich tadle ihn ja nicht der Briefe wegen,  
Am Aufstand war gewiss er nicht beteiligt.

- O.: Vergeblich, sagt er, hab' er Koenig Heinrich  
Von der Erhebung immer abgeraten.
- K.: Seht Ihr, ich kenne doch den Kageneck.  
Ihm tut der junge Koenig innig leid -  
Er fuehlt sich auch an seinem Fall mitschuldig,  
Weil er ihn auf die Staedte hat gewiesen.  
Er glaubt, ich wuesste nicht, wie's aussieht hier,  
Liess deshalb schreiben Heinrich mir sooft.  
Er hat ein weiches Herz, ist nicht gefaehrlich,  
Vor allem ist er frei von jedem Ehrgeiz,  
Klug ist er nicht, ich weiss, doch deshalb treu.  
Wie er es Heinrich war, wird er's mir sein.  
Geb ich ihm Ehre jetzt und Freiheit wieder,  
Folgt dankbar er durch Wasser mir und Feuer.
- C.: Ich freu mich Euer Gnade, Herr, fuer ihn -  
Doch hab', glaub' ich, zu sagen ich die Pflicht,  
Dass Euren Untergang er Euch vorausgesagt,  
Weil niemals Mass Ihr kanntet oder Schranken.
- K.: Daran erkenn' ich meinen Kageneck,  
Er sieht die Schranken nur, sieht nicht das Ziel.  
Er kann nicht mit den Falken aufwaerts fliegen,  
Er bleibt mit seinem Denken unten kleben.  
Doch glaubt es mir, der folgt mir jetzt so treu,  
Dass er, wenn's sein muss, teilt den Untergang.  
Gang der Worte, setzt ihn gleich in Freiheit,  
Und saget ihm, der Kaiser liess ihn danken,  
Dass er dem Koenig hab' so treu gedient,  
Und sei zu kuenft'gem Dienst ihm wohl gesinnt!

## 5. Szene

(Kaiser Friedrich, Koenig Heinrich auf Burg Trifels)

- H.: Vergebt mir, Vater, was ich hab' getan -  
Ich war zu unbedachtsam und zu jung.

- K.: Steh auf, mein Sohn, Du sollst nun selber richten,  
Was ich als Kaiser tun soll mit dem Koenig,  
Der wider mich im Aufstand sich erhob.  
Ich werde folgen Deinem Urteilspruch.
- H.: So saget denn, was Euer Ziel ist, Kaiser.
- K.: Darauf kommt es nicht an bei Deinem Urteil.  
Ich kannte gut genug die deutschen Fuersten,  
Die Eifersucht, den Hochmut und den Neid,  
Der stehts aufs Neu sie unter sich entzweit  
Und gegen ihren Kaiser treibt zum Aufstand.  
Haett' ich gewacht nun einen von den Fuersten,  
Dass er, solange ich ferne, mich vertritt,  
Sie haetten ihn, waer er mir treu, gestuerzt,  
Wenn er nicht selbst mit ihnen ging zusammen.  
So setzte ich den Sohn ein als Vertreter,  
In ihm war ich leibhaftig immer hier,  
Vor ihm musst' man sich scheu'n wie vor sich selbst,  
Vor ihm ein Aufstand konnte mir nicht drohen.  
Er war mein Sohn ja, war selbst Hohenstaufe,  
Und dieser Sohn ist es, der sich erhob.  
Den Koenig frage, wie er dazu kam.
- H.: Der war ein Kind noch, als Ihr ihn als Koenig  
Hier eingesetzt, zu herrschen ueber Deutschland.  
Er kannte seinen grossen Vater kaum,  
Von seinem Will'n und Wesen wusst' er nichts.  
Doch etwas sah sehr bald sogar der Knabe,  
Dass missguenstig dem Kaiser alle Fuersten,  
Ein jeder auf die eig'ne Herrschaft' nur bedacht  
Und keiner denkend an das ganze Reich.
- K.: Das wusste fern im Welschland auch der Kaiser,  
Deshalb macht seinen Sohn er hier zum Koenig.
- H.: Doch gibt es auch in Deutschland Maenner, die  
Nur auf den Kaiser hoffen und das Reich.

- (H.): Die Buerger sind es in den deutschen Staedten,  
Die wehrhaft hinter festen Mauern wohnen,  
Wo Reichthum, Bildung, Bauten, Buergerfleiss  
Am staerksten kuenden wahre deutsche Art.  
Schon streben sie zu Buendnissen zusammen,  
Die einst des Reiches staerkste Stuetze werden,  
Und von den Alpen reichen bis zur See.  
Hier, Kaiser, ruhn die Wurzeln Burer Kraft.
- K.: Der Kaiser hat den Wert der deutschen Staedte  
Niemals verkannt; er weiss, was sie bedeuten.
- H.: Jedoch der Kaiser staetet sich nicht auf sie,  
Den Fuersten aber gibt er Recht um Recht.  
So sah der Koenig es als seine Pflicht an,  
Dem Kaiser hiervon klar Bericht zu geben,  
Dass schwer gefaehrdet werde Thron und Reich,  
Wenn auf die Fuersten nur er sich verlaesst,  
Nicht seine Herrschaft aufbaut auf den Staedten.  
Doch Antwort ward dem Koenig hierauf nie.
- K.: Notwendig war sie nicht, wie es mir scheint,  
Des Kaisers Sohn war ja der deutsche Koenig,  
Der musste, auch wenn er des Vaters Wege  
Nicht voll verstaende, blindlings an ihn glauben,  
Durchfuehren hier nur seine Politik.  
Zu diesem Zweck sass er auf Deutschlands Thron.
- H.: Doch soll der Koenig denn untuetig bleiben,  
Wenn klar er seh'n muss, dass auf diesem Wege  
Deutschland zuletzt in das Verhaengnis stuerzt?  
Blind nur zu glauben, ist nicht seine Art,  
Noch still zu warten, wenn das Unheil droht.  
Der Kaiser wollte nicht auf Briefe hoeren,  
Dann musste Staerkeres den Sinn ihm wecken.
- K.: So glaubtest Du, Du koenntest weisen mir  
Den rechten Weg nur durch die Rebellion?

(K.): Das, Koenig, war ein gar gefaehrlich' Wagnis,  
 Ich will Dir sagen, wohin es gefuehrt:  
 Italiens Staedte warf ich nacheinander  
 Und baute fester stets des Kaisers Herrschaft.  
 Nun konnt' ich endlich auf den einen Feind  
 Mich stuerzen mit gesammelt starker Macht.  
 Der boese Erzfeind sitzt in Rom, Da weisst es,  
 Schon holt ich aus zum schicksalschweren Schlage,  
 Da fiel der eig'ne Sohn mir in den Arm  
 Und mir entschluepft der Fuchs aus meinem Netz.  
 Denn nun rief mich die Pflicht hierher nach Deutschland,  
 Hier Ruh' zu schaffen - und Gericht zu halten.

H.: So kommt nach Deutschland nur Ihr zu Gericht?  
 Seit vielen Jahren sah man Euch nicht hier -  
 Ihr kaempft und baut und herrscht fern in Apulien,  
 Ihr zieht auf Jahre fort nach Palaestina  
 Und gruendet dort ein neues Koenigreich,  
 Ihr dehnt das Reich aus, mass- und grenzenlos.  
 Ihr wollt den Papst zu Eurem Diener machen,  
 Und derweil bricht Euch Deutschland hier zusammen.  
 Von Osten laufen die Mongolen Sturm  
 Und drinnen Euch der Fuersten Weid bedroht.

K.: Die Fuersten werden mir hier nicht gefaehrlich,  
 Was mit Rebellen tun die Hohenstaufen,  
 Das hat des Loewen Schicksal sie gelehrt.  
 Noch kann die Fuersten ich entbehren nicht,  
 Noch ist nicht reif die Macht der deutschen Staedte -  
 Einst werde ich auf ihre Kraft mich stuetzen,  
 Doch vorher muss ich festigen das Reich.  
 Den Sturm von Osten kann ich nicht allein  
 Aufhalten mit der Kraft der deutschen Fuersten,  
 Hierzu brauch ich die Macht des ganzen Reiches,  
 Aufrufen wollte ich den Kontinent -  
 Ich schrieb an England - das versagte sich.  
 Nicht folgen wollten mir Europas Laender,  
 So musst' allein das Werk ich nun vollenden,



- (K.): Zur einheitlichen Macht aufbaun das Reich.  
Ich steh' vor der Vollendung. Nur der Papst  
trotzt meinem Ziel. Ihn muss ich niederwerfen -  
Und, Heinrich, dann werd' kommen ich nach Deutschland.  
Dann richt' ich auf die Mauer gegen Osten,  
Dann rech'n' ich ab auch mit den deutschen Fuersten,  
Dann soll'n die Staedte mir willkommen sein.
- H.: Nur Krieg und immer Krieg ist Euer Weg -  
Erbaust doch ein Reich des Friedens, Vater.  
Ihr koennt Vernichtung schaffen oder Segen.  
Schliesst Frieden mit dem Papst, wie Karl es tat,  
Und unbezwinglich ist dann Euer Reich.  
Denkt an die Muetter, Kinder, Buerger, Bauern,  
Sie alle wollen Frieden nur vom Kaiser!  
Sie alle schauen flehend nur auf Euch.  
In Eurer Hand allein liegt ihr Geschick.  
Lasst, Kaiser, Deutschland nicht vergebens hoffen,  
Mehr als des Reiches Grosse ist der Friede.
- K.: Heinrich, Du schwuerst. Was gilt der Kleinen Glueck  
uns, die zu Grosse hier berufen sind?  
Geht's um die Zukunft von Generationen,  
Dann muss das lebende Geschlecht sich opfern.  
Ein grosses Ziel ist grosses Opfer wert.  
Wer das nicht will, ist feige oder klein.
- H.: So heisst es stets: zu opfern fuer die Zukunft  
Die Gegenwart, und so geht's immer weiter.  
Denn diesem Ziele ist kein Mass gesetzt.  
Der Herrscher hat doch nur die eine Pflicht,  
Zu sorgen fuer der Untertanen Glueck,  
Der Lebenden, nicht kuenft'ger Gen'rationen.  
Sonst dehnt sich ihm die Pflicht ins Ungemessene,  
Er wirkt dann schliesslich nur fuer eig'nen Ruhm,  
Denkt an sein Volk nicht, denkt nur an sich selbst.
- K.: Vorlauter Knabe, willst mein Werk Du schmaehen,  
Gemeiner Selbstsucht gar den Kaiser weih'n?

(K.): Dann ahnest Du von seiner Arbeit nichts,  
Verblindet siehst Du nicht sein hohes Ziel.  
Ergeiz'ge Plaene hatte ich erwartet,  
Was ich hier seh', ist kind'sche Schwaermerei.  
Es lohnt das Reden nicht - Dein Urteil, Heinrich!

H.: Ich kann auf Eurem Wege Euch nicht folgen -  
Ihr seid erfahr'ner, klueger auch als ich.  
Doch fuehl' ich es mit voell'ger Sicherheit,  
Ihr fuehrt das Reich und auch Euch selbst zum Abgrund,  
Daran will ich mitschuldig nimmer werden,  
Kann deshalb Koenig nicht mehr laenger sein.

K.: Du hast Dein Urteil Dir gesprochen selbst.  
Dein Schwert! Du bist hinfert Gefangener.

#### 6. Szene

(Alter Landsknecht, zwei junge Landsknechte : Lager)

1.L.: Habt Ihr gesehen, wie bleich der Kaiser aussah, als er  
in den Dom ging?

2.L.: Ja, es soll ja vorher' furchtbar zwischen dem Koenig  
Heinrich und ihm zugegangen sein. Mir wurde erzaeht,  
der Koenig habe das Schwert gegen den Vater gezogen.

1.L.: Nein, mir hat man gesagt, der Kaiser habe den Koenig  
toeten wollen und nur der Erzbischof von Mainz habe  
ihn daran verhindert.

A.L.: Glaubst doch nicht alles, was geschwaetzt wird. Wenn sich  
die grossen Herren streiten, dann wird immer noch  
mal soviel hinzugedichtet.

2.L.: Aber bleich ist der Kaiser doch gewesen, und irgend-  
was muss schon vorgefallen sein.

- A.L.: Der Koenig hat einen Aufstand gegen den Kaiser machen wollen und deshalb hat der Kaiser ihn in Haft gesetzt. Da sitzt er dann einige Zeit und dann wird er wieder Koenig. Da ist nichts zum Verwundern dabei.
- 1.L.: So geht's bei den grossen Herren zu. Beim gemeinen Volk sieht's anders aus. Wenn da einer Aufstand machen wollte, dann haengt er gleich.
- 2.L.: Und wenn sie dich mal in Eisen gelegt haben, dann ist's aus mit der Befoerderung.
- A.L.: Wenn sie Dich in Eisen legen, wuerde es Dir auch recht geschoen.
- 1.L.: Aber hast Du den Schmuck gesehen, den die Kaiserin trug? Mensch, waren das Steine!
- 2.L.: Sie soll einen ganzen Wagen voll Perlen aus England mitgebracht haben.
- A.L.: Das sind die Edelsteine, die die Normannen ueberall zusammengeraubt haben. Ihr solltet mal des Kaisers Schloesser in Sizilien und Apulien sehen. Da sind drinnen die Waende nur mit Edelsteinen bedeckt.
- 1.L.: Bevor sie nach der Trauung den Dom verliessen, hat der Kaiser die Kaiserin lange angesehen.
- 2.L.: Und dann hat er eine Verbeugung gemacht und ihr den Arm gegeben.
- A.L.: Der Kaiser ist oben noch ein rechter Ritter, der auf alte Sitte haelt.
- 1.L.: Ich glaube, er hat sie zum ersten Male richtig angesehen und gefunden, dass sie garnicht so unoben sei.

- 2.L.: Und hat sich auf die Nacht gefreut. Wir haben dafür keine Prinzessinnen. Gehen wir ins Hurenhaus?
- 1.L.: In Nummer 6 soll frische Ware angekommen sein, lauter Italienerinnen.
- 2.L.: Da wollen wir hin. Bei denen kann man noch was zulernen. Bei den deutschen Mädchen ist es immer dasselbe.
- 1.L.: Alter, gehst Du auch mit?
- 2.L.: Lass ihn doch! Wenn der schon nicht mehr auf ein Pferd steigen kann .....
- (sie gehen lachend ab)
- A.L.: Ist man alt geworden, hat man den Spott umsonst. Da hat man nur noch zwei Freuden, die Flasche Wein und die Erinnerungen. Beide gehören zusammen. Und ich habe noch die Freude, dass ich den Kaiser von Zeit zu Zeit sehe. Ist lange her, dass er mich angesprochen hat und dass aus dem hübschen, jungen Koenig, der so toll reiten konnte, ein so grosser Kaiser geworden ist.

2. A k t

## 1. Szene

(Kaiser und ein Sarazenensklave : APULIEN, Schloss)

K.: Du kannst zur Ruhe gehen, ich brauch' nichts mehr.  
Du bist noch jung und bist gewiss schon muede.

Sa.: Solange ich bei Euch, Herr, Dienst muss tun,  
Spuer ich Verlangen nicht nach Schlaf und Lager.

K.: Wenn Du zur Nacht Dich heut nun schlafen legst,  
Sprichst Du ein Nachtgebet dann noch zu Allah?

Sa.: Wir beten nur zur vorgeschriebnen Zeit.  
Heut Abend wuerde ich deshalb nicht beten.

K.: Gingst Du nicht gerne in Dein Land zurueck?

Sa.: Es ist bei Tag und Nacht mein einzig Sehnen,

K.: Das weer fuer ein Gebet doch dann ein Grund?

Sa.: Ob ich zurueckkehr, ist allein Bestimmung.

K.: Kann er sie, wenn Du bestest, sondern nicht?

Sa.: O Herr, das Schicksal ist uns vorgezeichnet.  
Wir preisen Allah, wenn wir beten, nur.  
Wenn etwas wir fuer uns von ihm erbaeten,  
Dann wuerden wir an Allah zweifeln doch.

K.: Wenn ich es will, kann ich doch frei Dich geben?

Sa.: Das koennt Ihr, Herr, es liegt in Eurer Hand.

K.: Wenn ich mich nun heut nacht dazu entschloesse,  
Hat Allah, meinst Du, es so vorbestimmt?

- Sa.: Ihr koennt nicht anders, als wie er will, handeln.
- K.: Wie kann er wissen, was ich werde tun?  
Ich weisse es selbst noch nicht, frei ist mein Wille.
- Sa.: Wenn mit den Falken, Herr, Ihr zieht auf Jagd,  
Und seht am <sup>Blau</sup>Blau des Himmels einen Reiher,  
Dann hebt vom Kopf Ihr seine Kappe ihn,  
Und lasst hinauf ihn fliegen in die Hoehle.  
Aus eig'nem Willen auf den Reiher dann  
Stuerzt sich der Falke, so wie Ihr es wolltet.  
Er weisse nicht, dass er nur Eu'r Werkzeug ist.
- K.: So bin ich denn, wie ich mich auch entscheide,  
Das Werkzeug Allah's nur, meinst Du es so?
- Sa.: Herr, selbst der gresste Herrscher kann nicht anders,  
Als Allahs unabaenderlichen Willen tun.
- K.: Fuerwahr, gresse ist Dein frommer Glaube, Knabe.  
Du hast mich manches heute Nacht gelehrt.  
Ob ich nun Allahs Willen nur vollende,  
Ob nicht - ,aus Dankbarkeit geb' ich Dich frei.
- Sa.: (ihm zu Fuessen)  
O Herr, ich danke Euch von ganzem Herzen,  
Und preise Allah, der Euch so gefuehrt.

## 2. Szene

Hermann BALK und Graf CRTENSBURG : Burgzimmer)

- O.: Was wird, Landmeister, nun der Orden machen,  
Da ihm sein Wirkungsgebiet genommen ist?
- B.: Recht habt, Ihr, Ortensburg, seitdem der Kaiser  
Mit dem Kalifen seinen Frieden schloss  
Und unser's Heiland's Grabstaette den Christen  
Zur eignen Hut zurueckgegeben ist

- (B.): Und rings im Heil'gen Lande herrschet Friede,  
Den Ritttern untersagt ist jeder Kampf,  
Mit den Ungläub'gen, die jetzt unsre Freunde,  
Hat keine Aufgabe der Orden mehr.  
Was wuerdet Ihr, Ihr seid doch klug, uns raten?
- O.: Kommt nach Italien! Der Kaiser braucht  
So treue, kampfproebe, tapfre Maenner  
In seinem schweren Streite mit dem Papst,  
Ihr werdet hier sein Schutzkorps, seine Wache,  
Kaempft in den Schlachten stets dem Heer voran,  
Wenn so der Orden streitet fuer den Kaiser,  
Erringt sich Friedrich sicherlich den Sieg.  
Dann steht geehrt Ihr an der ersten Stelle  
Im neuen, starken, grossen, deutschen Reich,  
Dann stromen Euch die besten deutschen Adels,  
Gelockt vom Ruhm des Ordens, jubelnd zu.
- B.: Wenn man Euch hoert, klingt beinah es verlockend,  
Doch wisst Ihr selbst, dass es unmoglich ist.
- O.: Mein Rat war ernst gemeint. Warum unmoglich?
- B.: Allein zum Kampf mit den Ungläub'gen ward  
Der Orden einst in frommen Sinn gestiftet.  
Wir wuerden untreu dem Geluebde sein  
Wenn gegen Christen wir das Schwert nun fuehren,  
Ger-gegen ihn, den Herrn der Christenheit.
- O.: Das ist seit Karl dem Grossen doch der Kaiser.  
Fue r ihn sollt kaempfen ihr, nicht g e g e n ihn.
- B.: Ihr fangt mich nicht mit solchem Spiegelfechten,  
Ihr wisst genau, dass ich den Papst gemeint.
- O.: Ist es nicht Christenpflicht, ihn zu bekampfen,  
Wenn wider den Schutzherrn der Christenheit,  
Und das ist doch der Kaiser, er sich auflehnt?

- B.: Ich bin berufen nicht, in diesem Streit  
Urteil zu faellen wer von beiden Recht hat.  
Doch eines weiss ich, dass der Orden nie  
Wider den Papst das Schwert erheben darf.
- C.: So laest den Orden nach Italien kommen,  
Dass er den Reiche zur Verfuegung steht,  
Wann und wo immer es gilt zu bekaempfen  
Unglaeub'ge, die den Frieden ihm bedrohn,  
Ob es in Afrika sind die Piraten,  
Ob wieder Streit sie ssehn im Heil'gen Land,  
Bereit steht immer dann der Ritterorden,  
Den Brand zu loeschen mit geballter Faust.
- B.: Und wuerde selbst dabei zu Grunde gehen.  
Das ist kein guter Rat, Graf Ortenburg.  
Zu reich ist hier das Land, zu stark bevoelkert,  
Zu schoen und heiss sind auch Italiens Frauen,  
Das Mark der Ritter wuerden sie verzehren.
- C.: Landmeister, jetzt, glaub' ich, sprecht Ihr im Scherz.  
Ihr wollt im Ernste doch wohl nicht behaupten,  
Dass Euro Ritter meiden jede Frau,  
Wie Eremiten leben keusch und zuechtig.  
Unmoeglich scheint es mir, und Unnatur.
- B.: Wir leben nach der strengen Ordensregel.  
Mag sein wohl, dass zuweilen einer faellt.  
Dass muss er dann im harten Dienste buessen.  
H i e r waer der ganze Orden angesteckt.  
Man muss die Suende fliehn, auch die Versuchung.  
Hannibals Heer zerfiel durch Capua.  
Der Orden soll nicht gleicherweis zerfallen.
- C.: Und doch zerfaellt er, gebt Ihr ihm kein Ziel.  
Noch schlimmere Gefahr, duenkt mich, als Frauen  
Ist fuer den Ritterorden Maessiggang.  
Gabt einem Maennerbund Ihr keine Arbeit,  
Die ihm des Schweisses und der Muehe wert,



- (C.:) Dann ist er schlimmer als die Pestilenz,  
Ob mit ob - wohl noch aerger - ohne Frauen.
- B.: Diesmal spricht Ihr mir aus dem Herzen, Graf.  
Nur dann laesst halten sich des Ordens Regel,  
Wenn heil'ges Werk er vor sich sieht und Ziel.  
Die Nacht verfaellt, wird Leistung nicht gefordert.  
Ein hoher Zweck reisst auch den Lauch mit.
- C.: Nun sind wir wieder, wo wir anfangs waren.  
Wo ist das Ziel, das Ihr ihn setzen wollt?
- B.: Ich sehe eins, doch eh' ich drueber spreche,  
Dem Ordensmeister ich berichten muss.
- C.: Dem hohen Hermann? Ein fuerwahr sehr frommer,  
jedoch - verzeiht mir - auch langweil'ger Herr.
- B.: Der beste Meister, Graf, den wohl der Orden  
Seit seiner Gruendung jemals hat gehabt.
- C.: Das mag schon sein, doch einer von den Menschen,  
Die einen reizen durch Vertrefflichkeit,  
Dass man in ihrer Gegenwart versucht ist,  
Was Schreckliches zu sagen und zu tun,  
Sie aus dem ew'gen Gleichgewicht zu bringen.  
Zum Lachen sie zu reizen, sei's zum Zorn,  
Ich kann bei Herrmanns beides mir nicht denken.
- B.: Dann kennt Ihr, Graf, den Meister eben nicht.  
Ich hab' ihn fuerchtbar zuernend schon gesehen.  
Wenn schuld'ge Ritter er bestrafen muss,  
Doch kann beim Becher in der Bruder Kreise  
Er froehlich wieder wie ein Junge sein.  
Vorseht, mich ruft die Pflicht, ich muss zum Meister.
- C.: Dann wuenssch ich Euch, Ihr trefft ihn nicht im Zorn,  
Ihr seht ihn froehlich, ist's Euch schwer zu glauben.

## 3. Szene

(Hermann von HOHENSALZA, Hermann BALK : Burgzimmer)

- Ho.: Ich freu' mich stets, wenn ich Euch sehe, Balk,  
Es sind nicht viele unter meinen Rittern,  
Die so getreu der Regel sind wie Ihr,  
Nicht viele auch, die sich Gedanken machen  
Und Sorgen um den Orden wie Ihr's tut.  
Ihr kommt zu mir in schicksalsschwerer Stunde,  
Da uns're Zukunft sich entscheiden muss.  
Es gilt jetzt, was soll aus dem Orden werden?
- B.: Grad jetzt gab Ortensburg mir einen Rat.  
Weiss nicht, ob er vom ihm, ob er vom Kaiser  
Entsteamt, ob er nur Pruefung oder Ernst.  
Wir sollten, sagt er, nach Italica kommen,  
Des Kaisers Leib - und Beispiel - Kampftrupp sein,  
Im Streit den jetzt er mit dem Papst will fuehren.
- Ho.: Habt, Balk, Ihr das alsbald nicht abgelehnt?
- B.: Das tat ich, Meister, seid ganz unbesorgt.  
Die Gruende brauch ich Euch nicht erst zu sagen.  
Denn meint er, sollten wir bereit stets sein  
Zum Kampf mit den Unglaub'gen, wo auch immer  
Des Reiches Frieden sie erneut bedroh'n,  
Sei's als Piraten an des Meeres Kuesten  
Sei's wiederum in Krieg um's Heil'ge Land.
- Ho.: Das Reiches und der Kirche fromme Ritter  
Zum Schutze wider Mohameds Gefahr,  
Das, glaub' auch ich, ist unser Gottesauftrag.  
Doch eines ist's, was sehr dabei mich stoert.  
Es kommen Zeiten, wie die jetzigen, da Frieden  
Herrscht zwischen den Unglaub'igen und uns.  
Dann ist es schwer, die Ritter, die Familie  
Dem Orden opfereten und Lebensglueck,  
Vor Schwelgerei und andern schlimmen Uebeln  
Zu hueten und zu halten sie in Zucht.

- (Ho.:) Wo Arbeit fehlt, stellt Sünde bald sich ein,  
Umfaengt sie dann das weiche Leben Welschlands,  
Entarten und erschlaffen werden sie.
- B.: Das, Meister, war auch meine erste Sorge.  
Sie hab dem Ortensburg ich dargelegt.
- Ho.: Was wusste er Euch darauf zu erwidern?  
Hat Euren Einwand er wohl eingesehn?
- B.: Ich weiss es nicht, er ist nicht schlecht, ist ehrlich,  
Ist klug, doch ist zu weltlich er gesinnt,  
Begreift drum nicht den tiefsten Sinn des Ordens +  
Und haelt mich fuer bedenklich und beschraenkt!  
Doch war zu hoeflich er, mir das zu sagen.  
Er fragte nur, was denn mein eig'ner Rat.
- Ho.: Ja, wusstet Ihr ihm einen Rat zu nennen?
- B.: Den, sagt ich, koennt ich nur eroeffnen Euch.
- Ho.: So nennt ihn mir. Herz steht und Ohr Euch offen.
- B.: Es kommt fuer jedes Volk einmal die Zeit, -  
Und fuer den Orden ist es ganz das Gleiche -  
In der es mit dem Alten brechen muss,  
Anschauungen, die ueberholt, aufgeben,  
Aufbaun auf neuem Grund ein neues Haus.  
Der Zeitpunkt fuer den Orden ist gekommen.  
Im fernen Osten winkt uns mehr kein Ziel.  
So muessen wir entschlossen Neues suchen.  
Weil wir denn Gottes Ordensritter sind  
Und Kampf mit den Unglaeub'gen uns versagt,  
So wenden wir den Blick nun zu den Heiden,  
Sie zu bekehren sei uns jetzt Beruf.
- Ho.: In welches ferne Land wollt Ihr uns senden?

- B.: Wir brauchen in die Ferne nicht zu schweifen,  
Das Ziel ist nah, es liegt uns vor der Tuer.
- Ho.: Den nahen Osten zu kolonisieren?
- B.: Ja, in die Heimat kehren wir zurueck,  
Von dort mit frischer Kraft neu aufzubrechen,  
Und zu vollenden das gewalt'ge Werk,  
Das einst die grossen Maenner schon begonnen,  
Gero , der Loewe, Albrecht auch , der Baer.
- H.: Die deutschen Fuersten sind sehr eifersuechtig!  
Steert diese Arbeit ihre Herrschaft nicht?
- B.: Wo in die See der Strom der Weichsel muen-det,  
Dehnt sich nach Osten hin ein weites Land:  
Unendlich rauschen dort die dunklen Waelder,  
Wo Luchs und Baer haust und der starke Elch,  
Wo in den Niederungen gruene Wiesen  
Und schimmernd, waldumrauscht, grenzt See an See,  
Wo fruchtbar Ackerland des Bauern wartet,  
Wo bergesgleich am Meer sich Duenen heben,  
Und golden sich der Bernstein haeuft am Strand.  
Dort ist das kuenft'ge Herrschertum des Ordens,  
Es wartet, Meister, nur auf Eur Gebot.
- Ho.: Ich kenne meinen ruh'gen Balk nicht wieder,  
Zum Dichter macht Euch die Begeisterung.
- B.: Nur wen'ge Menschen dort im Lande wohnen,  
Das Vielen Zukunftsheimat werden kann,  
Im finstern Heidentum sind es die Pruzzen,  
Noch hat kein Fuerst ein Recht auf dieses Land.  
So lasst von Kaiser es dem Orden geben,  
Dass er verbreite dort das Christentum,  
Dass Burgen, Staedte, Doerfer er dort baue,  
Das Land erschliesse westlicher Kultur.  
Dort wartet heil'ge Arbeit unsrer Ritter  
Dort droht nicht Luxus oder Maessiggang,

- (B.): Ein Garten Gottes kann dies Ostland werden,  
Wenn Segen er des Ordens Arbeit gibt.
- Ho.: Ist's Gottes Stimme, die ich hier vernehme,  
Die aus dem Mund des besten Mannes spricht?  
Ist, da ich jetzt die Zukunft überlege  
Des Ritterordens, dies der heil'ge Ruf?  
Um Klarheit will ich im Gebete ringen,  
Lasst auf ein Stündchen, Balk, mich jetzt allein.  
Stimm Euren Rat ich zu, sprech' mit dem Kaiser  
sogleich ich, bitt ihn, uns das Land zu weihn,  
Landmeister dort sollt Ihr, mein Balk, dann sein.

## 4. Szene

Kaiser FRIEDRICH und Herman von HOHENSALZA :  
(Burgzimmer)

- K.: Du laesst zu selten Dich hier bei mir sehen  
Und weisst doch, wie Dein Anblick mich erfreut.
- Ho.: Ich bin beglueckt durch meines Kaisers Gnade  
Was fern mich haelt, ist meine Arbeit nur.
- K.: Ich weiss, Du schmeichelst nicht, mein teurer Hermann,  
Was also fuerht Dich heute zu mir her?
- H.: Um Euch und um das Reich ist es die Sorge,  
Und eine Bitte fuer den Orden ist's.
- K.: So wollen mit dem Zweiten wir beginnen.  
Erfuell' ich sie, ersparst die Mahnung mir?
- Ho.: So dringend meine Bitte auch an Euch,  
Ich duerfte doch die Mahnung nicht verschweigen.
- K.: Du bist der Einz'ge, der mir sagen kann,  
Was ich von andern mir nicht sagen liesse,  
Denn Du verstehst mich und Du bist mir treu.  
Du bist mein bess'eres Ich, bist mein Gewissen.

- Ho.: Ach, koennt ich dann doch immer um Euch sein.
- K.: Erst Deine Bitte! Ich kann sie erraten.  
Dein Orden hat kein Feld des Wirkens mehr.  
Und nach Italien, so wird mir berichtet,  
Willst Du, auch wenn ich baete drum, nicht gehn.
- Ho.: Ich darf es nicht, um meines Ordens willen.  
Er wuerde ....
- K.: Deine Gruende kenne ich,  
Und wuerd'ge sie, seh ich das Bild auch anders.  
Was also, Hermann, willst Du, dass ich tu?
- Ho.: Dem Orden gib das Land, das an der Weichsel  
Von Heiden, Fruenzen sind' es, ist bewohnt,  
Dass dort wir, an der Ostsee Waldesufern,  
Im heil'gem Werk ein Ordensland errichten,  
Das Christensitte zu den Heiden bringt.
- K.: Sind sie in ihrem Glauben denn nicht gluecklich?  
Lass sie in ihrer Vaeter Glauben doch!
- Ho.: Der Herr hat selbst uns das Gebot gegeben,  
Zu predigen in aller Welt sein Heil.
- K.: So ueberlass die Predigt doch den Moenchen,  
Ihr Ritter wollt bekehren mit Gewalt.
- Ho.: Nein, Herr! Doch wasser als das ew'ge Feuer  
Ist fuer die Heiden ein heilsamer Zwang.
- K.: Der Glaube ist nicht gross an Gottes Liebe  
Nimmt anman, dass er Menschen ohne Schuld  
Laesst stuerzen in die ewige Verdammnis,  
Obgleich von Christ sie nie ein Wort gehoert.

- Ho.: Ich glaube sicher, dass fuer solche Menschen  
Gott einen Rettungsweg bereitet hat.  
Doch hoeren sie das Wort von Christ und weigern,  
Es anzunehmen, denn beginnt die Schuld,  
Dann auch die Pflicht, zum Heile sie zu zwingen.
- K.: Du kannst mich, Hermann, ueberzeugen nicht.  
In jedem Irrtum steckt ein Rest von Wahrheit,  
Ist sie's, an die sie glauben, dann wird Gott  
Gewisslich sie nicht ewig schuldig sprechen,  
Doch wer in Irrtum diesen Rest nicht sieht,  
Kann niemals ihn im Geiste ueberwinden,  
Wenn mit Gewalt er ihn auch unterdrueckt,  
Und rauchend steckt ihn schliesslich an der Irrtum.
- Ho.: Wir sind uns, Kaiser, der Gefahr bewusst.  
Doch wirkt als Ziel uns nicht nur die Bekehrung.  
Im Osten Deutschlands dehnt sich weites Land,  
Von wen'gen Menschen ist es nur bevoelkert,  
Und ihnen fehlt Gesittung, Bildung, Recht,  
Den Strom der Deutschen in dies Land zu lenken,  
Den Volkesdichte aus der Heimat treibt,  
Dort aufzubauen Burgen, Staedte, Doerfer,  
Es zu verwandeln in ein Paradies,  
Das ist seit langer Zeit schon deutsche Losung.  
Der Ruf, der uns nach Osten reiten laesst.
- K.: Ich kenn ihn, Hermann, und kann ihn nicht bill'gen  
Mich locken Bure dunklen Waelder nicht.  
Ich, ein Sizilier, bin ein Kind der Sonne,  
Nach Sueden zog's auch stets das deutsche Volk,  
So wendeten zur Sonne uns're Ahnen .....
- Ho.: Und fanden dabei ihren Untergang.
- K.: Das war nicht Schuld des sonnenfrohen Suedens,  
Die Schuld trug eigene Zwietracht, Neid und Streit.  
Sieh, aus des Ostens fernen weiten Steppen

- (k.): Dringt Reitervolk erobernd stets auf's neu,  
Die Hunnen waren's, spaeter dann die Ungarn,  
Und die Mongolen sind's in uns'rer Zeit.  
Die Staerme, unserm Erdteil so gefaehrlich,  
Verlieren erst des Unheils volle Kraft,  
Wenn sich die Slaven, oestlich Deutschlands wohnend,  
Bewusst zu starker Einheit einst geballt.  
Nach Osten muessen sie das Antlitz wenden,  
Niemaals den Feind im deutschen Menschen sehn.
- Ho.: Den starken Deich, an den Ihr denkt im Osten,  
Wir muessen ihn mit deutscher Kraft erbaun.
- K.: Die Bruecke sind wir, Hermann, und der Mittler  
Fuer Tausch des Geistes zwischen West und Ost.  
Als Freunde duerfen wir, als Lehrer, kommen,  
Nicht als Eroberer zu diesem Volk.  
Denn auch der leere Raum wird dort sich fuellen  
Mit Menschen, die ein Recht auf dieses Land  
Zu haben meinen. Weh' uns, wenn sie muessten  
In uns die Feinde ihres Volkes sehen.
- HO.: So glaubt Ihr, dass um dieses Land die Bitte  
Dem Orden Ihr und mir versagen muesst?
- K.: Ich wuerde keinem aendern sie gewahren.  
Dir als dem trauesten Mann erfuell ich sie.  
Denn nur bei Dir kann ich drauf verlassen,  
Dass Du nach meinem Willen fuehrst das Werk,  
Nicht als Eroberer, Hermann, nein, als Freunde  
Lass Deine Ritter ziehn in dieses Land.  
Es sei ein jeder von der Pflicht durchdrungen,  
Dass er zu helfen, nicht zu herrschen da.
- H.: Ich danke, Kaiser, Euch von ganzem Herzen,  
Dass Ihr den Orden diesen Auftrag gebt  
Und dass Ihr mir Vertrauen schenkt und Liebe.  
Durch Treue will ich es vergelten Euch.



K.: Und diese Traue werde bald ich brauchen,  
Ich seh' im Osten nicht der Deutschen Ziel.  
Wir traten an des roem'schen Reiches Erbschaft,  
Wie es der grosse Karl erneuert schuf.  
Es dehnt vom deutschen Meer dies Reich der Mitte  
Gewaltig sich bis hin zum Mittelmeer.  
Das Land, wo Goten erst, dann Langobarden,  
Normannen suedlich, sich ihr Reich erbaut,  
Zur Einheit fest mit Deutschland zu verbinden,  
Dass kraftvoll sie des Erdteils Mitte fuellt  
Und ihre Macht des Mittelmeeres Kuesten  
Mit einbeziehe in dies neue Reich,  
Das seh' ich als Beruf und Ziel der Deutschen,  
Und wenn zu eng die Heimat ihnen wird,  
Lockt ueber'm Meer die afrikan'sche Kueste.  
Hier gruendete der grosse Geiserich  
Sein stolzes Reich, doch brach es bald zusammen,  
Weil nicht der Mitte Macht dahinter stand.  
Hier dehnt sich menschenleerer Raum unendlich,  
Noch ist es Wueste, doch es wird einmal,  
Von Wasserkunst durchzogen und befruchtet,  
Ein Eden sein, Mesopotamien gleich.  
So baue ich ein Reich, das Millionen  
Hier friedlich wohnen koennen, taetig frei,  
Geschuetzt von dieser starken Macht der Mitte,  
Die Gott zu sichern mir den Auftrag gab.  
Schon liegen fest zum Bau die Fundamente,  
Ich seh' ihn fertig schon in meinem Geist.  
Ich hab' nur noch den einen Widersacher,  
Der Priester ist es auf dem Stuhl in Rom.  
Ihn muss ich auf die Kniee niederzwingen,  
Zu diesem Kampfe, Hermann, brauch ich Dich!

Ho.: Das war die Sorge, die mich hertrieb, Kaiser.  
Die Mahnung kann ich Euch ersparen nicht.  
Es fand das Hochgeschlecht der Hohenstaufen  
Den Gipfel der Vollendung, Herr, in Euch.  
Es hat Euch Gott den starken Geist gegeben,

(Ho.:) Der hoehrer fliegt und weiter sieht als wir.  
Doch ist auch groessere Gefahr gegeben,  
Dass er statt Segen wirken kann den Fluch.  
Denn weil das Ziel er naeher sieht und klarer  
Als wir, verkennt die Hemmnisse er leicht,  
Die auf dem Weg zu diesem Ziel sich tuermen.  
Und fuerchtend, dass kein anderer als er  
Des grossen Wurf's Vollendung kann erreichen,  
treibt er gewaltsam die Entwicklung vor,  
Die langsam reifend sich vollendet nur.  
Da ist's, die Stimme warnend zu erheben  
Der Maenner Pfllicht, die ihm zur Seite stehn.  
So muss in treuer Sorge ich Euch mahnen:  
Lasst vom Vernichtungskampf ab mit dem Papst!

K.: Muss ich nicht handeln wie der starke Salier,  
Wie mir das Beispiel gab der grosse Karl?

Ho.: Es haben, Herr, die Zeiten sich gewandelt,  
Und nimmer koennt ihr Rad Ihr rueckwaerts dreh'n.  
Es ist nicht die Person des jetz'gen Papstes,  
Es ist das Papsttum, welches Ihr bekaempft.  
Ja, koenntet, wie vor Euch die grossen Kaiser,  
Ernennen Ihr den Papst nach eigener Wahl  
Und waehlet Ihr der Kirchenfuersten treusten,  
Ihr wuerdet bald mit ihm im Kampfe stehn.  
Seit Heinrich gehen musste nach Canossa,  
Ist gleich dem Kaisertum des Papstes Macht.  
Ihr koennt im Reiche niemals Ruhe stiften,  
Wenn Ihr nicht Frieden mit dem Papste schliesst.  
Erheben wird im Land sonst steht's aufs Neue  
Aufruhr balds hier, bald dort sein trotz'g Haupt.

K.: Du raest mir, mich dem Papst zu unterwerfen?  
Nicht anders komm zum Frieden ich mit ihm?

Ho.: Nein Herr, mein Rat ist nur, anzuerkennen  
Der Wage zeitbestimmtes Gleichgewicht.

- Ho.: Ihr wollt das starke Reich der Mitte gruenden,  
 Das Frieden stiftend wirkt durch seine Macht,  
 Glaubt mir, es weiss der Papst, dass ihm der Kaiser,  
 Dass ihm dies Reich notwendig ist und wert,  
 Der Damm ist's wider der Unglaeub'gen Scharen,  
 Doch ist's dem Papste, sieht er's recht noch mehr,  
 Rings in Europa bilden sich Nationen  
 Und werden ihrer Staerke sich bewuset,  
 Je schwaecher nun das Reich, jestaerker werden  
 Die jungen Staaten aufstehn wider Rom.  
 Noch droht Gefahr von Frankreich nicht noch England  
 Dem heil'gen Stuhl, doch sieht er kommen sie,  
 So braucht der Papst Euch, Herr, gewiss nicht minder,  
 Als Ihr fuer Euer grosses Ziel ihn braucht.  
 Und unzerstoerbar wird das Reich des Friedens,  
 Gehn Papst und Kaiser einig Hand in Hand.
- K.: Den selben Rat hat Heinrich mir gegeben,  
 Ich nannt' es damals kind'sche Schwaermerei,  
 Du, Herman, bist kein Kind und bist kein Schwaermer,  
 Und mahnest dennoch mich zu gleichem Tun,  
 Ich zweifle ob den Papst Du recht beurteilst,  
 Doch bleib nun unversucht nicht dieser Weg!  
 Anwenden will ich dieses letzte Mittel  
 Und friedlich unterhandeln mit dem Papst,  
 Bist Du mit Deinem Kaiser nun zufrieden?
- Ho.: Noch einmal, Herr, von Herzen dank ich Euch  
 Und spuer' den Dank noch inniger und tiefer,  
 Als da ich fuer den Orden Euch gedankt.  
 Ich bin bis zu dem letzten Hauch der Eure.
- K.: Wie Deine Treue ich zu schuetzen weiss,  
 Das hab' ich heute zweimal Dir bewiesen.  
 Doch sage, hast, bevor Du zu mir kamst,  
 Um guenst'gen Ausgang Du zu Gott gebetet?
- Ho.: Das tu ich, Herr, vor jedem grossen Schritt,

- (Ho.): Den ich zu unternehmen mich entschlossen.
- K.: Und glaubst Du nun, dass weil ich Dir gefolgt,  
Gott Dich erhörte und den Sinn mir lenkte?
- Ho.: Wie koennt ich anders? Ist's doch wunderbar,  
Dass Euer grosser Geist sich mir gefuegt hat.
- K.: So waehnt der Mensch nur, dass sein Wille frei,  
Gott aber lenkt ich nach s e i n e m Willen?
- Ho.: Es lehrt uns schon der heilige Augustin,  
Dass Gottes Gnade auch ergreift den Willen.
- K.: Dann schafft er auch den Willen zum Gebet  
In uns, und da allwissend er voraussieht,  
Was kommen wird, ist doch ein Selbstgesprach  
Des grossen Gottes jegliches Gebet nur.  
Wie kannst Du dann um etwas bitten ihn?
- Ho.: Mit solchen Zweifeln kritischen Verstandes  
Kommt dem Geheimnis Gottes Ihr nicht nah.  
Hier hilft der Glaube nur und das Erleben.  
Wenn einmal Ihr das Vaterunser sprecht  
In festem, kindlich-glaeubigem Vertrauen,  
Dann werdet Ihr erfahren welche Kraft  
Stroemt in die Seele, saenftigend ihr Sehnen.  
Ich wuerde, Herr, nicht einen Augenblick  
Hochmeister bleiben noch mich unterfangen,  
Euch kuehnlich zu erteilen einen Rat,  
Wenn ich nicht wuesste um Gebetserhoerung,  
Und glaubte nur, dass alles vorbestimmt,  
Und unabaenderlich sei Gottes Wille.
- K.: Du weisst wohl, Hermann, selber nicht, wie stark,  
Unueberwindlich Dich macht solcher Glaube.  
Ich sage Dir fuer diese Stunde Dank.  
Wir sehen morgen bei der Jagd uns wieder.

Ho.: Ich nehm fuer heute Abschied tief bewegt  
Und freue, Kaiser, mich des morg'gen Tages.

5. Szene

(Der Kaiser allein)

K.: Da geht er hin, der ehrlichste von allen.  
Hat er mit seinem Glauben nun wohl recht?  
Hat Recht mein kleiner Sarazenenjunge?  
Allein nach beider Glauben handeln wir,  
Nicht wie wir wollwn, sondern wie wir muessen,  
Und Schein ist's nur, dass wir im Wollen frei.  
Mich soll in meinem Tun das nicht anfechten,  
Ich seh in m e i n e m Willen nur die Bahn,  
Auf der ich gleich, ob frei nun, ob geschoben -  
Fortschreiten muss zum Ziel, das mir gemaess.  
Ob Kinder wohl und schlichte, fromme Menschen  
Die Dinge richt'ger sehn als der Verstand,  
Der waegt und zweifelt, der misstraut und kluegelt?  
Ob Heinrich drum und Hermann Recht behalten,  
Dass Friede mit dem Papste moeglich ist?  
Zwar will ich den Versuch wohl ehrlich machen,  
Allein im Innern glaub' ich nicht daran,  
Glaub nie und nimmer, dass der Papst sei willens,  
Mit mir zu teilen dieser Erde Macht.  
Stellt sich heraus, dass i c h hab' recht gesehen,  
Dass zwischen uns entscheidet nur der Kampf,  
Dann allerdings fuehr ich ihn ohne Schonung,  
Dann kenn ich Ruecksicht nicht noch Schranken mehr.  
Dann darf mir keiner je von Frieden sprechen,  
Bevor besiegt der Papst am Boden liegt.

## 6. Szene

(Der Kaiser, Hermann von HOHENSALZA, Graf ORTENS-  
BURG, Jaegermeister, Jaeger, Treiber)

Ki.: : (zu Pferde)

Lass uns nun einen Augenblick hier halten,  
Bis nachgekommen ist die Jaegererei.

Ho.: (zu Pferde)

Wie wunderbar die Sonne heute aufging,  
Das gibt ein herrlich Wetter fuer die Jagd.

K.: Ich liesse gern heut meine Falken steigen,  
Du zogst das Jagen auf den Keiler vor,

Ho.: Wenn bei der Jagd nicht auch der Jaeger selber  
Die Sehnen und die Sinne spannen muss,  
Wenn sie nicht mit Gefahr auch ist verbunden,  
Dann scheint sie mir unritterlicher Mord.

K.: Ich stim Dir zu, bis auf die Reiherbeize,  
Und heut den Keiler hetzend zeig ich Dir,  
Dass ich die Kunst, den Jagdspeer recht zu fuehren,  
Wie soviel andres hab' von Dir gelernt.

Ho.: Und mich, Herr, reizt trotz Alter es und Wuerde,  
Zu sehn, ob ich, wie einstmals es noch kann.

K.: Doch schau, was in der Eb'ne dort die Sonne  
An Farben zaubert rot und violett.

Ho.: Natur ist, Kaiser, aller Schoenheit Meister,  
Und Stuempfer, sind mit ihr verglichen, wir.  
Doch seh ich dort auch uns're Jaeger kommen  
Und hoere ihren froehlichen Gesang.

K.: Nichtweit ist's mehr zu jenem Dornendickicht,

(K.): In dem das Wild am Tag zu stecken pflegt,  
Wenn dort die Hunde spueren auf den Keiler,  
Dann, Hermann, gilt's wer ihn zuerst erlegt.  
Euch glueckt es sonst schon bei dem ersten Stoss.

Ho.: Ich fuercht', ich mache heut dem Orden Schande,  
Wenn einen Fehlstoss gar der Meister fuercht.

K.: Das kann dem besten Jaeger mal geschehen.  
Komm', lass uns reiten. Auf zu r frohen Jagd!

(reiten weiter)

Jaeger:

(singen)

Meute klaefft und Hifthorn schallt,  
So sagt: was soll das bedeuten?  
Kaiser Friedrich reitet auf die Jagd  
Mit unzaehl'gen Leuten.  
Einen starken Keiler saeh er gern  
Tot am Boden liegen.  
Dabei finden alle hohen Herrn  
Sicher viel Vergnuegen.  
Doch was kriegen wir,  
Wenn wir durchs Land stundenlang gelaufen?  
Eines grossen Durstes Riesenbrand,  
Aber nichts zu saufen.

(ziehen weiter)

(Jaegermeister und Graf ORTENSBURG)

J.: Man sollte so ein despektierliches Lied verbieten.  
Ich versteho nicht, Graf, dass Ihr das so ruhig  
singen lasst. Mit solchen Liedern faengt es an.  
Mit der Aufloesung aller Bande der Ordnung hoert  
es auf.

G.: Im Gegenteil. Solange die Leute solche Lieder singen,  
denken sie gar nicht daran, Bande aufzuloesen. Erst  
wenn sie gar nicht mehr singen, wird's gefaehrlich.  
Der Kaiser lacht uebrigens selbst ueber das Lied und  
hat nichts dagegen. Und wenn ich heute einen Teil der  
Jagd zu Fuss mitmachen muss, ist mir das Lied gerade-  
zu sympathisch.

J.: Aber es gibt doch so viel schoenere Jagdlieder,  
und in der guten alten Zeit hat man nur solche gesungen.

O.: Ich muss Euch heute immer widersprechen, Jaegermeister.  
Erstens kommt es nie darauf an, ob Lieder schoen sind,  
sondern nur, ob sie gern gesungen werden. Und zwei-  
tens hat es auch einen Haken mit der guten alten  
Zeit. Jede Gegenwart nennt die Vergangenheit so.  
Waar das richtig, muessten wir schon laengst wieder  
Hoehlenbewohner sein und uns in Felle kleiden. Nein,  
lasst die Jaeger ihr despektierliches Lied singen.  
Doch nun weiter, wir sind nicht mehr weit vom Ziel.  
(gehen weiter)

(2 Treiber)

1.T.: Keinen Schritt weiter. Glaubst Du, ich haette Lust,  
mitzulaufen, durch das Dickicht zu kriechen, mich  
von den Dornen zerstechen - und mich womoeglich  
von einem Keiler zerfleischen zu lassen? Da kennst  
Du meiner Mutter Sohn aber schlecht. Die Sonne faengt  
auch schon an, unangenehm warm zu werden. Komm unter  
den Baum, dort ist wenigstens Schatten.  
(setzt sich)

2.T.: Aber wenn sie nun merken, dass wir zurueckgeblieben  
sind? Dann gibt es Pruegel.

1.T.: Du bist ein grosser Schafskopf. Die einz'ge Kunst  
im Leben ist, sich von der Arbeit, von der Jagd und vom  
Kriege zu druecken.

2.T.: Aber wenn man nun dabei gefasst wird?

1.T.: Du Esel, das ist doch eben die Kunst, dass man sich  
nicht fassen laesst.

2.T.: Aber was willst Du denn jetzt sagen, wenn sie zurueck-  
kommen, und uns hier finden?



- 1.T.: Dann werde ich ihnen sagen, der Keiler haette uns angegriffen, haette Dich umgeworfen und Dir das ganze Hinterteil aufgerissen. Ich haette Dich verbunden und hierher zurueckgebracht.
- 2.T.: Aber sie sehen doch gleich, dass das nicht wahr ist.
- 1.T.: Du Rindsvieh, die Wunde bringe ich Dir doch jetzt bei. Komm her, ich schneide Dir mit dem Messer durch die Hose .....
- 2.T.: Aber nicht ins Fleisch! Verbinden kannst Du mich ja, aber schneide vorsichtig!
- 1.T.: Du Feigling, willst Du dich lieber verpruegeln lassen? Komm her, so, stell Dich hin und mach keine weiteren Widerreden.  
(schneidet)
- 2.T.: (schreit)  
Au, nun hast Du mich doch in den Hintern geschnitten.
- 1.T.: Natuerlich, Du Schwaechling. Glaubst Du, ich mach nur Spass? Nun kann Deine Alte zu Hause zugleich mit der Hose mal Dein eignes Fell flicken. Dann hat sie doch auch einen Spass von der Jagd. Reiss ein Stueck vom Hemd ab, dass ich Dich verbinde.
- 2.T.: Aber schnell, schnell! Ich hoere die Jaeger kommen.  
(zerreisst das Hemd)
- 1.T.: Bis die heran sind, habe ich Dir den schoensten Verband um die Backe gelegt.  
(verbindet ihn)
- 2.T.: Aber wenn sie's nun doch nicht glauben?

- 1.T.: Lass mich nur reden , Du Tropf, und wenn Du nur einmal den Mund aufmachst, dann kriegst Du einen zweiten Schnitt von mir auf die andre Seite, dass Du vier Wochen nichts sitzen kannst. Sie kommen, da, leg Dich auf den Bauch und sag kein Wort!  
(Jaeger kommen zurueck)
- 1.J. Hier finddt man Euch Faulpelze. Habt die ganze Zeit hier im Schatten gesessen? Na, das gibt schoene Pruegel.
- 1.T.: Und wo ist Euer Keiler, Ihr Grosssprecher? Habt Ihr ihn, hat ihn der Kaiser? Hat ihn der Hochmeister? Ich habe meinen und ein Wunder ist's, dass ich noch hier bin und nicht tot im Dickicht liege, wie der arme Kerl da, den ich gerade noch retten konnte, als ihn der wuetende Keiler schon hingeworfen hatte und dabei war, ihn zu massakrieren.
- 2.J.: Was erzuehst Du da fuer Geschichten?
- 1.T.: Geschichten nennst Du das? Wenn einer in Todesgefahr ist, das ist keine Geschichte. Ich hoerte ein furchtbares Geschrei im Dickicht, sprang herzu und findd diesen Mann da liegend, so wie er jetzt hier liegt, und ueber ihm ein wuetender Keiler, der ihn mit seinen messerscharfen Hauern bearbeitet. Ihr koennt ja sehen, wie er ihn zugorichtet hat. Ich nicht faul, stoss mit dem Speer nach dem Keiler, spring ein paar Schritte zurueck, bohr meinen Jagdspeer in die Erde, dem Keiler entgegen, der in seiner blinden Wut mich annimmt. Und was soll ich Euch sagen, Ihr moegt's glauben oder nicht, aber ich will die heilige Hostie darauf nehmen und wenn ich luege, dann soll mich das Wetter 10 Klafter in die Erde schmettern --- der Keiler rennt mit solcher Wucht auf den Speer auf, dass dieser ihm durch den ganzen Koerper geht und genau hinten am Loch wieder heraus-

(1.T.):)kommt. Da lag er nun und hatte sich zum bequemen Abtransport selbst fertig gemacht.

1.J.: Wo ist er nun, wo hast Du ihn?

1.T.: Wo ist er nun, wo hast Du ihn, Du Tropf, glaubst Du, ich koennte mit dem verwundeten Mann auf den Schultern auch noch einen Keiler von drei Zentnern abschleppen?

2.J.: Ich glaube kein Wort von dem ganzen Maerchen. Ich kenne den Kerl, der luegt, dass sich die Balken biegen.

1.T.: Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, dann kommt zu zwei Mann mit, ich fuehr Euch hin, wo der Keiler liegt und wir schleppen ihn zusammen her.

1.J.: Ich werde den Teufel tun, noch mal in der Hitze in das Dickicht zurueckzugehen.

2.J.: Der Kerl fuehrt Euch doch nur in der Irre umher und ist dann ploetzlich selbst verschwunden.

3.J.: Ich schlag vor, er soll uns ein lustiges Lied vorsingen. Gefaellt es uns nicht, dann verpruegeln wir ihn. Gefaellt es uns, dann wollen wir ihm die Geschichte glauben.

1.J.: Guter Vorschlag. Los Kerl, singe um Deinen Puckel!

1.T.: (singt)

Kaeuzchen, warnend hat gerufen, doch ich fand den Riegel offen

Zu des Maedchens Kaemmerlein.

Nachtigall hat suess gesungen, als wir beide uns Umschlungen,

Und das Liebchen wurde mein.

(1.T.):) Lerche weckt mit ihrem Liede, doch umsonst,  
 Ich war zu muede,  
 Schliefe im Arm des Maedchens ein.  
 Hahn hat lauter dann gekraecht,  
 Leider war es schon zu spaet,  
 Vor dem Bett ihr Vater stand.  
 Spatzen schirpten alle hochnend,  
 Als verpruegelt ich und stochnend  
 Schwer den Weg nach Hause fand.

2.J.: Na, dann weisst Du ja schon, wie Pruegel tun.  
 Los Kameraden!

3.J.: Lasst den Lumpen laufen, mir hat sein Lied nicht  
 schlecht gefallen.

(Jaegermeister und Graf ORTENSBURG treten auf)

J.: Die Jagd ist zu Ende, der Hochmeister hat den  
 Keiler erlegt, der Kaiser ist mit dem Pferde  
 gestuerzt. Macht, dass ihr nach Hause kommt.

(Jaeger ziehen ab und singen: "Doch was kriegen  
 wir, wenn wir durch's Land.....")

J.: Seht Ihr, nun singen sie wieder dieses graeuliche  
 Lied, dass der Kaiser gestuerzt ist, macht auf sie  
 gar keinen Eindruck.

O.: Warum sollte es auch? Waer' es etwas Ernsthaftes,  
 wuerden wir beide nicht so gelassen sein.

J.: Dass ein Kaiser ueberhaupt stuerzen kann, sollte  
 sie nachdenklich stimmen.

O.: Wenn es nur den Kaiser selbst zum Nachdenken  
 bringen wollte, dass sogar ein kleines Maulwurfsloch  
 den starken Willen des grossen Kaisers zum Scheitern  
 bringen kann. Doch mir geht es wie den Jaegern, ich

- (C.): fuehle eines grossen Durstes Riesenbrand. Kommt,  
lasst uns nach Hause!  
(gehen ab)
- 1.T.: Das war der verstaendigste Ritter, den ich bisher erlebt  
habe, mit den menschlichsten Regungen. Ich fuehle  
mich ihm ganz nahe. Ich hab auch solchen Durst.  
Nun komm, Du misslungenes Abbild eines Menschen,  
steh auf oder willst Du hier ewig liegen bleiben.  
Mach schnell Du langweilige Schnecke.
- 2.T.: Aber wenn nun meine Frau sieht, dass es gar kein  
Keiler war, und sie erzahlt es weiter, dann bekommen  
wir doch noch Pruegel.
- 1.T.: Gib Deiner Alten gleich eine Tracht, wenn Du nach  
Hause kommst. Du Schlappschwanz, die zweite wuerde  
sie kriegen, wenn sie ein Sterbenswoertchen sagte.  
(beide ab)

## 7. Szene

(Hermann von HOHENSALZA und Graf ORTENSBURG :  
Burgzimmer)

- C.: Ich muss, Hochmeister, Euch Abbitte leisten.  
Ich hab' bis gestern Euch nicht recht gekannt.
- Ho.: Was ist Euch denn am Neuem aufgefallen,  
Das Euch bisher an mir verborgen war?
- C.: Ich hab - verzeiht - Euch fuer sehr fromm gehalten  
Und sah nun, dass Ihr auch ein Ritter seid,  
Dem keiner gleicht in ritterlichen Kuensten.  
Wie Ihr den Keiler mit dem ersten Stoss  
Im schaarfsten Jagen strecktet, das macht keiner  
Auch von uns so viel Juengeren Euch nach.

- Ho.: So glaubt Ihr also, Ortensburg, dass Frommsein  
Sich nicht vertraegt mit echtem Rittertum,  
Dass Schwache Menschen, nicht zum Leben brauchbar,  
Dass es Gedrueckte und Geduckte schafft?
- O.: Nein, nicht so weit moecht ich im Urteil gehen,  
Doch habe die Erfahrung ich gemacht,  
Dass fromme Menschen meistens sind Z e l o t e n  
Den ird'schen Dingen voellig abgewandt,  
Die uns des Daseins Freuden auch missgoennen  
Und denken nur ans eigne Seelenheil.
- Ho.: Dann seid bisher Zerrbildern Ihr begegnet.  
Ihr koennt, ob jemand wirklich ehrlich fromm,  
Nur an drei Dingen, doch bestimmt dann, sehen,  
Er muss demueticig, mutig, gueticig sein.  
Wo Liebe, Mut und Demut sind vereinigt,  
Da, Ortensburg, ist echtes Christentum,  
An diesen Fruechten koennt Ihr es erkennen,
- O.: So nennet, scheint's den Kaiser Ihr nicht fromm?  
Dass Mut er hat, kann keiner ihm bestreiten,  
Noch dass er auch bisweilen Guete zeigt,  
Doch Demut ist ihm wahrlich nicht gegeben,  
Es wohnt vielmehr in ihm der stolze Sinn,  
Den Hybris einst die weisen Alten nannten,  
Des Selbstvertrauens uebermaess'ge Kraft.
- Ho.: Lasst, Ortensburg, den Kaiser aus dem Spiele,  
Ihn misst man nicht mit dem gewohnten Mass.  
Doch trag ich um ihn ernstlich tiefe Sorge,  
Dass ihn des Kraftbewusstseins hoher Flug,  
Das Ziel nur sehn laesst, nicht das Maulwurfsloch,  
Das gestern ahnungsvoll zum Sturz in brachte.
- O.: Ihr habt doch kuerzlich lang mit ihm geredet,  
Er spricht sehr gnaedig ueber Euch sich aus.

- Ho.: Ich liebe ihn von je aus ganzem Herzen,  
 Jetzt bin von Dankbarkeit ich tief erfuehlt,  
 Und von Bewundrung fuer die Schau des Geistes,  
 Mit der weitblickend er die Dinge sieht.  
 Er hat, warum gekommen ich, die Bitten  
 Mir trotz Bedenken voller Huld gewachrt,  
 Dem Orden neu ein Wirkungsreich gegeben,  
 - doch gab bestimmt Richtschnur er mir mit -  
 und hat, war mir noch groesser an Bedeutung,  
 Den Frieden zugesagt mir mit dem Papst.
- O.: Wie? Mit dem schlimmsten Feind will er verhandeln,  
 Von dem er stets gesagt: Er oder ich?
- Ho.: Ich habe dringlich ihn darum gebeten.  
 Mir ist zu klar, dass nur auf diesem Weg  
 In Frieden er das Reich erbaun und sichern  
 Und selbst der Groessten einer werden kann,  
 Vielleicht der Groesste in der Weltgeschichte.  
 Nun liegt auf Euch, Graf, eine schwere Pflicht  
 Und allen, die ihn jeden Tag umgeben.  
 Ich weiss, der Kaiser ist rasch von Entschluss,  
 Fuer jeden neuen Eindruck leicht empfaenglich.  
 Da kann zu leicht schon eine Kleinigkeit,  
 Ein unbedachtsam Wort, das ihn verstimmt,  
 Ein Vorgang, der den jachen Sinn entflammt,  
 Und der bedeutungslos, bedenkt mans naeher,  
 Ihn treiben zu gefaehrlich schneller Tat,  
 Die dann sich nicht laesst ungesehen machen  
 Und schwerste Folgen nach sich ziehen kann.  
 Aus einem Eiskorn wird leicht die Lawine,  
 Die ihn, uns alle und das Reich begraebt.  
 Ihr habt die Pflicht, ihn davor zu bewahren,  
 Und zu verhueten uebereiltes Tun.
- O.: Ihr fordert mehr, als wir erfuehlen koennen.  
 Der Kaiser fasst Entschluesse ganz allein,  
 Und laesst dabei von niemanden sich raten,

- (O.): Gewiss von uns nicht, die stets um ihn sind,  
Ihr habt es leichter, denn Ihr kommt nur selten,  
Auch schätzt er Euch und achtet Euren Rat.  
Sonst sieht in Menschen er nur Marionetten,  
Die er an seinen Fäden tanzen lässt.  
Nie will er von uns wissen eine Meinung,  
Und sagt sie einer, hoert er nicht darauf.  
Er hoert nur auf die Stimme seines Innern,  
Gibt keiner anderen daneben Raum.
- Ho.: Ich weiss, wie schwer es ist bei einem Menschen,  
Der sich auf seine Eingebung verlässt,  
Des eig'nen Worts im Uebermass bewusst ist,  
Einfluss zu nehmen Auf Entschluss und Tat.  
Doch beides waechst auch bei dem staerksten Geiste  
Heraus als Frucht aus einem Untergrund.  
Den zu bearbeiten seid Ihr nun schuldig.  
Seht, Ortensburg, wenn Ihr nun im Gespraech  
Ihm etwas o Gift in die Ohren trauefelt:  
"Allein der Papst, Herr, ist noch Euer Feind.  
Der Papst schwur Untergang den Hohenstaufen.  
Zeigt Ihr Gewalt, so kriecht der Papst zu Kreuz".  
Dann wird durch diese und dergleichen Reden  
Allmachlich eine Meinung ihm entstehen,  
Aus der allein nur e i n Entschluss noch moeglich.  
Den koennt Ihr dann gewiss nicht lenken mehr,  
Und seid doch Schuld daran, dass er entstanden.  
Ich brauchte nur ein Beispiel, Graf, verzeiht.  
Ich weiss gewiss, fern liegt Euch solches Reden.  
Mir lag nur dran, zu zeigen die Gefahr,  
Die waechst aus jedem Worte der Umgebung.
- O.: Ihr ueberschaetzt die Wirkung solchen Worts.  
Der Kaiser denkt und urteilt unabhaengig,  
Und achtet nicht auf unsre Rederei.  
Doch seh ich die Gefahr, seh unsre Pflicht auch,  
Bin dankbar fuer die Mahnung, die Ihr gebt,  
Und werde sorglich meine Zunge hueten.



Ho.: So hab ich mich in Euch doch nicht getauscht.  
Ich hofft' auf off'nes Ohr fuer off'ne Rede.  
Ich dank ' Euch herzlich, dass Ihr mir's gewahrt.  
Lebt wohl und huetet treu mir meinen Kaiser.

O.: Ich nehm von Jedem nicht Belehrung an.  
Von Euch, Hochmeister, fuehl ich sie als Ehrung,  
Vertraun von Euch macht stolz mich! So lebt wohl.

3. A k t

## 1. Szene

(Kaiser FRIEDRICH, Erzbischof von MAINZ, Graf EZZELINO,  
Graf ORTENSBURG)

K.: Es liegen vor uns schicksalschwere Tage.  
Wenn sich die Grossen dieser Erde treffen,  
Entscheidet oft sich das Geschick der Welt.  
Inhalt und Wirkung e i n e r Stunde kann  
Verwandeln und gestalten ein Jahrhundert.  
Schwer lastet drum Verantwortung auf denen,  
In deren Hand das Weltenschicksal ruht,  
Wenn Fragen, um die Menschenweisheit ringt  
Und nicht zu loesen weiss in Generationen,  
In eines kurzen Augenblicks Entscheidung  
Zusammendraengen sich mit schwerer Wucht,  
In dem von Angesicht zu Angesicht  
Die Maenner sprechen, deren Wort Gewalt hat.  
Hier geht's um mehr als rechtliche Begriffe,  
Hier geht's um eines Herrschers Laune nicht,  
Hier ringen draeuend und bedeutungsschwer  
Die letzten Fragen sich aus tiefstem Innern.  
Solch Stunde darf man nicht dem Zufall lassen,  
Mann muss zu ihr wohl vorbereitet gehen,  
Bevor ich daher rede mit dem Papst,  
Bitt ich, Getreue meines Reichs, zu raten:  
Was soll ich fordern und was kann ich geben?

Ezz.: Weil, wie Ihr sagt, es tiefste Fragen sind,  
Wo Ueberzeugung sich entgegen steht,  
Und keine diplomat'schen Kuenste helfen,  
Versprech ich mir nichts von der Unterhaltung.  
Ihr steht sehr bald vor jenér tiefen Kluft,  
Die Staat und Kirche von jeher schon trennt.  
Jemehr Ihr davon sprecht, nur um so tiefer,  
Unueberbrueckbar, wird die Kluft sich zeigen.  
Erwartet man Versoehnung vom Gespraech,

- (Ezz.): Ist's Zeitvergeudung, die nicht lohnt die Mueh!  
Wenn sich zwei Maechte um der Erde Herrschaft,  
Die obenbuert'gen Kraefte messend, streiten,  
Laesst sich der Streit durch Reden schlichten nicht,  
Entschieden wird er nur im offenen Kampf.
- M.: Das ist der gottlos trotz'ge Herrschaftswille,  
Der stets uns fuehrt in immer neue Kriege,  
Wir aber wollen endlich Frieden sehen.
- Ezz.: Das will ich auch, doch anders ist mein Weg.  
Der Eure fuehrt zu staendig neuen Kaempfen.  
Nachgiebigkeit lockt Mars. Wo ersicht Schwaeche,  
Stoosst unerbittlich er ins Weiche nach.  
Nur vor entschlossenem Willen zoegert er,  
Und wo er Kampfbereitschaft sieht, da weicht er.
- O.: Dann haetten laengst wir Frieden soch gehabt.  
An Kampfbereitschaft hat's uns nicht gefehlt.
- Ezz.: Doch an der Moeglichkeit und auch dem Willen,  
Durch e i n e n grossen Schlag den Kampf zu enden.  
Die Moeglichkeit baut uns das Schicksal jetzt.  
Ob wir den Willen haben, fragt sich nur.
- K.: Sprich deutlich aus, wie raetet Du mir zu handeln?
- Ezz.: Den Papst gefangen mit Euch fort zu fuehren.
- M.: An die geheiligte Person des Papstes wollt  
Gewaltsam frevelnd Hand ihr legen an?
- Ezz.: Ob sie geheiligt, drob mit Euch zu rechten,  
Wuerd' das Gesprach zu sehr ins Weite fuehren,  
Auf alle Faelle, trag ich keine Scheu,  
Zu fangen ihn, geheiligt oder nicht.
- O.: Wie denket Ihr, im eigenen Palaste,  
Inmitten seiner Wachen ihn zu fangen,

- (6.:) Heraus zu fuehren aus dem grossen Rom?  
Wir sind hier nur mit sehr geringer Macht.
- Ezz.: Hoert e i n e n Weg: In Rom herrscht ewig Fehde  
Zwischen den Welfen und den Ghibellinen.  
Doch seit der Kaiser selbst weilt in der Stadt,  
Neigt sich die Waegeseinen Freunden zu.  
Ein leichtes waer's zu schueren einen Aufstand,  
und einen starken Trupp der Ghibellinen,  
Hineinzufuehren in des Papst's Palast,  
Wo grad der Kaiser mit ihm im Gesprach.  
Wenn sie nun an ihn Hand anlegen wollen,  
Dann tritt zu seinem Schutze vor der Kaiser,  
Und rettet ihn vor seines Volkes Wut  
Und fuehrt zur Sicherheit ihn fort aus Rom.  
Der Poebel, der ihm zuruft jetzt Hosianna,  
Nach alter Weise schreit sein Cruzifige  
Und jubelt laermend unserm Kaiser zu,  
Das ist von vielen Flaenen einer nur.  
Ich koennte Euch auch noch ganz andere Mennon,  
Zu denen jetzt Gelegenheit sich bietet.
- K.: Ich glaube, das der eine uns genuegt.  
In Deiner Rechnung, Freund, ein Fehler steckt.  
Du glaubst, man kann den Geg-ner ueberwinden,  
Wenn seinen jetzt'gen Fuehrer man beseitigt.  
Nicht wer zufaellig Papst ist, ist mein Feind,  
Das Papsttum selbst ist es, nicht die Person.  
Die Selbstherrschaft kannst Du entscheidend lachmen,  
Wenn Du den Fuehrer fort ihr nimmst, die Spitze.  
Das ist die Staerke der Demokratie,  
Dass Du sie nicht in dem schlaegst, der sie fuehrt,  
Ihr wachsen Hydra gleich nach neue Koepfe.  
So ist's auch mit dem Papsttum, Ezzelino,  
Mir huelf es nichts, erachtet ich einen Papst,  
Der mir bisher gefolgt ist und mein Freund,  
Verfallen waer er der Idee des Papsttums,  
Und wuerde ihr nur um so kraft'gor dienen.  
Was, Erzbischof von Mainz, ist Euer Rat?

M.: Nicht besser koennt es ausdruecken ich selbst,  
Als was Ihr sagt von der Idee des Papsttums.  
Ist es drum nutzlos, mit dem Papst zu kaempfen,  
So zieht die Folge, einigt Euch mit ihm!  
Er will ja nichts, als das Gebot von Gott,  
Das seiner Kirche gibt die hoechste Herrschaft.  
Ihr Kaiser, seid der Schutzherr dann der Kirche.  
Wenn auf dem Reich der Segen ruht des Papst's  
Dann gruendet sich's auf diamant'nem Grund,  
Unueberwindlich wird die Macht des Kaisers,  
Und seinem Wort gehorchen alle Voelker.

K.: Doch hab' das Reich vom Papst ich dann als Lehn?

M.: Es gibt nur einen Urquell fuer die Macht,  
Auch fuer die irdische, das Reich des Kaisers,  
Der Urquell liegt in Gott, und hier auf Erden,  
In seinem Stellvertreter, in dem Papst.  
Deshalb kommt jeder Kaiser hier nach Rom,  
Um von dem Papste kroechen sich zu lassen,  
Und zu empfahn Bestaet'gung seiner Herrschaft.  
Die Macht geht aus vom Papst, nennt Ihr das Lehn?  
So sei es drum, um Worte streit ich nicht.

K.: Auch mir kommt wahrlich es nicht an auf Worte,  
Nur auf die Sache, die ihr klar bezeichnet.  
Doch darum geht ja grad der lange Streit,  
Ob auch die ird'sche Macht entspringt dem Papst,  
Ob sie auf eig'nes Recht sich kann berufen.  
Mach Eurem Rat muosst kampflos ich entsagen  
All' dem, was seit der Zeit des grossen Karl  
Die Kaiser alle, auch ich selbst erstrebt,  
Das Erbteil opfern auf der Sachsenkaiser,  
Der Salier und meiner eignen Ahnen.  
Singlos waer das Gespracch dann mit dem Papst.  
Ich waerd' ihm besser schreiben einen Brief,  
Dass ich hinfort in allem ihm gehorchen,  
Und nur als Lehn das Reich betrachten wuerde.  
Nein, nein, so geht es auch nicht, Erzbischof.  
Der letzte Rat! Was sagt Graf Ortenburg?

- 55 -

O.: Recht habt Ihr, Herr, dass es sich nicht drum handelt,  
 Das Papstes Forderungen nachzugeben.  
 Die Grenzen sind es zwischen ihm und Euch,  
 Die mit ihm sprechend Ihr festlegen mucsst.  
 Doch muss in einem Euch ich widersprechen,  
 Dass nicht der jeweilige Papst sei wichtig,  
 Da Macht und Wirkung nur bei der Idee.  
 Wohl bricht die Reih der Paepste niemals ab,  
 Und der Idee dient jeder seiner Weise,  
 Doch ist das Papsttum darin einzigartig  
 Und maecht'ger als die Herrscher ist der Papst,  
 Weil bindend fuer die Zukunft ist sein Wort  
 Und alle seine Nachfolger verpflichtet.  
 Das ist der grosse Inhalt dieser Tage,  
 Dass, wenn zu einer Einigung Ihr kommt,  
 Sie nicht, wie sonst Vertraege, fluechtig ist,  
 Die nur Bestand von kurzer Dauer haben,  
 Dass das Verhaeltnis zwischen Staat und Kirche,  
 Umstritten lang, sie bindend regeln kann.  
 Das muesst versuchen Ihr in allem Ernst.  
 Hat, wie mir kuerzlich sagt der Ordensmeister,  
 Der Papst, wie Ihr den gleichen guten Willen,  
 Dann kann aus der Verhandlung, die ihr fuchrt,  
 Der Friede kommen fuer die ganze Welt.  
 Der Friede mit der Kirche lohnt ein Opfer.  
 Wenn Grosse dieser Welt darueber sprechen,  
 Wer kuenftig auf der Erde herrschen soll  
 Darf keiner fordern, dass ihm untertan  
 Der andere sei. Nachgeben muss einjeder,  
 Bis dann das Miessueckel von-koennen  
 Als Frucht des guten Willens sich ergibt.  
 Mein Rat: Ihr muesst Euch von der Wichtigkeit  
 Der Unterredung innigst ueberzeugen  
 Und dementsprechend durchgehn alle Punkte,  
 Den Preis zu finden, den Ihr zahlen wollt.

K.: Recht hast Du, Ortensburg, mit deinem Rat.  
 Ihm will ich folgen und mich nun bedenken,  
 Wie ich dem Papst entgengetreten werde.

(K.): Vereint sich Festigkeit mit Maessigung  
 Und ist er selbst vom gleichen Geist besetzt,  
 Dann muesste es mit beider guten Willen  
 Gelingen doch, zur Einigung zu kommen,  
 Nach der die Welt nach langem Kampf sich sehnt.  
 Habt Dank, Ihr Freunde, - lasst mich nun allein.

## 2. Szene

(Papst, Kardinal, Staatssekretær, Euerst COLONNA)

P.: Unruhig ist mein Herz, bewolkt mein Sinn,  
 Seitdem hierher nach Rom der Kaiser kam.  
 Von dem Gespräch kann Fluch, kann Segen kommen  
 Fuer lange Zeiten und fuer alle Voelker.  
 Schwer lastet auf uns die Verantwortung,  
 Zu finden, reden wir, das rechte Wort.  
 Gott wolle und die Kraft und Weisheit geben,  
 Deren fuer diese Stunde ich bedarf.

St.: Sichtbarlich wohl auf Eurer Heiligkeit  
 Der Segen und die Gnade Gottes ruht.  
 Er hat bisher im Kampfe Euch behuetet,  
 Aus viel Gefahr und Drangsal Euch gerettet  
 Und jetzt gewann des Kaisers harten Sinn,  
 Dass er sein Ziel im Frieden mit Euch sucht.

P.: Wohl dank ich Gott fuer seine gnaed'ge Fuehrung,  
 Doch grade weil so gr'ess ist seine Gnade,  
 Verlangt er auch von seinem Knechte viel.  
 Er hat den Kaeiser her nach Rom gefuehrt,  
 Was nun gebeut sein Wille mir zu tun?

C.: Sein Wille, mein ich, laesst sich klar erkennen,  
 Gott hat in Euro Hand gelegt den Kaiser,  
 Der Hohenstaufen stolz und frech Gezuecht  
 Fuer ew'ge Zeit zu beugen in den Staub.

St.: S o kann ich Gottes Wille nicht erkennen  
 Der Kaiser kam, um Frieden hier zu schliessen,

- (St.): So kann nur Frieden sein des Papstes Ziel,  
Der Gott, den Friedensfürsten, hier vertritt.
- P.: Ihr deutet Gottes Willen ganz verschieden;  
Und was mich quält, ist dieser Zweifel grade.  
Ich habe einst den Kaiser sehr geliebt,  
Ihn hat, wie wen'ge Menschen, Gott begabt,  
Er schenkte Ihm den hohen Flug des Geistes,  
Der spielend leicht begreift der Erde Wissen  
Und bis zum Himmel auf die Welt durchstuermt.  
Er gab ihm ueber Menschen auch die Macht,  
Nach seinem Sinn und Willen sie zu lenken.  
Doch ward ihm auch der schrankenlose Hochmut,  
Der auf die Eigenkraft hoffaertig baut,  
Das kleine Ich an Gottes Stelle setzt  
Und keine Schranke kennt fuer seine Machtlust.  
Hat Gott nun seinen stolzen Sinn gewandelt?  
Nur darum geht es. Oder bin ein Stein  
Ich nur im grossen Spiel der Politik,  
Das er um Menschen und um Laender spielt?  
Beut ernsthaft er die Hand mir zur Versoehnung?  
Was, Kardinal, ist Eure kluge Meinung?
- St.: Gar keine Ehren hat der heil'ge Stuhl,  
Und selbst geheimstes aufzuspüren, hat  
Nach Gottes Rat die Wege er und Mittel.  
Wir wissen daher, dass der Ordensmeister,  
Der fromme Hermann, mit dem Kaiser sprach  
Und ihn bewogen hat, mit allem Ernst,  
Aufricht'gen Sinn's, den Weg zu Euch zu gehen.  
Drum ist kein Schachzug dies Gespraech dem Kaiser,  
Nein, ehrlich sucht er die Verstaendigung.
- O.: Das glaub bei Gott ich nun und nimmer mehr.  
Das saeh nicht aehnlich einem Hohenstaufen.
- P.: Mir aber scheint, dass Recht der Kardinal hat.  
Dovh welche Basis schlaegt der Kaiser vor?



St.: Das weisse ich nicht, darueber daegt er nichts.  
Allein, wenn Eure Herrlichkeit gestatten,  
sag meine Meinung ich von solcher Basis.

P.: Dass ihr sie sagen solltet, war mein Wunsch.

St!: Es wird in Kuerze wandeln sich die Welt.  
Es sammeln sich in Staaten die Nationen,  
Und keine Einheit bildet mehr der Erdteil.  
Schon sehn in England und in Frankreich wir  
Die nationalen Staaten neu entstehen,  
Die stolz sich ihrer jungen Kraft bewusst sind  
Und keine Macht von aussen her ertragen.  
Sie streben zu der Landeskirche hin  
Und wollen alle los vom Joche Roms,  
Mit ihnen wird das Papsttum haert're Kaempfe  
Als Bisher mit den Kaisern fuehren muessen,  
Ein Bundesgenosse nur dem Papsttum bleibt,  
Der selbst den neuen Laendern feind sein muss,  
Weil auch jenseits der nationalen Grenzen  
Bei ihm, gleich wie beim Papst, das Ziel muss stehen.  
Im Bund mit uns notwendig steht das Reich..  
Drum wenn der Kaiser stuetzt und staerkt den Papst,  
Dann kraeftigt nur die Macht er, die ihn selber  
Im kuenft'gen Kampfe soll zur Seite stehen.  
Drum schliesse Frieden, Eure Herrlichkeit!  
Was wir im Streit auch der Investitur  
Und sonst dem Kaiser noch zubill'gen muessen,  
Verglichen mit den Opfern wiegt es leicht,  
Die, wenn des Reiches Schutzes wir beraubt,  
Gezwungen wir einst auf uns nehmen muessen.  
Darf meinen Rat ich auf die Spitze treiben:  
Es kommt viel wen'ger auf den Inhalt an,  
Als dass den Pakt Ihr mit dem Kaiser schliesst.

P.: So soll, weil kuenftige Gefahren winkon,  
Ich Ueberlegungen der Taktik folgen  
Und so verlougnen goettliches Gebot,  
Das mir, der heiligen Kirche Oberhaupt,

- (P.:) Zu wahren, von Gott selbst ward aufgetragen?
- St.: Wer hier auf Erden herrscht, kann den Gesetzen  
Der Welt und ihrer Macht entraten nicht,  
Ein solches Mittel ist auch Politik,  
Man darf nicht nur, man soll sogar sie nutzen,  
Dient man damit dem hohen Ziel der Kirche.  
Gott hat in eine unvollkomm'ne Welt  
Gestellt uns und hat damit uns erlaubt,  
Die unvollkomm'nen Mittel auch zu brauchen,  
Die zu dem irdischen Betrieb gehoeren.  
Verzichten auf ein Recht der Kirche wir  
Und sichern dadurch ihre kuenft'ge Macht,  
Wir die Gebote Gottes nicht verletzen.  
"Macht Freunde mit dem ungerechten Mammon!"  
Befiehlt in seiner Weisheit schon der Herr.  
Er wuerde sicher uns befehlen jetzt,  
Auch mit dem Kaiser Freunde uns zu machen.
- P.: Mir ist, als ob der Satan zu mir sprache:  
Dies alles gab ich, auch der Kirche Macht,  
Faellst nieder Du und betest Du mich an.  
Gott wir die heilige Kirche sich erhalten,  
Wenn wir an ihn und sein Gebot und halten.  
Fuer irdische Geschaeftte passt eur' Rat,  
Nicht fuer die Kirche. Fuer sie gilt allein,  
Der ew'ge Auftrag, den ihr Gott gegeben.  
Doch welchen Rat gibt uns der Fuerst Colonna?
- G.: Gesetzt, 's waer richtig, was der Kardinal  
Glaubt, dass der Kaiser es auch richtig meint,  
So kann er doch nie zur Verstaend'gung kommen  
Mit Eurer Heilichkeit sich unterredend.  
Ihr koennt nicht davon abgeh'n, dass die Macht  
Und oberste Gewalt der Kirche ward  
Von Gott nach seinem hohen Rat gegeben.  
Jedoch der Kaiser wuerd sich selbst aufgeben,  
Gestaend er Euch den Herrschaftsanspruch su.  
Drum wird die Unterredung fruchtlos enden,

- (C.): Der Kampf noch schlimmer werden als zuvor.
- F.: Wir haben groess'ren Glauben, Fuorst, als Ihr.  
Gott, der des Menschen Herzen lenkt wie Baeche,  
Kann auch des Kaisers Sinn in Gnaden lenken,  
Dass er und wir zusammenfinden uns.
- C.: Moeg recht behalten Eure Heilichkeit!  
Doch wenn es kommt, wie ich es fest vermute,  
Dann scheint es mir, ist doch wohl klar erwiesen,  
Dass etwas anderes Gott von Euch will,  
Und hierauf musst Ihr vorbereitet sein.
- F.: Sprocht, was im Aug ihr habt, klar aus und deutlich.
- C.: Nun denn, wenn fruchtlos endet die Verhandlung,  
Darf nie der Kaiser wieder Feind Euch sein.  
Nie darf verlassen er das heilige Rom,  
Gott gab in Eure Hand den Hohenstaufen,  
Lasst ihn aus Euren Haenden nicht entkommen,  
Hier bleiben muss er in der Kirche Macht,  
Gleichgueltig ist's, ob lebend - besser tot.
- St.: Ihr wisst am besten selbst, wie viele Freunde  
Er hat in Rom, wie viele Ghibellinen  
Nur auf den Anlass warten, mit Gewalt  
Sich zu bemachtigen der heiligen Stadt.  
Ein Bumerang der Plan leicht wuerde werden,  
Verhaengnisvoll dem, der ihn hat entworfen.
- C.: Lasst diese Sorge, Eminenz, nur mir!  
Ich schwor es Euch, ein Leichtes wird es sein,  
Ganz ungesahnt den Handstreich durchzufuehren,  
Zugleich der Gegner Fuehrer festzusetzen  
Und zu bearbeiten mit List das Volk,  
Und schrie der Foebel Hosianna zu  
Dem Kaiser, glaubt es mir, am gleichen Abend  
Wird er fanatisch schrein sein Kruzifige!  
Da koemt's nur an auf die Geschicklichkeit.

- P.: Und, Fuerst, auf die Gewissenlosigkeit!  
Den Kaiser haben wir nach Rom geladen,  
Er ist hier Gast und daher unverletzlich.  
Wir leihen solchen Plaenen nicht das Ohr.
- C.: Doch gilt das Gastrecht Eurer Heiligkeit,  
Stets nur so lange, als es nicht verletzt wird  
Vom Gaste selbst. Wenn nun der Hohenstaufe  
Schroeff die Verhandlungen mit Euch bricht ab,  
Dann ist nicht Gast er mehr, dann ist er Feind,  
Dann habt die Pflicht Ihr, einen Feind der Kirche  
Mit allen Mitteln schaeerfstens zu bekaempfen.
- P.: Heb, Saten, Dich von mir! Du meinst nicht  
Was goettlich, sondern nur, was menschlich ist,  
Wir lassen nur von goettlichen Geboten  
Bestimmen unser Handeln zu dem Kaiser,  
Wir weichen keinen Schritt von ihnen ab.  
Nur so erringen wir der Kirche Sieg.  
Wir lassen weder uns aus kluger Taktik  
Und Politik zum Nachgeben verleiten,  
Noch wenn, was Gott verhuet', es kommt zum Bruch  
Verfuehren uns zu menschlicher Gewalt.  
Lasst uns allein, dass wir zum Schoepfer beten,  
Dass er uns gebe Weisheit und Erluechtung.

## 3.Szene

(Buerger, deutsche Soldaten, ein Moench, ein  
Ghibelline, Offiziere, Graf ORTENSBURG : Strasse Roms)

1. Buerger: Was will der Kaiser Friedrich hier in Rom?
2. " : Man sagt, er will mit dem Papst Frieden schliessen.
1. " : Da wird nichts Gutes dabei herauskommen. Treffen  
sich die Grossen, ob in der Schlacht oder bei einer  
Verhandlung, immer muss der kleine Mann die Zeche  
bezahlen.

- 62 -

2. Buerger! Aber es doch besser, dass sie Frieden machen, als dass sie Krieg fuehren, dann bekommen wir vielleicht mal Ruhe vor den Soldaten.

1. Soldat: Was hast Du gegen die Soldaten, Du fetter Pfeffer-  
sack? Sei froh, wenn ich Dir nicht mit dem Spiess  
eins ueber den Kopf gebe.

2. Soldat: Totschlagen sollte man das ganze Buergerpack.  
Wenn wir unsre Knochen zu Markte tragen, sitzen  
diese Waemste zu Hause und schimpfen auf die  
Soldaten. Totschlagen sollte man das ganze Pack!

Offizier: (dazukommend)  
Was geht hier vor, was hast Du mit den Buergern?

1. Soldat: Beleidigt haben sie uns ohne Grund, bevor wir noch  
mit ihnen gesprochen hatten. Alle Soldaten haben  
sie beleidigt.

2. Soldat: Totschlagen sollte man das Buergerpack.

1. Buerger: Wir haben ueberhaupt nicht mit den Soldaten gesprochen,  
geschweige sie beleidigt.

2. Buerger: Wir haben ueber die Friedensverhandlungen des  
Kaisers und des Papstes gesprochen.

1. Soldat: Du Pfeffersack, hast doch schlecht von den Soldaten  
gesprochen!

2. Soldat: Totschlagen sollte man das Pack!

Offizier: Hoert auf zu drohen, geht weiter und kuenmert Euch  
nicht um die Buerger. Ihr aber seht Euch vor bei  
Euren Reden, dass ihr die Soldaten nicht reizt.

(weiter)

1. Buerger: Komm, lass uns gehen, ich habe gar keine Lust,  
mit diesen haendelsuchenden Radaubruechern Streit  
zu bekommen.
2. Buerger: Wir wollen uns die Reden anh hoeren, die dort an der  
Ecke gehalten werden. Jetzt spricht gerade ein Moench.
- Moench: Im Herrn, geliebte Maenner der Stadt Rom!  
Was sucht der Kaiser hier in unsern Mauern?  
Was will im heiligen Rom der Hohenstaufe?  
Nur Unheil draeut der Kirche und dem Volk,  
Naht einer des Geschlechts sich unsrer Stadt.
1. Buerger: Recht hat der Moench. Ich sag schon immer, dass man  
von den Grossen nichts Gutes erwarten kann. Wo sie  
erscheinen, leidet der kleine Mann.
2. Buerger: Aber man sagt doch, der Kaiser sei nur gekommen,  
um mit dem Papst Frieden zu schliessen?
- Moench: Wie will ein Hohenstaufe Frieden schliessen?  
Der nur vom Krieg und von Gewalttat lebt?  
Das ist, uns zu verblenden, nur die List.  
Anschlaege sieht er, voller Arg und Tuecke,  
Sich richtend gegen Volk und Papst und Kirche.  
Ich sage Dir, Volk Roms, sei auf der Wacht,  
Dass er nicht Glauben Dir und Freiheit raubt!
1. Soldat: Nimm Dich selbst in Acht, schmachsuechtiger Pfaffe,  
Wenn Du hier gegen den Kaiser hetzt, bekommst Du eins  
auf Dein Laesternaual, dass Dir das Reden vergeht.
2. Soldat: Totschlagen sollte man das ganze Priesterpack.
1. Buerger: Rede weiter, Moench, lass Dir nicht bange machen.
2. Buerger: Wir wollen noch weiter davon hoeren, warum der Kaiser  
hierher gekommen ist.

1. Soldat: Ich warn' Dich Pfaff', ein Wort nur noch zu sagen. Und  
Buch Pfeffersaecke, habe ich vorhin schon gesagt,  
Ihr sollt das Maul halten.

2. Soldat: Totschlagen sollte man das ganze Pack.

Moench: Ich fuercht mich nicht. Ich steh in hoechrem Schutz.  
Des Kaisers Schergen koennen mir nichts tun.  
Und wenn ich schwiege, wuerden Tode reden  
Und selbst die Steine Roms, sie wuerden schrein.  
Jetzt ist die Stunde des Bekennens da,  
Denn auf der Erde herrscht der Antichrist.  
Die heilige Schrift geweissagt hat sein Kommen,  
Heut muessen seinen Prunk und Glanz wir sehn,  
Wie er auf Erden strahlend zieht die Bahn,  
Gewalt und Mord und Not sind seine Spur,  
Unglaeubige und Henker sein Gefolge,  
Jetzt reckt er seine Hand zum letzten Schlage,  
Sein Frevelwerk zu kroenen hier in Rom,  
Hier zu errichten sein satanisch Reich,  
Gewalt zu ueben an dem heiligen Vater,  
Sich selbst auf des Apostols Stuhl zu setzen,  
Der Kaiser Friedrich ist der Antichrist.  
Ich sage Dir, Voelk Roms, sei auf der Wacht!

1. Soldat: Jetzt ist's genug. Der Spass geht uns zuweit,.  
Jetzt schliess ich Dir das Maul, verfluchter Moench.  
(schlaegt auf ihn ein).

2. Soldat: Totschlagen sollte man das ganze Pack!  
(schlaegt mit)

1. Buerger: (schlaegt die Soldaten)  
Euch sollte man totschiagen, Ihr Gewalttaeter,  
Ihr Stoerenfriede. Im freien Rom kann jeder frei  
reden.

2. Buerger: (sucht zu schlichten)  
Haltet doch Frieden. Wir koennen doch alle in Frieden  
miteinander leben.

1.Soldat: Der Moench hat wenigstens Mut gehabt, aber mir wird ganz schlecht, wenn ich diese Pfoffersaecke reden hoere. Hier, nimm einen Denkkzettel fuer den Frieden.  
(schlaegt den Buerger)

2.Soldat: Totschlagen sollte man das Pack!  
(schlaegt mit)

Offizier: (kommt)  
Auseinander sag ich. Ich habe schon einmal Euch gesagt, Ihr solltet Ruhe halten. Warum gehorcht Ihr nicht?

1.Soldat: Der Moench hier hat den Kaiser geschmaecht. Hat ihn den Antichrist genannt und diese Pfoffersaecke schuetzen ihn.

Offizier: Kuecmmert Euch nicht um die Reden von Moenchen, dass ist nicht Eure Sache. Und, Ihr Buerger, bindet nicht wieder mit den Soldaten an. Geht weiter, Leute!

Ghibellino: Volk Rom, lass Dich von Pfaffen nicht verfuehren!  
Sie sind von ewig unsere schlimmsten Feinde.  
Im Munde fuehren sie den lieben Gott,  
Im Herzen sinnem sie auf Herrschaft nur.  
Wer ihnen folgt versprechen sie den den Himmel  
Und drohen mit der Hoelle Strafen jedem  
Der sie und ihre Teufelei erkennt.  
Lasst Euch von ihnen zumm nicht machen mehr!

1.Soldat: Der Mann hat recht. Gut so, nur weiter, gib's den Pfaffen.

Moench: Das ist selbst einer von den Boten des Antichrist.  
Huetet Euch vor seinen Luegen.

2.Soldat: Ich sag nur: Totschlagen .....

1.Buerger: Wir wollen wissen, was der Kaiser in Rom will.



2.Buerger: Ist's richtig, dass er Frieden mit dem Papste machen will?

Ghibelline: Nur e i n e n Menschen gibt's, der die Gefahr,  
Die von den Priestern droht, ganz hat erkannt,  
Und der sein Leben widmet der Befreiung  
Der Welt von dieser fuerchterlichen Buerde.  
Der Kaiser ist's, der Euch die Freiheit bringt,  
Der Kaiser Euch das Reich der Wahrheit schafft,  
Er richtet auf die Herrschaft hier des Geistes,  
Aus dem verbannt ist Finsternis und Luege.

Moench: Ihr luegt ja selbst. Das ist ja alles Luege, Luege.

1.Soldat: Schweig Moench. Der Mann hat recht, der Kaiser soll  
allein auf Erden herreehen.

1.Buerger: Und was will er mit dem Papst machen: Was soll aus dem  
Volk von Rom werden?

2.Buerger: Wir wollen nur wissen, ob er uns den Frieden  
bringt.

Ghib.: Wie koennte es auf Erden Frieden geben,  
Solang der Papst noch sitzt auf seinem Stuhle?  
Mit Wasser eher sich das Feuer eint,  
Eh Frieden schliesst der Kaiser mit dem Papst;  
Denn dieser ist der oberste der Priester,  
Er ist gefaehrlicher als alle andern,  
Weil unanfechtbar sein Gebot und Wort.  
Drum gegen ihn der Kaiser fuehrt den Kampf,  
In dem es nicht Versoehnung gibt noch Frieden,  
Der in Vernichtung nur sein Ende findet.  
Der Kaiser wird der Antichrist genannt,  
Das ist er nicht, er ist der Antipapst.

Moench: Laesterung, Laesterung! Jetzt habt ihr es selbst  
gehoert. Den Heigen Vater will er toeten oder von  
seinem Stuhl stuerzen.

1. Buerger: Der Mann bestaetigt alles, was der Moench gesagt hat. Jetzt wissen wir, was wir von des Kaisers Aufenthalt in Rom zudenken haben.

2. Buerger: Wer bringt uns aber den Frieden, wenn alle die Obere nur kaempfen wollen?

1. Soldat: Glaubst Du etwa der Papst? Drei Jahre habe ich gegen seine Truppen im Felde gelegen. Das ist kein Friedensfuerst, das ist ein Kriegermann, wie die andern.

2. Soldat: Totschlagen, immer nur totschiagen.

Offizier: Platz da, zur Seite, hier kommt ein hoher Herr aus des Kaisers Gefolge.

O.: Was ist es, das so sehr das Volk erregt,  
Dass es sich in den Strassen draengt und laermt?

Offizier: Sie moechten alle gern die Gruende wissen,  
Aus denen heute weilt in Rom der Kaiser.  
Der Moench hier sagt, er sei der Antichrist,  
Und warnt vor ihm eindringlich das Volk Roms.  
Und dieser Mann warnt wieder vor den Priestern,  
Von ihnen, sagt er, sei der Papst der Schlimmste,  
Der Kaiser fuehre wider ihn drum einen Kampf,  
Das Ende: Kaiser oder Papst! nur sei.

O.: So haben beide Falsches Euch berichtet.  
Der Kaiser kaempft nicht mit der heiligen Kirche,  
Und ist, ich weiss, gewiss kein Antichrist.  
Er moechte auch Frieden haben mit dem Papst,  
Wenn dieser nur mit ihm will Frieden halten.  
Denn eine streit'ge Frage trennet beide,  
Wo beider Herrschaft Grenze sei.

Deine Hantierung nenne mir, mein Freund.

1. Buerger: Ein Schuster bin ich, Herr.

O.: Und Deine, Freund?

2. Buerger: Ein Schneider, Herr.

1. Soldat: Das hab ich gleich gewusst.

O.: Ihr seid doch beide fromm und geht zur Kirche.

Buerger: Gewiss, Herr.

O.: Und Ihr geht doch auch zur Beichte?

Buerger: Gewiss, Herr.

O.: Nun, dann folgt dem Priester Ihr in allem, was der Seele Heil betrifft.

Doch wenn er sagte, Du musst deine Schuh,  
 Du Deinen Rock, nicht so, nein, anders machen,  
 So wuerdet Ihr beide Euch nicht dran kohren,  
 Ihr wuerdet sagen: das versteht er nicht;  
 Wie wir den Schuh zuriichten und den Rock,  
 Das ist nur unsre Sache, nicht des Priesters,  
 Der Schuster, sagt man, bleib bei seinen Leisten  
 So bleib der Priester auch bei dem Brevier!  
 Nichts Andres, seht Ihr, auch der Kaiser will.  
 Seine Handlung ist's, den Staat zu lenken  
 Und da soll ihm der Papst hinein nicht reden,  
 Nur darum, merkt es wohl, geht ihm der Kampf,  
 Doch diesen will er hier beenden jetzt,  
 Und fruedlich mit dem Papst die Grenzen setzen,  
 Die beider Arbeit von einander scheiden.  
 So betet, Freunde, dass Erfolg er hab,  
 Denn grosser Segen wird daraus entstehen.  
 Gehabt Euch alle wohl, ich muss jetzt weiter.

(zum Offizier)

Sorgt nur dafuer, dass Ruhe bleibt und Ordnung,  
 Ihr seht, die Leute lassen sich belehren leicht,  
 Wenn ruhig man und klar zu ihnen spricht.

(ab)

1. Buerger: Das war ein verstaendiger Ritter, nun weiss man doch was los ist.

2. Buerger: Seht Ihr, ich hab es immer gesagt, der Kaiser will nur Frieden machen.

1. Buerger: Wollen wir nicht noch ein Glaeschen drauf trinken, das alles zum guten Ende kommt?

2. Buerger: Nein, nein, ich kann nicht, ich muss cilends nach Hause, Die Meisterin wird boese, wenn ich nicht puenktlich zum Essen bin und sie die Suppe warm halten muss.

(ab)

1. Soldat: Den Ziegenbock moecht ich zu Hause sehen, wenn seine Meisterin den Pantoffel schwingt. Und was machen wir? Immer die gleichen Reden anhooeren, ist auch langweilig. Wollen wir uns nicht lieber die roemischen Maedchen ansehen oder willst Du die auch totschiagen?

(ab)

2. Soldat: Nein, Maedchen, verhelpe ich immer zum Leben.

(ab)

#### 4. Szene

(Kaiser, Papst : des Papstes Zimmer im Vatikan)

P.: Wir haben lange auf Euch warten muessen,  
Bis endlich Ihr den Weg zu uns gefunden.

K.: Ich moechte dieser Stunde hohen Ernst  
Nicht durch die Frage stoeren, wen die Schuld  
An diesem langen Warten staerker treffe.  
Ich komme zu Euch mit dem besten Willen,  
Der Ehrfurcht voll vor Eurer Heiligkeit,  
Mit festem Vorsatz auch den langen Kampf,  
Der Kaisertum und Papsttum leidvoll trennte,  
Zu hasserfuellten Gegner beide machte,

(K.): Zu endigen nun durch Verständigung.

P.: Dass Friese sei auf Erden, war der Ruf,  
Der wundersam, als unser Herr geboren,  
Die Welt mit seinem susses Schall erfuelle,  
Sein Stellvertreter auf der Erde hier  
Kennt drum kein heil'geres Gebot als dies.  
Wir freuen uns aus priesterlichem Herzen  
Den Kaiser unsern Segen heut zu spenden,  
Und doppelt, dass es Kaiser Friedrich ist.  
Denn Euch hab ich wie einen Sohn geliebt.

K.: Je nacher Menschen sich gestanden haben,  
Je bitterer wird ihr Kampf, wenn sie sich trennen.  
Doch sollt es ihnen um so leichter sein,  
Zur alten Freundschaft, die verschlossene Tuer,  
Die allzu lange nicht mehr ward geoffnet,  
Mit rost'gem Schluessel wieder aufzuschliessen,  
Wenn sie dann auch noch in den Angeln knarrt,  
Zu Frieden ist und Freundschaft frei der Weg.  
Lasst beide uns nach diesem Schluessel suchen!

P.: Ich moechte Euch, geliebter Sohn und Kaiser,  
Ziehn an mein Herz aus Dank fuer dieses Wort.  
Doch eh wir oeffnen koennen jene Tuer,  
Muessen den Schutt wir aus dem Wege raeumen,  
Der vornuhr sich gehaeuft in langen Jahren.  
Lasst uns beherzt an diese Arbeit gehen,  
Den Schutt fortschaffen der Vergangenehit!

K.: Ist's besser nicht, zu schauen in die Zukunft  
Und fest die Fundamente aufzubauen  
Fuer das Verhaeltnis zwischen Staat und Kirche,  
Dass kuenftig herrsche vollste Harmonie,  
Als des Geschichtsbuch-Seiten Blatt um Blatt,  
Die oft voll Blut und Traenen, nachzuschlagen?  
Leicht koennte alte Bitterkeit entstehen,  
Wenn rueckwaerts, statt zur Zukunft, unsren Blick  
Wir richten, und verschlossen bleibt die Muer.

- P.: Man kann kein Fundament der Zukunft legen,  
Will man nicht Lehren aus Vergangnem ziehen.  
Wer wirklich Frieden will, ist auch bereit,  
Irrtuemer, Fehler der Vergangenheit  
Aufrechtig und in Demut einzusehen.
- K.: Doch glaubt man allzuleicht, dass solche Fehler  
Beim Gegnerleben nur zu finden seien.  
Dass man beim Naehesten stets den Balken sieht,  
Im eig'nen Aug' den Kleinen Splitter nur,  
Ist ein Gesetz, fuer alle Menschen gueltig,  
Es gilt, erkenn ich an, auch fuer den Kaiser,  
Es gilt, Eur' Heiligkeit, auch fuer den Papst.  
Weil sicher fuer uns beide schwer es ist,  
Den Balken in dem eig'nen Aug zu sehen,  
Moecht beiden ich die Bitterkeit ersparen,  
Die unvermeidlich ist, wann man sich in  
Die Blaetter der Vergangenheit versenkt.
- P.: Doch kommen wir in keiner Sache weiter,  
Wenn, was bisher geschehn nicht wird besprochen.  
Wie koennen wir uns fuer das grosse Ziel,  
Das Reich und Papst im gleichen Streben eint,  
Zusammen tun, Unglaeub'ge zu bekampfen,  
Das heil'ge Land von ihnen zu befreien,  
-Wenn nicht davon gesprochen werden soll,  
Dass Ihr mit dem Kalifen Frieden schlosst?
- K.: Der Kirche Pflicht, Unglaeub'ge zu bekehren,  
Erkenne an ich willig und mit Freuden.  
Doch hat, greift der Kalif das Reich nicht an,  
Das Reich ihn zu bekampfen keine Pflicht.  
Das Heilige Grab wird ehrfurchtsvoll gehuetet,  
Anbeten kann dort jeder frommen Pilger.  
Dass dies fuer alle Zukunft zugesagt,  
Dass dort jetzt Friede herrscht, kein Waffenlaerm,  
Bercu' ich nicht, ich kann darauf nur stolz sein.

- P.: Es drueckt Euch nicht, wenn der Propheten Juenger,  
Nicht Christen herrschen in der Heiligen Stadt?
- K.: Noch bin ich Koönig von Jerusalem.  
Wir brauchten Theorien nicht nachzugehen.  
Doch da Ihr Klarheit wuenscht, sag ich ganz offen:  
Ist sicher das Gebet am heiligen Grab,  
Scheints gleich mir, ob dort Moslem herrscht, ob Christ.
- P.: So lehnt Ihr ab, in einem neuen Kreuzzug  
Des Reiches Kraefte heiligem Dienst zu weihen?
- K.: Ich kann die Heiligkeit des Dienst nicht sehen.  
Der Herr hat die Apostel ausgesandt,  
Der Welt sein Evangelium zu pred'gen,  
Nicht Krieger mit dem Schwert, es auszubreiten.  
Schickt Eure Moenche in das Heilige Land,  
Das ist der wahre Kreuzzug, den Gott will.
- P.: Ihr habt dem ritterlichen Moench, dem deutschen Orden,  
Den Dienst, Unglaeub'ge zu bekampfen,  
Den ruhmvoll seit Jahrzehnten er versah,  
Strikt untersagt, das war nicht Euer Recht.
- K.: Doch konnte wahrlich ich nicht anders handeln,  
Nach dem ich Frieden schloss mit dem Kalifen.
- P.: Mit ihm die Freundschaft steht, scheint's, hoehrer Euch,  
Als die Verkuendigung von Christi Wort.
- K.: Ist es uns Menschen nicht von Gott befohlen,  
Dem Feinde auch gegebenes Wort zu halten?  
Das schreibt zum Moslem mir die Haltung vor.
- P.: So wird der Schirmherr aller Christenheit  
Ein Freund des Moslems und ihr Bundesgenosse.  
Das kann nicht sein der Wille eines Kaisers.  
Wenn Treue Euch jetzt bindet an den Pakt,  
So kuendigt ihn und macht Euch wieder frei!

- K.: Ich fuerchte sehr, wir kommen nicht zusammen,  
Wenn dies Kapitel wir noch mehr vertiefen.  
Doch fuer den Ritterorden ist gesorgt.  
Der Ordensmeister, den auch Ihr verehrt,  
Hat neuen Dienst und Auftrag ihm ersonnen,  
Dem wuesten Land, das sich im Osten Deutschlands  
Weit hinzieht oben an der balt'schen See,  
Kultur zu bringen und das Christentum.  
Hier kann die Kirche mit dem Reiche gehen,  
Vereinigt in dem Ziel des Ritterordens,  
Wie beide auch vereint in Hermann sind,  
Der mir so treu ergeben ist wie Euch.
- P.: Ich weiss, er ist ein frommer Knecht der Kirche,  
Auf seinem Handeln ruht stets Gottes Segen.  
So soll des Ordens Arbeit mein Gebet  
Begleiten auch auf seinem neuen Weg.
- M.: Nie werd ich mit dem Moslem mich verbuenden,  
Gemeinsam mit ihm Christen zu bekampfen.  
Ich wuensche den Kalifen mir als Freund,  
Als Bundsgenossen wider Christen nicht.
- P.: Es ist dies weniger als was ich wuenschte;  
Wenn ich zunaechst den Punkt nicht will verfolgen,  
Geschicht um Hermann's Willen dieses nur.
- K.: Nun moegt Ihr m i r gestatten, Heiligkeit,  
Zu bitten Euch, den Bund mit den Lombarden  
Alsbald zu loesen. Ihr koennt mit Rebellen  
Nicht wider Reich und Kaiser stehn im Feld.
- P.: Sie sind Rebellen nicht, so lang im Bann  
Der Kirche steht ihr Oberherr, der Kaiser.  
Ihr Kampf ist keine trotzige Empoerung,  
Pflicht ist er vor dem Papste und vor Gott.
- K.: So loest den Kaißer schleuniget von dem Bann.



- P.: Das sei, drum hat ich, dieses Tages Kroonung!  
Doch kann den Kaiser ich vom Bann erst loesen,  
Wenn beide uns kein streitger Punkt mecht trennt.  
Der schlimmste ist die boese Simonie,  
Die unvermindert wird von Euch begangen,  
Indem Ihr Bischoefe ernannt und Priester.  
Allein die Kirche kann zum heigen Dienst  
Berufen, wen fuer Gottes Werk sie wachlt.  
Bedenkt, wie hart der erste der Apostel,  
Skt. Petrus einst den Zaubrer Simon straffte.
- K.: Der wollte der Apostel hohes Amt  
Mit Geld erkaufen. So geschah ihm recht.  
Doch was ich fordern muss, ist etwas Andres,  
Ich muss mitwirken, Maenner zu ernennen,  
Die Fuersten sind des Reichs, Reichsgut verwalten.  
Ist Christentum des Staates Religion,  
Kann nicht die Kirche nur, muss auch der Staat  
Die Maenner wachlen, die es kuenden sollen.  
Wie duerft Ihr das mit jenem Tun vergleichen,  
Um das der Zaub'rer Petrus hat gebuesst?
- P.: Nur allzuoft ist man auch heut bereit,  
Gold fuer ein heil'ges Amt dem Reich zu zahlen  
Und so die gleiche Suende zu begehn wie Simon.  
Doch auch wenn einen Freund Ihr lohnen wollt  
Und als Belohnung ihm ein Bistum gebt,  
Ist's nicht genau die gleiche Simonie?  
Wo ird'sche Ruecksicht waltet bei Berufung  
In's heil'ge Amt, ist's stets die gleiche Suende,  
Aus welchem Grund sie auch begangen wird.
- K.: Wir kommen naecher nicht der Einigung,  
Wenn weiter wir bei Einzelheiten weilen.  
Die Grundsatzfrage ist's die auf uns lastet:  
Was hat der Kirche und was hat dem Staat  
Als Pflicht und Ziel auf Erden Jott gesetzt?  
Und wie laesst Beides sich in Einklang bringen?

- P.: Gibt's denn in dieser Frage einen Zweifel?  
Ist klar nicht und eindeutig Gottes Wort?
- K.: Waer's so, wir haetten niemals uns bekaempft.  
Waer's so, wir brauchten heut nicht drob zu sprechen.  
Man streitet drum seit Hunderten von Jahren  
Und wird drum weiter streiten, wenn wir nicht  
Die Loesung finden, falls es eine gibt.
- P.: Wir finden eine Loesung jeder Frage  
In Gottes Wort, wenn wir's nur recht vernahmen.
- K.: Zwei Reiche setzte Gott auf Erden ein,  
Das Reich der Liebe und das Reich der Macht.  
Die Kirche ist das Reich, da Liebe waltet,  
Der Staat das Reich, in dem nur Macht kann herrschen.  
Er kann durch Liebe nicht den aeußern Feind  
Von den bedrohten Grenzen halten fern.  
Er kann allein mit Liebe nicht im Innern  
Die Ordnung sichern und Verbrechen strafen.  
Er braucht dazu die Macht, er braucht das Schwert.  
Die Kirche aber irrt, gebraucht die Macht.  
Ihr ist vertraut die Herrschaft ueber Seelen,  
Ihr Schwert ist sanft, denn ihre Macht heisst Liebe.  
Sie haelt drum fern sich vom Bereich des Staats  
Und mischt sich nicht in seine Zwecke ein.  
Der Staat verzichte, Seelen zu beherrschen  
Und in das Reich der Liebe einzugreifen.  
So wirkt ein jedes Reich nach seiner Art  
Getrennt, und doch verbunden durch ein Band.  
Der Staat leiht seinen starken Schutz der Kirche,  
Dass frei den heil'gen Auftrag sie erfuelle,  
Die Kirche saentiget der Menschen Sinn,  
Dass Sittlichkeit und Recht regier im Land  
Und freudig ihre Pflicht dem Staat sie leisten.  
So mit einander beide sind verbunden,  
Und Segen spriesst aus diesem Bund, wenn sich  
Ein jedes Reich auf sein Gebiet beschraenkt.

F.: Ihr malt ein Bild, an dessen schoenen Farben  
Der Fremde auch sich innig kann erfreuen.  
Nur sieht es in der harten Wirklichkeit  
Auf dieser Erde leider anders aus.  
Denn wenn der Staat, die Macht, die ihm gegeben,  
In rohe Willkuer und Gewalt verwandelt,  
Wer faellt ihm in den frevlerischen Arm?  
Das ist der Kirche hohes, schweres Amt.  
Sie ist von Gott bestellt zum starken Waechter,  
Dass nicht der Staat der Suende werde schuldig.  
Wenn Freiheit unterjocht durch harten Zwang,  
Und keine Stimme mehr kann werden laut,  
Dann muss die Kirche ihre Stimm erheben,  
Dann fordert sie die Macht'gen auf der Erde  
Vor ihren reinen, heil'gen Richterstuhl.  
Ihr sagt, die Kirche sei der Liebe Reich.  
Recht habt ihr, aber Liebe ist nicht Weichheit,  
Sie ist ein brennend und verzehrend Feuer,  
Das alles, was ungoettlich ist, vertilgt.  
Fuer diese Liebe braucht die Kirche Macht,  
Sonst kann sie Gottes Auftrag nicht erfuellen.

K.: Wenn nun die Kirche wird der Suende schuldig,  
Wer ist zum Waechter ueber sie bestellt?

F.: Bedenkt, dass Gott im Regimente sitzt,  
Rechtzeitig wird den Waechter er berufen.

K.: Doch braucht fuer den Beruf er ird'sche Menschen,  
Ihr messt, daenkt nich, mit ganz verschied'nem Mass,  
Die Kirche macht zum Richter Ihr des Staats,  
Den Staat lehnt ab als Richter Ihr der Kirche.

F.: Wie koennt ich anders, das ist Gottes Ordnung.  
Mir ist Gewalt gegeben, sagt der Herr,  
Im Himmel und auf Erden die Gewalt.  
Sie hat der Kirche weiter er verliehn,  
Durch jenen Fels, auf dem er sie erbaut.

- K.: Doch ist nicht Gottes Ordnung auch der Staat?  
Sagt nicht die Schrift, dass Obrigkeit von Gott sei,  
Wo sie auch sei, sei sie von Gott verordnet?
- P.: Ja, Obrigkeit ist von Gott eingesetzt,  
Jedoch vom Teufel, faellt sie von Gott ab.  
Zu richten, ob sie goettlich sei, ob teuflisch,  
Ist Gottes Stellvertreter hier auf Erden  
Allein berufen, So ist Gottes Will'
- K.: So masst der Papst sich an das Richteramt  
Zu ueben ueber Koenige und Kaiser?  
Die Kirche will die Oberherrschaft fuehren  
Ob allen irdschen Herrschern dieser Welt?
- P.: Solang der Herrscher in den Schranken bleibt,  
Die Gott in seinen ewigen Gesetzen  
Nicht nur den Menschen steckte, auch den Koenigen,  
Des Rechts der Freiheit und der Menschlichkeit,  
Ist richtig, das von Euch entworf'ne Bild.  
Doch bricht er frevelnd ueber diese Schranken,  
Dann Raecher, wird und Richter ihm die Kirche.
- K.: Wenn dann die Kirche sich darauf beschraenkt,  
Die Suende bloss zu stellen, die sie sieht,  
Dem Herrscher seine Fehler vorzuhalten,  
Dann bleibt sie noch in dem Bereich der Liebe,  
Den ich als eigen Reich ihr zuerkannt,  
Allein wenn sich die Kirche unterfaengt,  
Den Herrscher seines Amtes zu entsetzen  
Dann dringt sie ein in das Gebiet des Staates.  
Die Schicksalsfrage darum stell' ich Euch:  
Masst sich auch dieses Recht die Kirche an?
- P.: Waegt Eure Worte, eh' Ihr stellt die Frage!  
Es masst sich nichts aus Eig'nem an die Kirche,  
Sie fuehrt nur aus, was Gott ihr anbefahl.  
Wenn er zum Erdenrichter sie bestellt,  
Darf sie vor keiner ird'schen Macht sich scheuen.

- (P.:) Und wenn ein Herrscher von Gott abgefallen,  
Entbindet seinen Willen sie des Eids,  
Und der Gehorsampflicht. Das ist ihr Amt.
- K.: So liegt es nur beim Papste, zu bestimmen,  
Ob er den Kaiser zeihè schwerer Suende,  
Weil Bischoefe er einsetzt, Simonien,  
Weil er des Moslems Freund sei, Gottesfeindschaft  
Dem Kaiser zu so schweren Vorwurf macht,  
Dass er ihn seines kaiserlichen Amts unwuerdig  
Und weiter zu regieren unfæhig erklæart?
- P.: Geschieht es so, ist es nicht Menschenwort,  
Durch unseren Mund dann Gottes Stimme redet.
- K.: Doch Ihr vergesst, dass auch mich Gott berufen,
- P.: Nur bis Ihr von ihm abgefallen seid.
- K.: Gott weisse, ich kam mit bestem Willen her,  
Doch was in dieser Stunde ich erlebe,  
Ist Priesteruebermut, der unertraeglich  
Sich selbst zu Gott macht ueber diese Welt.
- P.: Wer frei von Schuld sich fuehlt, der braucht  
Den Richterspruch der Kirche nicht zu fuerchten.  
Ihr lehnt Euch auf und sprecht Euch damit schuldig.
- K.: Hochmuet'ger Priester, Euer ist die Schuld,  
Wenn dieser Stunde Folge neuer Kampf.
- P.: Ich sprech mit Euch, obwohl Ihr noch im Bann seid.  
Ich fordert' nicht, dass Ihr, wie in Canossa  
Der vierte Heinrich buessen musstet erst.  
Ich nahm Euch liebend auf als meinen Sohn.  
Doch jetztø mahn' ich Euch, dass Ihr im Bann seid.

- 79 -

- K.: Mich schiert nicht Bann, nicht Interdikt des Papstes,  
Ich sag fortan mich voellig von Euch los.
- F.: So bist Du Friedrich, doch der Antichrist,  
Der in der heil'gen Schrift uns angekündigt,  
Mit grosser Macht und wunderbaren Gaben,  
Gleich dem gefallenen Engel Lucifer,  
Doch auch gleich ihm zum Untergang bestimmt.
- K.: Halt fuer den Antichrist mich ruhig, Pfaffe,  
Ich werde diese Rolle glaenzend spielen,  
Laesst mich ein dunkles Schicksal untergehen,  
An allen Ecken brenne dann die Welt  
Und Rom zuerst mit seinem Teufelspriester!
- F.: Verfluecht seist Du, vormess'ner Hohenstaufe,  
Der frevelnd aufsteht wider Papst und Gott.  
Ich sehe Dein Gesicht zum letzten Mal,  
Und bete, dass bald frei von Dir die Erde!
- K.: Moegst Du an Deinem eig'nen Fluch ersticken,  
Du Laesterpriester; und die Gotteswelt  
Dein Tod von ihrem schwersten Joch befreien!

## 5. Szene

(Kaiser, Sarazene, Graf CRIENSBURG)

K.: (allein)

Waer' nun der Hermann mit mir unzufrieden?  
Allein ich hab' nicht andere handeln koennen!  
Vielleicht glaubt Gleiches auch von sich der Papst,  
Mag sein, dass wirklich er mit gutem Willen kam,  
Dass Die Idee, in deren Dienst wir stehen,  
Uns treibt auf ihrer Bahn, wir sind nur Mittel  
Und koennen handeln nur, wie sie befiehlt,  
Dann aber ist vergeblich der Versuch,  
Mit Menschenkunst und -witz das zu vereingen,  
Was unvermeidbar ist wie Feuer und Wasser.

(K.): Und wenn es um des Menschen Tiefstes geht,  
 Um das, was diese Welt zusammenhaelt,  
 Wer hier zur Macht und Herrschaft ist berufen,  
 Was unter dem Geheimnis sie verstehen,  
 Das wir umkleiden mit dem Namen Gott,  
 Um solche Fragen geht von altersher  
 Der schwerste Kampf, grausam und unerbittlich,  
 Ein Fehler war es drum von mir, zu glauben,  
 Ich konnte mich verstaend'gen mit dem Papst.  
 Ich musste wissen, dass so wenig wie ich selbst  
 Der Papst kann ueber seinen Schatten springen,  
 Pflicht ist darum, den Kampf nicht zu vermeiden,  
 Wenn er als unvermeidbar ist erkannt,  
 Vielmehr zu fuehren ihn mit aller Kraft,  
 Und jeden Weg, der Sieg verspricht, zu gehen.  
 Nur Zoegern ist und Schwache Schuld des Herrschers.  
 (er laeutet)  
 Ich lasse bitten den Graf ORTENSBURG.

Sa.: Ich eile, zu erfuehlen den Befehl.  
 (ab)

K.: (allein)  
 Der Bazzolino und der Kanzler Petrus  
 Die klugsten sind wohl unter meinen Dienern,  
 Doch Bazzolino truebt die Leidenschaft,  
 Ehrgeiz und Gier nur alzueft den Blick,  
 Der Kanzler zieht wie eine grosse Spinne  
 Die Faden seines Netzes fuer das Opfer,  
 Kennt kein Gefuehl und ist kein Mann der Tat,  
 Das Schwert fuehrt wie die Feder Ortensburg,  
 Und unter seiner kuehlen Oberflaeche,  
 Die speottisch oft zum Widerspruch mag reizern,  
 Schlaegt schamversteckt ein warmes, treues Herz.  
 Naechst Herman ist drum er der Liebste mir,  
 Doch heute hat auch er mir falsch geraten.  
 (O.: tritt ein)  
 Zu Ende mit dem Papst ist die Verhandlung.  
 Sie schloss bei Beiden ab in bitt'rem Zorn.

- 81 -

- O.: Ich bin ob dieses Ausgangs sehr betruetzt,  
Lies, Herr, sich dennkein andrer Abschluss finden?
- K.: Ich hab' es wahrlich mit Geduld ertragen,  
Das meinen Frieden mit den Moslems mir  
Und Simonien der Papst hielt heftig vor.  
Doch als die Oberherrschaft ueber alle Herrscher  
Und Laender er uneingeschraenkt verlangte,  
Da war's mit meiner Maess'gung vorbei.  
Ich wiess in seine Schranken ihn zurueck,  
Wir haben bittern Kampf uns angekuendigt.  
Mir tut es leid jetzt, dass ich Ezzelinos  
Entschloss'nen Rat nicht folgte rasch und kuehn.  
Zu Ende waer der Kampf, der vor mir liegt.
- O.: Er wuerde keinesfalls, Herr, sein zu Ende,  
Was Euch gehindert, diesen Rat zu folgen,  
Hat sich seit heute frueh geaendert nicht.
- K.: Glaubst Du noch jetzt, dass Dein Vermittlungsrat,  
Klug war? Doch das Ergebnis spricht dagegen.
- O.: Das hindert nicht, fuer richtig ihn zu halten,  
Bever man zum Entscheidungskampfe geht,  
Des Friedens letzte Moeglichkeiten muss  
Man vollstaendig erschoepfen, Nur dann, steht man  
Klar vor dem eigenen Gewissen, ohne Vorwurf,  
Auch ist es klug und noetig, vor der Welt  
Dem Gegner aufzubuerden alle Schuld  
Am Not und Elend, Blut und Weh des Krieges.
- K.: Ich brauchte dazu nicht die Unterhaltung  
Ich haett auch ohne sie mich wohl getraut,  
Bedenken frei dem Papst Krieg anzusagen.
- O.: Doch koennt Ihr nun den Fuersten und den Voelkern  
Vorkuenden, dass Ihr nichts liesst unversucht,  
Sie folgen um so williger Euch in den Kampf.



- K.: Wenn in den Kampf gehn Grosse dieser Erde,  
Dann finden dafuer einen Grund sie immer;  
Gleich ist's, ob Image er, ob wahr und gut.  
Die Menge waegt den Grund nicht, nein, sie folgt.  
Weil Vorteil sie sich selbst erhofft und Beute  
Oder weil sie gewohnt, stumm zu gehorchen.
- O.: Ihr unterschaezt die Kraft, Herr, die es gibt,  
Wenn es nicht blos um Beute geht, um Ruh,  
Nein, wenn sich jeder sagt: Es ging nicht anders,  
Gut ist und recht die Sache, die ich fuehre.  
Mit Doppelkraft schwingt jeder dann das Schwert  
Und fuerchtet nicht den Gegner, nicht den Tod.
- K.: Ihr unterstellt das ritterliche Denken,  
Das Eurem Herzen, Ortenburg, macht Ehre,  
Der Masse, die so fein nicht fuercht wie ihr.  
Doch sei dem, wie dem sei. Das eine hat  
Der heut'ge Tag mir eingebracht an Nutzen:  
Der Papst hat mir sein Inn'ros heut geoeffnet,  
Ich habe klar erkannt; Kein Kompromis  
Ist jemals moeglich zwischen ihm und mir,  
Und keine Bruecke kann den Abgrund queren,  
Der zwischen beiden klapft mit breitem Gahnen.  
So bin in Zukunft voellig ich gefeit  
Vor eines Friedens nutzlosem Versuch.  
Fuer mich gibts Untergang nur oder Siegen,  
Dies Wissen wird fortan mein Handeln leiten.
- O.: Man soll vor jedem Kampf die Moeglichkeit  
Fuer Rueckzug auch bereiten und erspahn.  
Die Schiffe nach der Landung zu verbrennen  
Ist Tun von Abenteurern, nicht von Helden.  
Beicht spricht sich aus: Sieg oder Untergang.  
Doch fuerchtbar ist die grause Wirklichkeit.  
Denn Untergang heisst Tod nur fuer den Herrscher  
Das ist das Schlimmste nicht. Doch fuer die Masse  
Heisst's Hunger, Blind, Knechtschaft, Sklaverei,  
Gewalt an Fraun, an Kindern Freveltat,

(O.:) Das Siechtum eines Reichs fuer ein Jahrhundert,  
Nein, Herr, wer einmal klar sich vorgestellt,  
Was hinter dem Wort Untergang sich birgt,  
Wird dieses Wort leichtlin nie wieder sagen.

K.: Doch gibt's in jedes Volks Geschichte Maenner  
In denen sich verkoerpert sein Geschick,  
Sodass das Volk mit ihnen steigt und stuerzt,  
Berufen nur, ihr Schicksal ganz zu teilen,  
Ob es in Sieg besteht, ob in Vernichtung.  
Wenn solch ein Mann in jachem Sturze faellt,  
Dann reiset mit Recht sein Volk er mit hinab,  
Das. ohne ihn nicht zu besteh'n verdient.

O.: Das ist ein grausam hartes Wort, mein Kaiser,  
Und ich vermag nicht, mich ihm anzuschliessen.  
Es mag bei Euch dem Zorn entsprungen sein,  
Den Euch im Blut der Papst hat aufgewuehlt.

K.: Das Wort ist nicht aus raschem Zorn entstanden.  
Ich meins auch ernst, sprech ich vom Untergehen.  
Doch jetzt ist's Zeit nicht zur Philosophie.  
Wir muessen handeln. Sagt wie stehts in Rom?

O.: In allen Strassen ballt sich Volk zusammen,  
Zum Teil aus Neugier, teils auch in Erregung,  
Hoert eifrig sich die vielen Redner an,  
Die bald zum Frieden reden, bald zum Kampf.  
Partei fuer Euch bald, fuer den Papst bald nehmen.  
Und jubelt zu, wer seine Stimm' am lautsten.  
Und wer am kluegsten den Verstaendigebraucht,

K.: Hat Ezzelino Recht, dass in der Stadt  
Ein Aufstand fuer den Kaiser sich liess schueren?

O.: Dies Grosstadtvolk ist voellig wankelmuetig,  
Und folgt stets dem, der zu ihm spricht zuletzt.  
Leicht waer's, ein Feuer fuer Euch anzublase,

- (O.): Doch waer die Flamme nur von kurzer Dauer.  
Verlassen koennt Ihr Euch nicht auf dies Volk,  
So sehr's auch jubelt, sieht's Euch in der Stadt.
- K.: Lass satteln, Ortensburg, wir wollen reiten,  
Wir bleiben hier nicht eine Nacht mehr laenger.  
Doch komme ich bald wieder hier nach Rom,  
Dann aber an der Spitze eines Heeres,  
Dann werd ich hier zu einem Aufstand blasen,  
Dass Soh'n vergeh'n soll dem Papst und Heeren,  
Dann geh' ich auch nicht wieder fort von Röm.  
War es die Hauptstadt einst des roem'schen Reichs,  
Soll meines Weltreichs Hauptstadt es nun werden,  
Im Kampf um diese Stadt faellt die Entscheidung.  
Hier werd ich siegen oder untergehn.

4. A k t

1. Szene

(Graf ORTENSBURG und Graf KAGENECK : Burgzimmer)

- O.: Dem Kaiser ist die Nachricht von dem Tod  
Des Koenigs Heinrich aeusserst nah gegangen,  
Er hat ihn doch in seiner Art geliebt.
- Ka.: Ich traure tief um diesen jungen Prinzen,  
Viel Edeles in seinem Wesen lag,  
Das Reife und Vollendung nur bedurfte.  
Er war zu jung gekommen in ein Amt,  
Das selbst Erfahrenen schwer gefallen waere.
- O.: Ihr trauert um ihn und Ihr bleibt doch treu  
Dem Manne, der als Vater es verschuldet,  
Dass Heinrich nicht entwickeln konnte sich?  
Erinnert Ihr Euch, als ich Euch in Haft nahm,  
Da musste ich verteidigen den Kaiser,  
Und Ihr, Ihr grifft ihn damals heftig an -
- Ka.: Er hat sich mit als gnaed'ger Herr erwiesen,  
Er nahm, vertrauend mich in seinen Dienst,  
Ich hab Vertrauenstreue ihm gelobt.  
Die halt ich, auch wenn ich ihn nicht verstehe,  
Auch wenn er irrt, bleibt er nicht doch mein Herr?
- O.: Ihr fuerechtet, spracht Ihr damals, dass ein Daemon  
Ihn auf dem Pfad zur Sonne aufwaerts fuehrt,  
Dass ihm wie Ikarus die Fluegel schmelzen,  
Er in den Abgrund reisst sich und das Reich.  
Habt Eure Meinung Ihr seitdem gewandelt?
- Ka.: Was hat mit meiner Treue das zu tun?  
Auch wenn ich wuesste, dass er stuerzen muesste,  
Blieb bis zur letzten Stunde ich ihm treu.  
Folgt ich im Glueck ihm nur, liebt ich mich selbst nur,  
Im Unglueck folgen, das allein heisst Treue.

- O.: Doch ist es nicht der Treue hoechste Pflicht,  
Den Fuehrer vor dem Sturze zu bewahren,  
Zu warnen ihn mit ehrerbiet'gem Rat,  
Ihm in den Arm zu fallen, bleibt verstockt er,  
Ja, selbst, zum eig'nen Heil zu baend'gen ihn?
- Ka.: Ich sag ihm meine Meinung immer ehrlich,  
Wenn einmal, was ich denke, er mich fragt.  
Doch kann ich nicht im Wortstreit mit ihm rechten,  
Der Kaiser ist und klueger ist als ich.  
Ihm in den Arm zu fallen, heisst schon zweifeln  
An ihn, und wer da zweifelt, ist nicht treu.
- O.: Wir sind doch aber ueber Zweifel leider  
Schon laengst hinaus. Gewissheit wurde uns.  
Der Kaiser ist nicht mehr der Mann von frueher.  
Seit wieder er im Kampf steht mit dem Papst,  
Hat voellig ihn des Glueckes Gunst verlassen,  
Wir taumeln nur in Niederlagen noch.  
Seitdem sein guter Geist, der Ordensmeister,  
Die Welt verliess, auch Guete von ihm wich.  
Misstrauen gibt er Raum in seinem Herzen  
Und Grausamkeit fleckt seiner Ehre Schild.  
Den Teufel Bzzelino laesst er schalten  
Und zieht nur ihn in sein Vertrauen noch.
- Ka.: Ihr tragt zu schwarz auf, Ortensburg, die Farben.  
Er ist zu mir, so wie er immer war.  
Noch ist im Kampf der Worte wie der Waffen  
Kein Andrer, auch der Jeungeren, ihm gleich.  
Wir staunen an sein grenzenloses Wissen,  
Noch zwingt wie je die Menschen er in Bann.
- O.: Das grade, Kageneck, duenkt mir so furchtbar,  
Ihr, wie so viele, seht die Wandlung nicht.  
Noch glaenzt und glitzert aussen wohl der Kaiser,  
Doch steinern ward sein Herz und ward sein Geist.  
Er, dem die Fueelle einstmals ward gegeben  
Am Wegen, Unternehmungen, Ideen,

(O.): Der jeden Schritt sorgfaeltig vorbereitet  
Bald ruhig wartend, bald mit kuehnem Griff,  
Hier scheinbar weichend, dort rasch vorwaerts stuermend,  
Nur nach dem Moeglichen die Hand gestreckt,  
Verliert sich duester jetzt ins Grenzenlose  
Und kennt e i n Mittel nur noch : die Gewalt,  
Was damals Ihr, noch nicht begruendet, ahntet,  
Das wurde schrecklich jetzt zur Wirklichkeit.

Ka.: Wenn wirklich nun in allem Recht Ihr haettet,  
Was wuerde das bedeuten dann fuer uns?  
Doch nur, dem Kaiser treuer noch zu dienen,  
In tiefster Bindung ihm zur Seite stehn.  
Sein steinern Herz durch Liebe zu erweichen,  
Befluegeln seinen Geist durch klugen Rat,  
Das Schicksal ungebeugt mit ihm zu teilen?  
Ich danke Euch, ich seh nun meinen Weg,  
Den werd' ich grad und ohne Zweifel gehen.

O.: Ich neis' Euch fast den schlichten, tapfern Sinn,  
Der sich durch keinen Zweifel laeset beirren,  
Lebt wohl und haltet an der Treue fest,  
Ich hab mit schwererem Geschick zu kaempfen.

## 2. Szene

(Kanzler Petrus von IVREA, Graf ORTENSBURG :  
Burgzimmer)

O.: Soeben sprach ich mit Graf Kageneck  
Zu pruefen, wie er staende zu dem Kaiser.  
Er sieht des Kaisers Fehler, ist nicht blind,  
Er sieht, wenn auch nicht voll, doch seine Wandlung,  
Allein er bleibt ihm unverraeckbar treu,  
Und wird sich darin nicht beirren lassen.  
Hat er sich mal entschieden, bleibt er fest.

P.: Von Ochsen koennt nur Rindfleisch Ihr verlangen,  
Vo einem Deutschen wohl Gehorsam nur.  
Verzeiht, wenn ich's so grad heraus Euch sage;  
Ihr seid ja, Ortensburg, ein Deutscher selbst.

- (P.): Doch einer von den wenigen, die selbststaendig  
Zu denken und zu handeln faehig sind,
- O.: Doch macht das eig'ne Denken wenig gluecklich.  
Ich heide Kagenock die Sicherheit,  
Mit der er gradaus wandelt seinen Weg.
- P.: Ihr bleibt sentimental bei aller Klugheit,  
Ihr scheint auch darin nur echt deutsch zu sein.
- O.: Der Kaiser sagte mir bereits vor Jahren,  
Ich sei zu klug, um wahrhaft treu zu sein.
- P.: Das ist es ja, er will nur Kreaturen,  
Die blindlings das von ihm Befohl'ne tun,  
Und Misstrauen vom Teufel Ezzelino  
Geschnuert, hegt jetzt er gegen jedermann,  
Der sich erkuehnt, noch unabhing'gen Sinnes.  
So kann es, Ortensburg, nicht weiter gehen.
- O.: Ihr kennt seit langem meine schwere Sorge.  
Es droht Gefahr in heechstem Mass dem Reich,  
Und jeder von uns muss des Morgens fuerchten,  
Das abens er in Ezzelinos Klauen.  
Geschwunden ist der Menschen schoenste Wuerde,  
Die ihm zum Menschen macht, Freiheit und Recht.
- P.: Was nuetzt es uns, darueber nur zu klegen?  
Wir muessen endlich handeln, Ortensburg.  
Die Koepfe schuettern im vertrauten Kreise,  
Mit schoenen Worten schildern, was uns fehlt,  
Die Faust nur heimlich in der Tasche ballen,  
Das bringt uns weiter keinen winz'gen Schritt.  
Nicht hilft uns mehr philisophieren,  
Es rettet und befreit allein die Tat.
- O.: Wie solche Zeiten doch den Menschen wandeln,  
Zum Philisophen wird jetzt der Soldat,  
Zum Schwerte greift der geisteskluge Kanzler.

- (O.:) Allein verzeiht, es nuetzt auch nichts der Wille  
Zu harter Tat. Entscheidend ist das Wie.
- F.: So koennt Ihr schwanken noch und ueberlegen?  
Das Unheil stammt allein von e i n e m Mann.  
E i n Mittel gibt's nur: sterben muss der Kaiser.
- O.: Wie, meint Ihr, soll er finden seinen Tod?
- F.: Ich mische toedlich Gift ihm in die Speise.
- O.: Er isst nur, was sein Arzt gekostet hat,
- F.: Dann muss den Arzt man zum Vertrauten machen.
- O.: Das ist beim Sarazenen hoffnungslos.
- F.: Dann toete ich ihn selbst mit einem Dolche,  
Des Spitze vorher ich in Gift getaucht.
- O.: Das koennt' ich, Kanzler, nicht, ihn einfach morden  
Und staune, dass Ihr's tun wollt, kalten Bluts,  
Da unter ihm Ihr dienet viele Jahre  
Und sein vertrautester Beamter ward.  
Ja, taet er Unrecht nur, wenn er mich kraenkte,  
Koennt' wider ihn im Zorn ich ziehn mein Schwert;  
Doch hinterruecks mit Gift - mich fasst ein Schauder,  
Wenn ich versuch es mir zu denken nur.
- F.: So seid zum Mord Ihr nur im Zorne fachig,  
Den kuenstlich Ihr zur Flamme erst geschuert?  
Wenn ich mich ueberzeugt; ein Mensch muss sterben,  
Dann scheint's mir edler doch, mit kaltem Blut  
Als in des Zornes Rausch ihn unzubringen.
- O.: Bei kaltem Blut denk' ich an meinen Eid  
Und denke daran, dass dies ist mein Kaiser.  
Lacht, Kanzler, ueber dies Bedenken nicht,  
Es lastet schwer auf einem deutschen Herzen,



- F.: Glaubt mir, er selber waere nicht gehommt  
Er spuerte nicht das leiseste Bedenken.
- O.: Wenn wir das Gleiche tun, was e r getan,  
Und damit es dass e r es tat, entschuld'gen,  
Dann werden wir noch schuldiger als er,  
Dann bringen wir Befreiung nicht noch Rettung.  
Und was soll werden, wann der Kaiser tot?  
Was habt Ihr vorgestellt Euch, soll dann folgen?
- F.: Ist es nicht richtiger, das Erste tun,  
Das Zweite dann dem Morgen ueberlassen?  
Statt dass wir jetzt uns schon den Kopf zerbrochen  
Darueber, was geschehen soll hernach?
- O.: Rechtfert'gen koennte doch den Tod des Kaisers  
Allein ein freies, besseres Hernach.  
Sonst waer der Mord ja wohl nur ein Verbrechen,  
Er waere mehr, er waere sinnlos dumm,  
Ich weiss, dass Ihr entfernt von solcher Dummheit,  
Darum nochmal: Was soll geschehn hernach?
- F.: Das Reich haelt Kaiser Friedrich nur zusammen,  
Stirbt er, muss endlich man es teilen sich.  
Deutschland der junge Konrad wird beherrschen.  
Italien wird frei vom fremden Joch.  
Hier sollen friedlich - frei zusammen leben  
Die Fuerstentuemer, Staete und der Papst.  
Der Freiheit Pflanzstaette, Autonomie  
Soll sie in edlem Wettstreit ringen lassen,  
Unnoetig ist das Zwangsband ein'gen Reichs.
- O.: Dann wollt das Reich Ihr mit dem Kaiser morden,  
Zerstoeren alles, was er aufgebaut?  
I c h will die Schoepfung vor dem Schoepfer schuetzen,  
I h r wollt in ihm vernichten sie zugleich.  
Auch wird's in Eurem Land nie Frieden geben,  
Ich seh', wie alles dann im Kampfe steht,  
Die Ghibellinen wider Wolfen wueten,

- (O.): Der Koenig Manfred mit dem Papste ringt,  
Heräuf aus Deutschland zieht der Koenig Konrad,  
Sich seiner Vater Erbe mit Gewalt  
Alsbald zu holen. Alles rings in Flammen,  
Wein, das ist schlimmer, als das schlimme Jetzt.
- P.: Es kann nichts Schlimm'res geben als ein Herrscher,  
Des Hochmut schrankenlos die Welt regie-rt.  
Selbst wenn Ihr Recht habt, selbst wenn rings gekaempft  
Wenn furchtbar Hunger auf uns liegt und Not. <sup>wird,</sup>  
Wir muessen viel fuer Recht und Freiheit zahlen,  
Ich weiss es wohl, wie teuer ist der Preis.
- O.: Es scheiden sich hier Kanzler, uns're Wege.  
Ich kann und will nicht Euren mit Euch gehn.
- P.: So nennt mir Euren Weg. Ihr seid mit schuldig,  
Mir Rede so zu stehen, wie ich Euch.
- O.: Der Kaiser ist vom Ziel des Reichs besessen,  
Und deshalb teilt ich mit ihm Ziel und Weg.  
Doch droht sein Starrsinn jetzt dem Reich Zerstoerung  
Und deshalb muss ich von ihm trennen mich.  
Doch waer es sinnlos. Schlimmer als Verbrechen,  
Wenn man nicht weiss, was nach ihm kommen soll,  
Zu morden ihn, da er allein zusammen  
Das Reich noch haelt, das ohne ihn zerfaellt.  
Denn keinen seh' ich, sein Werk fortzufuehren,  
Der deutsche Koenig Konrad ist noch Kind  
Und Manfred lehnen ab die deutschen Fuersten.  
So bleibet, glaubt mir, nur ein ein'ger Weg:  
Den Kaiser toeten nicht, doch zu entmachten.  
Den Teufel Enzzelino trifft der Tod  
Mit allen den ihm gleichen Kreaturen.  
Dem Kaiser selbst tritt die geschlossene Schar  
Der hoechsten Maenner seines Reich's entgegen,  
Des Heeres, der Raete und der Geistlichkeit,  
Vertreten sind auch seine eig'nen Soehne  
Denn Koenig Manfred sicher geht mit uns,

(O.): Ihr, Kanzler, er und ich, wir sind die Sprecher.  
Wir fordern Wandlung seiner Politik  
Und dass er kuenftig ohne uns nicht handle,  
Nachgeben wird der Kaiser, seid gewiss,  
Nur eins ist noetig, dass wir alle einig  
Und klar uns selbst sind ueber Weg und Ziel.

P.: Ihr seid, verzeiht, ein Narr, der mit dem Herzen,  
Nicht dem Verstand die Lage prueft und sieht,  
Weil Ihr nicht los kommt innerlich vom Kaiser  
Truebt Euch ein Wunschtraum Euren klaren Sinn,  
Glaubt wirklich Ihr, man kann Verschwörung machen  
In die man einweihet eine grosse Schar?  
Im Anfang schon haett' Kunde Ezzelino  
Und einzeln stiegen wir auf das Schafott.  
Glaubt wirklich Ihr, das dieses Reiches Grosse:  
Sich ein'gen liessen ueber Weg und Ziel?  
Selbst wir durch gleiche Sorgen eng verbunden  
Sind voneinander himmelweit entfernt.  
Glaubt wirklich Ihr, ein Mann wie Kaiser Friedrich  
Liess setzen unter Drohung sich und Zwang?  
Das Blut der Guiskards und des Barbarossa  
Pulst heiss in ihm und lebend wird er nie  
Gewalt, die ihm befiehlt, sich unterwerfen.  
So fuehrt zum gleichen Ende Euer Plan  
Wie meiner oder er fuehrt in die Irre.

O.: Ich will nicht weiter mit Euch reden, Kanzler.  
Wir werden einig nicht, uns trennt zu viel.  
Lebt wohl denn! Der Gefaehrte langer Jahre  
Auch wenn wir heute scheiden, bleibt mir wert.

P.: Schwer wird's mir, mich von einem Mann zu trennen,  
Den hoch ich achte, Ortensburg, lebt wohl!

## 3. Szene

(Graf ORTENSBURG : Burgzimmer)

Vielleicht hat doch der kluge Kanzler recht,  
 Dass undurchführbar ist, was ich eronnen,  
 Dass bei den Grossen sich nicht Einigkeit  
 Erreichen laesst, muss ich bei ihm schon sehen.  
 Und Friedrich wuerde wie ein wander Keiler Stand  
 Und bis zum letzten Atemzuge bieten.  
 Nein, richtig ist's, so lang der Kaiser lebt,  
 Bleibt es, wie's jetzt ist. Er wird sich nicht aendern.  
 So muss ich die Entscheidung treffen nun,  
 Ob Petrus ich, ob Kagoneck ich folge.  
 Ich kann nicht, kann nicht, wie der Kagoneck  
 Blind und gehorsam in das Unglueck rennen  
 Und selbst mit auf des Schiffes Bruecke stehn.  
 Ich kann auch nicht, was meine Pflicht jetzt waere,  
 Den Kaiser warnen vor des Kanzlers Tat.  
 Doch will ich auch nicht, wenn sein Anschlag fehlt:  
 Es mit ansehen, wie er gerichtet wird, schlaegt  
 Und gar noch Zeugnis wider ihn ablegen,  
 Doch will ich auch nicht sehn des Kaisers Tod,  
 Des hohen Sinn und Blick mich einst begeistert,  
 Will nicht erleben, wie dann ohne ihn  
 Das Reich erbebt in tausend Flammenkaempfen  
 Und schliesslich kracchend auseinander birst.  
 Ich will und kann der beiden Weg nicht gehen,  
 Was bleibt Dir dann noch uebrig, Ortensburg?  
 Ich hab versucht rein meinen Schild zu halten,  
 Ich koennt es nicht mehr, lebt ich laenger noch.  
 Dann ist es besser, einen Strich zu ziehen  
 Und aus der Welt zu gehn mit sauber'm Schild.  
 Mir wird's nicht schwer, Abschied von ihr zu nehmen.  
 Mit offenem Sinn das Schoene ich genoss,  
 Doch jetzt ist mir die Freude dran vergangen.  
 Ich kann nur leben als ein freier Mann,  
 Mich kann nicht locken eines Knechtes Dasein.  
 Kann ich nicht tun, was mein Gewissen heischt,  
 So bin ich Knecht und will als Knecht nicht leben.

(O.): Ich war nie stolz auf meinen alten Namen,  
 Doch zu erfuellen sucht ich Adels Sinn.  
 Kann ich im Leben ihn nicht mehr bewahren,  
 Erfuelle ich ihn gern durch meinen Tod,  
 Den Schild der Ortensburge nicht zu entehren.  
 Ich hoffe, gnaedig wird mich richten Gott.  
 (stuerzt sich in sein Schwert)

## 4. Szene

(Kaiser FRIEDRICH, EZZELINO : Kaiserzimmer)

- K.: Der Bund der Staedte in der Lombardei  
 Macht Sorge mir, ich hab bestellt den Kanzler,  
 Mit ihm zu planen, was nun ist zu tun.
- EE.: Ich zweifle, dass Euch rechten Rat gibt Petrus.  
 Ich warne Euch vor seinem Rat und ihm.
- K.: Ich weiss, Du hast Dich nie mit ihm vertragen,  
 Doch ist er klug, erfahren und weiss viel.
- E.: Ich zweifle, ob er weiss bei allem Wissen,  
 Was ueber ihn ich und sein Planen weiss.
- K.: Ich lieb nicht, dass man spricht in halben Raetzeln,  
 Sag, wenn Du etwas weisst, doch mach es kurz.
- E.: Dann kurz: der Kanzler ist ein Hochverraeter,  
 Der Euch mit Gift und Dolch ans Leben will.
- K.: Ich will so etwas auch von Dir nicht hoeren,  
 Beschuldigst einen alten Diener Du,  
 Der mir in Treue jahrelang gedient hat,  
 Beleidigst Du mit dem Verdacht mich selbst.
- E.: Soll ich es deshalb denn mit anschn schweigend,  
 Dass tueckisch Euch Verrat bedroht und Mord?

- K.: Du weisst, was Deine Pflicht ist. Doch ich will nicht,  
Dass grundlos Du mich reizest zu Verdacht.
- E.: Ich weiss, wie Ihr den Petrus ehrt und schaeztet.  
Ich wuerde drum nicht reden ohne Grund.
- K.: So sagt den Grund, doch warn ich, Ezzelino.  
Ist's gegen Petrus nur Dein alter Groll,  
Der aufbauscht, was sich zwanglos laesst erklaren  
Und falschen Sinn legt in ein harmlos Wort,  
Dann koennte ploetzlich unsere Freundschaft enden.  
Ich gab Dir grosse Macht, missbrauch sie nicht.
- E.: Seit langem hab ich ueberwacht den Petrus -
- K.: Wer gab den Auftrag Dir zu solchem Tun?
- E.: Die Pflicht fuer Eure Sicherheit zu sorgen.  
Und der Erfolg gab meinem Handeln recht.  
Das Petrus hinter Euren Ruecken, Kaiser,  
Schlecht von Euch spricht, war mir nichts Neues mehr.  
Doch was zunaechst 'ne Laune nur sein mochte,  
Das brachte maechlich er in ein System  
Der Unzufriedenheit, geheimen Noergelns,  
In das er immer weit're Kreise fing.  
Sein staendiges: So geht es nicht mehr weiter  
Fand dauernd wechselnd, williges Gehoer.  
Nun tastet er sich vorwaerts in Gespraechen.  
Wer ist, sagt er, an unsrer Lage schuld?  
Und ueberlaesst's den andren, nachzudenken.  
Der Schuld hat, fluestert er beim naechsten mal,  
Muss der dem allgemeinen Wohl nicht weichen?  
Beim dritten male ist er schon beim Wie,  
Und offen wird nun schon darob verhandelt,  
Ob man, wie Heinrich, sporrt Euch in ein Schloss,  
Ob man Euch Kaiser sein laesst mit Beratung  
Durch einen Kreis, in dessen Hand die Macht,  
Und, zweifelt wer, dass Ihr zustimmen wuerdet,  
Zuckt er die Achseln: dann bleibt nur der Tod.

- (E.:) Die Maenner, die Euch Tag fuer Tag umgeben,  
An deren Treue Ihr bisher geglaubt,  
Die Koepfe stecken heimlich sie zusammen,  
Ob man und wie beseitigen Euch soll.
- K.: .Durch wen erfuhrest Du diese Heimlichkeiten?  
Zum Beichtempfaenger eignest Du Dich nicht.
- e.: Wenn nicht die Menschen reden, dann die Waende,  
Waer's anders, schlecht verstaend ich mein Geschaeft.
- K.: Doch kann ich Dir, doch will ich Dir nicht glauben.  
Unfassbar waer es ungeheuerlich.  
Ich werde selbst nun mit dem Kanzler sprechen.
- E.: Tat's nicht, denn grade dann droht Euch Gefahr!  
Lasst heimlich wenigstens mich sein zugegen.
- K.: Hab je ich Furcht gezeigt? Pfui, Ezzelino!  
Du zweifelst auch, dass mich bewahrt mein Stern?  
Ich habe eine goettliche Bestimmung  
Und sterbe erst, wenn ich sie ausgefuehrt.  
Waer Petrus, was vorerst ich noch nicht glaube,  
Doch ein Verraeter, trueg er selbst den Dolch.  
Im Kleid schon bei sich, wird er's doch nicht wagen.  
Zu heben wider mich die Frevelhand.  
Wenn ich nach dem Gespraechе selber zweifle  
An seiner Unschuld, uebergeb ich Dir  
Den Kanzler, Du magst ihn befragen  
Nach seinem Anschlag dann in Deiner Art.
- E.: Das wird geschehen, denn ich hab keinen Zweifel.  
Dass er zum Zweifel Grund Euch geben wird.
- K.: Less mich allein nun, Deine Kunde  
Hat tiefer mich erschuettert als Du ahnst.

- 97 -

## 5. Szene

(Kaiser FRIEDRICH, PETRUS von IVREA : Kaiserzimmer)

- K.: Der Bund Lombard'scher Staedte macht mir Sorge.  
Die Dinge stehn nicht gut zur Zeit im Reich.  
Was nun zu tun, wollt ich mit Dir beraten,  
Denn Du bist klug und weisst noch immer Rat.  
Zwar bist letzthin Du nicht mit mir zufrieden.  
Ich weiss es wohl, mein alter Kanzler grollt,  
Weil ich nicht immer tat nach seinem Willen.
- P.: Ich wuesste nicht, wann Unzufriedenheit  
Ich jemals gegen Euch geaussert haette.
- K.: Mit Worten nicht, doch Dein umwolcker Blick  
Sagt mehr mir als die laengste Rede koennte.  
Auch bist Du nicht so offen mehr als sonst.  
Was ist es, dass Dir auf dem Herzen lastet?
- P.: Ich trage freilich an den Sorgen schwer,  
Die in Italien mir macht die Lage.  
Vom Frieden sind wir weiter ab als je,  
Und ueberall erhebt ihr Haupt Empoerung.  
Seitsem der Papst Euch wieder tat in Bann,  
Vervielfacht rings die Zahl sich Eurer Feinde,  
Und nirgends seh' ich einer Bess' rung Licht.  
So kann es, Kaiser, weiter soch nicht gehen.
- K.: So also nicht? Wie, meinst den Du, kann's gehen?
- P.: Man kann nicht Krieg nach allen Seiten fuehren,  
Um stark nach e i n e r Seite nur zu sein,  
Muss mit den andern Feinden man verhandeln.  
Nur ist das schwer, ich weiss, man traut Euch nicht.
- K.: So bin i c h auf dem Wege dann das Hemmnis?  
Man nennt Tyrann mich, sogar Antichrist.  
Glaubst wirklich Du, dass, wenn i c h nicht mehr waere,  
Die Lage besser fuer uns wuerde sein?



P.: Der Hass ist furchtbar gegen Euch gewachsen,  
 Man gibt Euch auch an den Verbrechen Schuld,  
 Die Ezzelino haeuft in Eurem Namen,  
 Vor dem ich immer wieder Euch gewarnt  
 So lange Ihr ih treiben lasst sein Handwerk  
 Im naecht'gen Dunkel tueck'scher Heimlichkeit,  
 In der kein Mensch gesichert, dass nicht ploetzlich  
 Verschwunden er, und niemand kennt die Spur,  
 So lang versagt bleibt Recht und Sicherheit,  
 Die jetzt in England feierlich verbrieft sind -  
 Man nennt es ruehmend dort die Magna Charta -  
 So lang duenkt's gut Euch, Ihr Vertraege brecht,  
 Die eben noch mit Geggner Ihr geschlossen,  
 Sicht man in Euch der Menschheit schlimmsten Feind  
 Und wird Euch mit verbiss'ner Wut bekaempfen.

K.: War das nicht, Kanzler, schon von jehor so?  
 Leicht wiegt nur der Verdienst bei grossen Maennern,  
 Doch gern gedenkt man ihrer Tyrannei.  
 Doch sind sie tot, dann sendert sich das wieder,  
 Dann ruehmt man dankend das, was sie getan.  
 Wer spricht, sieht er Aegyptens Pyramiden,  
 Noch von den Opfern, die ihr Bau verlangt,  
 Vom Schweiss und Blut und Tod, die sie gekostet?  
 Wer denkt, wenn rasch er reist auf Roemerstrassen,  
 An alle, die bei ihrem Bau gestorben?  
 Nicht ohne Opfer Grosses wird erreicht.  
 Nicht ohne Unrecht kann ein Koenig herrschen,  
 Fuer Herrscher gilt ein anderes Gebot  
 Als fuer des Buergers eng behaglich Dasein,  
 Fuer ihn gilt nur, ob er das Ziel erreicht,+  
 Das ihm im ew'gen Rat bestimmt das Schicksal.  
 Erreicht er es, wen' kuemmern dann die Mittel,  
 Mit denen er sein hohes Spiel gewann?  
 Befreit von Sorge Euch und Kleinmut, Petrus,  
 Denkt daran, was gemeinsam wir geschafft!  
 Rolllt hin im Strom der Zeiten ein Jahtausend,  
 Wird ehrfurchtsvoll man raunen noch von uns,  
 Wird staunen ob der Dome und der Burgen,

- (K.): Die stolz und herrlich baute unsere Zeit,  
Wird staunen ob der Hohenstaufen Strassen,  
Die stark und kuehn wir durch das Land gefuehrt,  
Dann wird vergessen laengst sein Ezzelino,  
Doch regend ruehme'n Zungen Dich und mich  
Und das gewalt'ge Reich, das wir errichtet,  
Ging unser Weg auch oft durch Schuld und Fohl.  
Wirk' weiter mit mir dran, mein alter Kanzler!
- F.: Nicht widerstehen kan man, hoert man Euch,  
Sprecht Ihr, dann schwinden Sorgen mir und Zweifel,  
Vergessen ist, was ich Euch sagen wollte!  
Mich traegt der hohe Schwung Eurer Gedanken  
Hinweg mit Euch, ob ich es will, ob nicht.  
Es geht von Euch aus, Herr, einstarker Zauber,  
Der Menschen magisch zwingt in seinen Bann.  
Erst wenn man fern von Euch, dann weicht er wieder,  
Und das Vergesse'ne lastend kehrt zurueck.
- K.: Mach stark Dich, Petrus, gegen solche Schwaeche,  
Wer zweifelt ist zum Handeln nicht gemacht,  
Und handeln muessen wir, rasch und entschlossen,  
Was also ratest Du, sei der naechste Schritt.
- F.: Wenn mit dem Papst Ihr Frieden schliessen koenntet,  
Dann laeg des Berges Gipfel hinter uns.
- K.: Nicht mit dem Papst! Versucht hab ich's schon einmal,  
Nicht wiederholen werd ich diesen Schritt,  
Ich weiss bestimmt, dass mir ward die Bestimmung,  
Den Kampf zum Sieg zu fuehren mit dem Papst  
Und ihn in seine Schranken zu verweisen,  
Daher kein Wort von Frieden mehrdmit ihm!
- F.: Dann uesst mit den Langobarden Ihr verhandeln,  
Dass Ihr nach einer Seite Frieden habt,  
Ihr koennt nicht stets nach allen Seiten Kaempfen,  
Sonst fuehrt Euch das, Herr, in den Untergang.

- K.: So wer ich, Petrus, Deinem Rate folgen.  
 Und die Verhandlungen sollst fuehren D u !  
 Mach rasch zur Fahrt Dich in den Norden fertig,  
 Wir duerfen keine Zeit versaeumen mehr,  
 Und schon will ich, ob Dir's wir geklingen,  
 Das zu erreichen was mir nicht gelang.  
 Hast kuerzlich Du mit Ortensburg gesprochen  
 Und Deine Sorgen mit ihm ueberlegt?
- P.: Mit Ortensburg? Nein, oder nur ganz fluechtig.
- K.: Ganz fluechtig nur? Das sieht ihm aehnlich nicht,  
 Er pflegt doch sonst sehr gruendlich einzudringen,  
 Fragt man um Rat ihn in der Dinge Kern.
- P.: Wir hatten wenig Zeit und waren eilig,  
 So blieben an der Oberflaeche wir.
- K.: Nun gut. Das ist nicht weiter von Bedeutung,  
 Doch denk an das stets, was ich Dir gesagt,  
 Und vorwaerts nun an Deine Arbeit, Petrus!  
 Ich denk, ich hoere Wät'res bald von Dir.

## 6. Szene

(Kaiser, Sarazene, Graf KAGENECK & Kaiserzimmer)

- K.: (allein)  
 Unsicher bin ich, hat Recht Ezzelino?  
 Wohl fing der Kanzler seine Rede an  
 Mit dem: "So kann es weiter nicht mehr gehen"  
 Und hat viel Verwurfe auf mich gehacuft;  
 Ob ohne mich die Lage besser waere,  
 Der Frage wiew geschickt der Kluge aus.  
 Doch, wuerde er so offen mit mir reden,  
 Wenn wirklich er ein Hochverracter waer?  
 Noch glaub ich's nicht. Doch wuehlt in mir der Argwohn,  
 Aus den Verhandlungen werd klar ich schon,  
 Ob ein verracterisches Spiel er treibt.

(K.): Doch brauche ich so lange nicht zu warten,  
 Betroffen war er, als von Ortensburg  
 Ich sprach! den brauch ich nur zu fragen,  
 Dann hab alsbald ich volle Sicherheit,  
 Ob alles nur ein unzufried'nes Reden,  
 Ob es geplanter Mord und Hochverrat.  
 (er laeutet)

Sa.: Hier bin ich, Herr.

K.: Wer hat heut das Kommando?

Sa.: Seit heute Mittag der Graf Kageneck.

K.: Ich bitte ihn sogleich zu mir zu kommen.  
 (Sarazene ab)

Wenn alle mich verrieten, Kageneck  
 Wird unverbruechlich mir die Treue halten.  
 In diesem Mann hab ich mich nicht getauscht.  
 Er hat etwas von der Einfaeltigkeit,  
 Die nach der Schrift den Himmel soll ererben.

Kageneck: (eintretend)

Ihr riefet nach mir, Herr, was ist Eur' Begehr?

K.: Sag, Kageneck, traust Du dem Ezzelino?

Ka.: Er ist aus andrem Holz geschnitzt als ich.  
 Wir haben nichts gemein drum mit einander.  
 Er dient Euch treu wohl, Herr, in seiner Art,  
 Wenn ich sein Handeln oft auch nicht kann bill'gen.

K.: So ist der Kanzler naeher Dir vertraut?

Ka.: Ich kenne Petrus nur als sehr verschlossen;  
 Mir hat er niemals geoeffnet sein Herz.  
 So konnte ich nicht in sein Innres sehen.  
 Ich weiss nur; Er ist klug; auch glaub ich: tief  
 Im Innern brennt der Leidenschaften Flamme.

- K.: Du weisst gar nicht, wie gut Dein Urteil ist.  
Wie ist von Ortensburg nun Deine Meinung,  
Der frueher mal sehr scharf Dich angefasst?  
Hast Du in dessen Herz auch keinen Einblick?  
Blieb seine Art Dir unverstaendlich fremd?
- Ka.: Nein, Herr! Wohl laesst Graf Ortensburg nicht jeden  
In seiner Seele reiche Tiefe sehn.  
Doch ehrend ist's, wem dieser Mann Vertrauen,  
Doppelt, wem Freundschaft er entgegenbringt.  
In ihm sind starkes Ehrgefuehl und Klugheit  
Vereint in einem Mass, das selten ist.
- K.: Ich freu mich ueber Deine gute Meinung  
Von Ortensburg mehr, als Du ehnen kannst.  
Bring ihn hierher, ich hab' mit ihm zu sprechen.  
(Kageneck ab)
- Die Einfalt hat ein sicheres Gefuehl  
Fuer das, was wahr und wertvoll ist im Menschen.  
Weiss Ortensburg etwas von Hochverrat,  
Ist er gar selbst an dem Komplott beteiligt,  
Dann kann gewiss er's mir verbergen nicht.  
So klug er sonst auch ist, Verstellung ?  
Liegt nicht in seiner aufrechten Natur.  
Zu sehr ist Deutscher er, als dass er's koennte.  
Der welsche Kanzler aber kann es wohl.  
Doch tauscht vielleicht er mehr noch als die andern  
Sich selbst. Allein, wer waere hirvon frei?  
Sich selbst erkennen, nennen Philosophen  
Die erste Pflicht, doch ist's die Schwerste auch.  
Das ist das Zeichen wohl des g r o s s e n Menschen,  
Dass nie er an sich selbst zu zweifeln braucht  
Ja unverrueckbar weiss, was ihm Bestimmung.  
Ja, haett in allem Ezzelino Recht  
Und fielen alle meine Diener ab,  
Nicht duerft es mich in meiner Bahn beirren,  
Vermehrend wuerd es nur die grosse Einsamkeit,  
Die seit dem Tode Hermanns auf mir lastet.  
Deshalb gilts mir so viel, was Ortensburg

K.: Mir sagen wird. Vielleicht hab ich zuletzt zu selten  
Mich seines klugen, treuen Rats bedient.

(Kageneck tritt ein)

Du kommst allein?

Ka.: Ich komm mit schwerer Kunde.

Wollt Gott, mein Auge haett nicht muessen sehn,  
Was es soeben Schreckliches erblickte.

Graf Ortensburg hat mit dem eignen Schwert,  
Vor wenig Stunden nur, sich selbst getoetet.

K.: Dann ist es also wahr! - Auch Ortensburg?

Was glaubst Du, dass der Grund wohl seiner Tat sei?

Ka.: Ich kenne gut genug ihn, um zu wissen,

Dass seinen Ehrenschild er nicht entehrt.

Er ist, mein Kaiser, in den Tod gegangen,

Nicht weil er eine schlechte Tat getan,

Vielleicht weil er, fortlebend fuerchten musste,

Das Leben moechte fordern solche Tat.

Vielleicht aus Pflichten, die sich widersprechen,

Hat keinen andern Ausweg er gesehn.

K.: Du brauchst sein Handeln mir nicht zu erklæeren.

Es liegt vor Augen offen mir und klar.

Er konnte deutlicher zu mir nicht reden,

Als er es durch sein Sterben nun getan.

Wenn schmerzbewegt um ihn ich Trauer trage,

So gilt dem Mann, um den der Brave starb,

Des Herrschers ganzer, doppelt heisser Zorn.

Beh!, Kageneck, und sag dem Ezzolino,

Dass ich ihm nun den Petrus uebergebe,

Dass er venehm ihn nach seiner Art.

Ka.: Ich eile, den Befehl, Herr, auszufuehren.

(ab)

K.: Der Ortensburg wollt mir nicht laenger dienen  
Und stuerzt sich deshalb in das eigne Schwert.

(K.): Den Petrus trieb der gleiche Grund und Wille,  
Doch dacht er mir den Tod zu durch sein Gift.  
So darf ich um den einen ehrlich trauern,  
Den andern streich ich aus dem Herzen aus.  
Fuer ihn gibt es von mir nur eins: Vernichtung.

## 7. Szene

(Petrus von IRVEA, EZZELINO, Diener, Offizier :  
Burgzimmer)

Pi: (allein)

Dass immer wieder ich dem Bann verfalle,  
In dem der Kaiser mich seit Jahren haelt,  
Ich such dem Zauber mich zu widersetzen,  
Doch ganz vergeblich mache ich mich stark,  
Es will die Stimme mir nicht mehr gehorchen  
Und sagt nicht das, was ich vorher gedacht.  
Die Hand wird ungehorsam ihrem Herrn,  
Ballt sich zur Faust, doch greift sie nicht zum Dolch.  
Ob er wohl Argwohn gegen mich gehabt hat?  
Er war sehr herzlich, doch zu herzlich fast,  
Als dass ich nicht misstrauisch werden musste,  
Der Auftrag, den er gab, ist Probe nur.  
Wenn's mir gelingen solt, zu schliessen Frieden  
Kann man genau so des Verrats mich zoihn,  
Wie wenn ergebnislos zurueck ich kehre.  
Fuer den Verdacht sorgt Ezzelino schon,  
Sein boeser Geist, der doppelzueng'ge Schurke.

Diener: Graf Ezzelino.

(Ezzelino und Offizier treten ein)

Ezz.: Goh' nur, ist schon gut.

(Diener ab)

Ich warte gar nicht ab, ob ich willkommen.  
Vielleicht verschloesst Ihr sonst vor mir die Tuer.  
Gern seht Ihr sicher nicht mich Euch besuchen....

P.: Ihr wisst genau, wie viel uns beide trennt.  
Doch haett ich niemals Euch die Tuer gewiesen.

Ezz.: Zwecklos waer auch gewesen der Versuch.

(zum Offizier)

Stellt Euch dort auf, dicht hinter diesem Manne,  
Und lasset niemals aus dem Auge ihn,  
Wenn seine Hand fasst in den Rock verdaechtig,  
Wenn er sich ploetzlich auf mich stuerzen will,  
So wisst Ihr wohl, was Ihr mit ihm zu tun habt.

P.: Was soll das heissen? Ist dies ein Verhoer?

Ezz.: Das wird sich erst aus dem Gespraech ergeben.  
Zunachst ist es ein Akt der Vorsicht nur.  
Man weiss nie, wie sich ein Gespraech entwickelt,  
Und was Euch Euer heisses Blut gibt ein.

P.: Ich muss dagegen schaerfstens protestieren,  
Dass Ihr in dieser Form behandelt mich,  
Ich werde gleich beim Kaiser Klage fuehren..

Ezz.: Das wuerde herzlich wenig helfen Euch,  
Auch spracht Ihr ja erst heute mit dem Kaiser.  
Habt Ihr ihn da nicht schon gewarnt vor mir:  
Ich Unhold wuerd ihn in den Abgrund fuehren,  
So koennt es wirklich nicht mehr weiter gehn?.

P.: Hat Euch der Kaiser selbst das mitgeteilt?

Ezz.: Zu gebt Ihr wenigstens, dass wahr ich spreche.

P.: Er hat auf meine Warnungen gehoert,  
Und ist dem Rat gefolgt, den ich gegeben.

Ezz.: Wollt als sein Unterhaendler Ihr zum Papst?

P.: Nein, zu den Staedten des lombard'schen Bundes.



Ezz.: Liess ich Euch ziehn, Ihr kaemet nie zurueck.

P.: Wie koennt so Unerhoertes Ihr behaupten?

Ezz.: Ward Euch der Boden hier nicht etwas heiss?

P.: Worauf Ihr abzielt, kann ich nicht verstehen.

Ezz.: So muss ich also reden deutlicher.  
Habt Ihr mit vielen letzthin nicht geredet,  
Verbreitend tiefe Unzufriedenheit,  
Zersetzend\_Glauben, Treue und Gehorsam,  
Obwohl des Kaisers Kanzler selbst Ihr seid?

P.: Um ihn und um das Reich trieb mich die Sorge.

Ezz.: Wer schuetet seine Sorgen jedem'aus?

P.: Ich ward von vielen staendig angesprochen,  
Und mochte, gab ich Auskunft, luegen nicht.

Ezz.: So saget doch, wenn ich Euch nun anspreche,  
Die ganze bittere Wahrheit auch zu mir.

P.: Ihr seht es ja, ich bin zu Euch ganz offen.

Ezz.: Ob ganz, das werden, Petrus, wir erst sehn.  
Ihr seid mit unsrer Lage nicht zufrieden.

Ezz.: Da sie nur e i n e Niederlage ist,  
Waer ein Verraeter ich, waer ich zufrieden.

Ezz.: Ihr gebt allein dem Kaiser nur die Schuld,  
Dass wir in diesen Dreck hineingeraten?

P.: Ihr scheint zu leugnen, dass er Kaiser ist.  
Ist er's, muss er Verantwortung doch tragen.

Ezz.: Ist Schuld er, gibt es doch ein Mittel nur.  
Will nachhaltig die Lage man verbessern?

F.: Gewiss, der Kaiser muss die Fehler sehn,  
Die er begeht, und kuenftig sie vermeiden.

Ezz.: Schien nicht zu ungewiss Euch dieser Weg?  
Schien's sichrer nicht, den Kaiser zu beseit'gen?

F.: Es muss die Folge Eures Berufs,  
Dass, wenn ein Mensch nicht handelt wie wir moechten,  
Als Besserungsmittel Ihr nur seht den Mord.

Ezz.: Ich hab von Mord bisher kein Wort gesprochen.  
Doch freilich hat mich mein Beruf gelehrt,  
Das Aeusserste von jedem anzunehmen.

F.: Wie arm seid Ihr, wenn Ihr nur eine seht  
Der zahl- und grenzenlosen Moeglichkeiten,  
Die jede Seele, jedes Leben baut.

Ezz.: Doch geh mit diesem Mangel ich sehr sicher.  
Jetzt aber, Petrus, weicht mir nicht mehr aus.  
Wie wolltet Ihr des Kaisers Schuld bericht'gen?

F.: Ich sagt es schon, er muss sie selbdr sehn,  
Die Ursach' muss man heilen, nicht die Folgen.

Ezz.: Das war die Ansicht von Graf Ortensburg.  
Ihr Hattet, glaub ich, eine andere Meinung.

F.: Und welche andere Meinung sollt das sein?

Ezz.: Ich sagt es schon, den Kaiser zu beseit'gen.

F.: Ich brauch nicht zu beweisen meine Unschuld.  
An Euch ist's zu beweisen den Verdacht,

Ezz.: Genuegt es Euch, wenn ich Euch wiederhole.  
Was Ihr mit Ortensburg spracht Wort fuer Wort?

- F.: Wie wollt Ihr denn, wie ich es leugne wissen,  
Wie wirklich das Gespräch gelaundet hat?
- Ezz.: Die Waende haben feine Ohren, Kanzler,  
Und teilen woertlich mit, was sie gehoert.
- F.: Ihr koennt doch solch Verdacht nicht darauf gruenden,  
Was zutrug Euch ein horchender Spion?
- Ezz.: Ich koennt es schon. Doch geh ich doppelt sicher;  
Erkennt das Zeugnis Ortensburgs Ihr an?
- F.: Sein Zeugnis ich? Was wollt Ihr damit sagen?
- Ezz.: Nun, dass schon alles zugab Ortensburg,  
Worauf von Euch ich noch auf Antwort warte.
- F.: Das glaube ich Euch nicht, das kann nicht sein.  
Stellt mich, ich fordre's, ihm gleich gegenueber.
- Ezz.: Wenn Ihr das fordert, zeigt Ihr deutlich nur,  
Dass Ihr schon wisst, er ist nicht mehr am Leben.  
Sonst wuerdet Ihr, mein ich, vorsicht'ger sein.
- F.: Ich ahnt es nicht, Wann, wie ist es geschohen?
- Ezz.: Sollt wirklich nur der Kanzler wissen nicht,  
Wovon man in der ganzen Burg jetzt redet?  
Vor einigen Stunden fand er seinen Tod.
- F.: So habt Ihr Teufel diesen Mann getoetet?
- Ezz.: Bewahr mich Gott. Ich wollt, er lebte noch.  
Weil er am Morde teil nicht haben wollte,  
Den Ihr geplant, stuerzt er sich in sein Schwert.  
Das ist, gebt's zu, doch ein gewichtig Zeugnis?
- F.: Ich glaube nicht daran, dass diesen Grund  
Der Graf feur seinen Tod hat angegeben.

- Ezz.: Genug! - Des muess'gen Wortspiels bin ich satt.  
Wollt Petrus, Ihr auch fuerderhin noch leugnen,  
Dass frevlen Mord am Kaiser Ihr geplant?
- P.: Ich hab ein gut Gewissen, Ezzelino,  
Ich wiederhol es Euch zum letzten Mal.
- Ezz.: Nur allzu haefig hat ein gut Gewissen  
Im fehlenden Gedechnis seinen Grund.
- P.: Ich habe, wie es meines Amtes Pflicht war,  
Die Moeglichkeiten alle ueberlegt,  
Die unsre Lage uns noch laesst zum Handeln.  
Wenn ich mit andern Menschen hiervon sprach,  
War immer es nur voellig theoretisch.
- Ezz.: Nicht hoeren will ich solche Rederei,  
Ich will jetzt klare Antwort, ob den Kaiser  
Ihr morden wolltet. Sprecht: Ja oder nein!
- P.: So will ich mich nicht mehr verhoeren lassen.
- Ezz.: Wenn Ihr Euch so nicht mehr verhoeren lasst,  
Und wenn Ihr bleibt bei Euren trotz'gen Leugnen,  
Bleibt wohl auch mir nur noch ein einz'ger Weg,  
Den ich an sich Euch sparen wollt - die Folter - .
- P.: (schreiend)  
Die Folter? Foltern? Nein, das duerft Ihr nicht,  
Das wuerde nie der Kaiser Euch gestatten.
- Ezz.: Das Schrein hilft nichts, Ihr seid in meiner Macht.  
Der Kaiser hat Euch mir ganz ueberlassen.  
Euch zu befragen ganz nach meiner Art.  
Und meine Art, die kennt ja - auch der Kaiser.
- F.: Nichtswurd'ger Schurke Du, Du luegst, Du luegst.  
Mir folgend, wandte nie er an die Folter.  
Dann sie bringt nie die Wahrheit an das Licht,

(P.): Der Mensch ist schwach mir; ist der Schmerz zu mächtig,  
Dann klagt er llegend andre an, sich selbst,  
bekennt gequält ein jegliches Verbrechen,  
Das zu gestehn der Folterknecht verlangt.  
Das kann der Kaiser nicht befahlen haben.

Ezz.: Der den Befehl mir brachte, Kagensack,  
Den kennt Ihr wohl als unverdächtigen Zeugen,  
Den Kaiser wollt kaltblütig morden Ihr  
Und jetzt beruft Ihr Euch auf seine Güte?  
Mehr Folgerichtigkeit, Herr Kanzler, und mehr Mut!  
's hat keinen Zweck, noch länger hier zu reden.  
Leutnant, zum Foltermeister mit dem Mann!

P.: (zieht den Dolch und will sich auf ihn stürzen)  
Doch vorher fährst Du, Satan, in die Hölle.  
(Offizier schlägt ihm den Dolch aus der Hand,  
Ezz. hebt ihn auf)

Ezz.: Das also ist der Dolch, verlogner Schrift,  
Mit dem den Kaiser Du hast töten wollen,  
Des Spitzes Du vorher getaucht in Gift,  
Mit dem Du nun, Du hassgeschwollne Vyper,  
Auch mir den raschen Gifftod zugeacht.  
's ist höchste Zeit, den Kopf Dir zu zertreten,  
Bevor Du Bess're in die Ferse stichst.  
Willst Du verstockt noch immer weiter leugnen?

P.: Nein, ich bekenne alles, was Du willst,  
Den Mord an Kaiser, Majestätsverbrechen,  
Den Mord an Dir, natürlich Hochverrat -  
Was willst Du sonst von mir noch Weitres hören?

Ezz.: Jetzt also ist die Zunge Dir gelöst.  
Hätt'et frischer Du Dich schon bequem zum Sprechen,  
So hätten wir nutzlos Gespräch gesperrt,  
Das manchmal beinah etwas hitzig wurde.  
Doch glaub ich, dass Du mir zugeben mußt,  
Dass doch die Folter etwas wert, Herr Kanzler.  
Die Angst vor ihr genuegt schon, Renitenten,

- 111 -

(Ezz.) Wie Du es warst, den Mund rasch aufzutun.  
 Führt den Verbrecher schleunig ab, Leutnant!  
 Sperrt ihn in das Verlies, das ich genannt,  
 Ihr steht mit Eurem Kopf mir dafür grade  
 Dass er nicht flieht, sich auch kein Leid antut,  
 Dass niemand mit ihm spricht, als nur der Waerter,  
 Bis man ihn holt, zu geben ihm den Tod.  
 (Offizier führt Petrus ab)  
 Ich muss zum Kaiser ketzt, ihm zu berichten.

## 8. Szene

(Kaiser FRIEDRICH, EZZELINO : Kaiserzimmer)  
 Ezz.: Ich habe, wie Ihr mir befohlen liesst,  
 Den Kanzler Petrus nach Gebuehr vernommen.  
 Erst stellt alles er ganz Harmlos dar,  
 Was ueber Euch er je besprach mit andern.  
 Es trieb die Sorge ihn, die Pflicht des Amts,  
 Das Moegliche zu pruefen theoretisch,  
 Und was dergleichen frommer Sprueche mehr,  
 Bis schliesslich ich ward' etwas ungeduldig,  
 Und eine schaeerfre Tonart wandte an.  
 Da fiel er aus der Philosophenrolle  
 Und zeigte seine waehrere Natur.  
 Er wollte mit dem Dolch sich auf mich stuerzen,  
 Den schlug der Leutnant rasch ihm aus der Hand.  
 Der Dolch ist's, mit dem er Euch toeten wollte,  
 Er trug ihn bei sich, als er mit Euch sprach.  
 Beruehrt ihn nicht, vergiftet ist die Spitze,  
 Wen sie nur ritzt, der ist des Todes gleich.  
 Ich brachte mit im Kasten eine Ratte,  
 Seht, leis nur mit dem Dolch beruehr ich sie,  
 Nun tobt im wildem Schmerz sie rings im Kreise,  
 Schon faengt sie an zu taumeln. seht - und jetzt  
 Faellt sie in Zuckungen - da liegt sie starr nun  
 Und ruehrt, verendet schon, nicht mehr ein Glied.  
 Wie diese Ratte, wollte Euch, mein Kaiser,  
 Der Petrus senden in den schnellsten Tod.  
 Als ich ihm diesen Dolch nun abgenommen,

(Ezz.:) Da brach zusammen klaglich er sogleich  
 Und hat dann hemmlos alles eingestanden,  
 Den Mord, den er geplant, den Hochverrat.  
 Die Tat ist klar, jetzt fehlt nur noch die Strafe.  
 Ich schlage fuer ihn vor den Feuertod.

Pause

Ihr schweigt und starrt noch immer auf die Ratte?  
 Was ist fuer Petrus Strafe Eur Geheiss?

K.: (ausbruehend)  
 Man reisse ihn durch Pferde in vier Stuecke  
 Und werf' ins Feuer, was von ihm dann blieb,  
 Und streue seine Asche in die Winde!

Ezz.: Es wird genau geschehen, wie ihr befiehlt.

### 9. Szene

(Petrus, Gefaengniswaerter : Gefaengnis)  
 P.: (allein)  
 Das also ist das Ende, kahle Waende,  
 Sechs Schritt von einer zu der andern Wand.  
 Bald tausch' ich diesen Raum mit einem engern,  
 Der ewig diesen Leid dann gibt die Ruh'.  
 Wenn rasch nur waer der Uebergang zur Ruhe!  
 Ich fuerchte nicht den Tod, allein den Schmerz,  
 Und dass die Haltung ich dann nicht bewahre,  
 Unwuerdig Schauspiel werde fuer das Volk.  
 Entsetzlicher Gedanke, wie der Poebel  
 Sich gierig gaffend um die Richtstatt draengt  
 Und jede Miene, jeden Schrei belauert  
 Den letzte Qual dem Sterbenden entpresst,  
 Neugierige Muetter auch den Kindern zeigen:  
 Das ist der Kaisermoerder seht den Schuft,  
 Jetzt wimmert er, ha, dass es auch den Grossen  
 In Todesqual nicht anders geht wie uns.  
 Koennt' ich sie um dies Schaustueck nur betruegen!  
 Doch nahm man hoenisch mir das Letzte ab,

(P.:) Mit dem ich faende den ersuchten Tod.  
 Kein Strick, kein Haken bleibt, mich zu erhaengen,  
 Kein Werkzeug, um zu oeffnen meinen Puls.  
 Die Naegel selbst hat man mir abgeschnitten,  
 Dass ich die Adern nicht zerkratze mir.  
 Und schliesslich legte man mir an die Fessel,  
 Die, frei mich zu bewegen, klirrend hemmt.  
 Es bleibt mir nur, den Kopf hier zu zerschmettern,  
 Ihn rennend gegen diese Steinenwand.  
 Doch fehlt, um dadurch mir den Tod zu geben,  
 Die Kraft nicht nur allein, mir fehlt der Mut.  
 Schwer ist des Menschen Herz oft zu begreifen;  
 Auch wenn es sich inbrunstig waenscht den Tod,  
 Scheut es den Schmerz, der ihm die Tore oeffnet,  
 Und schleppt so fort verhassten Daseins Last.  
 Den Schluessel hoer' ich knirschen, 's ist der Waerter -  
 Soweit das moeglich ist in diesem Amt, ein M e n s c h -  
 Der mir der letzten Tage Qual erleichtert.

W.: Nun bringe ich Euch wieder mal das Essen. Ihr duerft es  
 aber nicht stehen lassen, wie gestern. Es ist eine gute  
 Suppe heute. Sehr kraeftig ist sie nicht, aber das braucht  
 Ihr ja auch nicht mehr.

P.: Nehmt sie nur wieder raus; ich kann nichts essen.

W.: Das ist nicht recht von Euch, Herr Kanzler. Essen und  
 Atmen gehoert zum Leben. Und solange der Mensch atmet,  
 soll er daher auch essen. Die Zeit kommt frueh genug,  
 wo er im Grabe liegt und nichts mehr kriegt.

P.: Waere es nur erst soweit!

W.: Nein, das duerft Ihr nicht auch sagen. Mann soll fuer  
 jede Stunde dankbar sein, wo man noch am Leben ist, auch  
 hier in diesem Loch. Man fuehlt doch seine Glieder noch  
 und denkt seine Gedanken. Hat sich die Tuer erst mal  
 geschlossen, hinter der wir nichts Genaueres wissen, dann  
 ist es auch zu Ende. Bloss nicht zu frueh sterben wollen.



- P.: Ich hab' keine Freude mehr an meinen Gedanken.
- W.: Das mag nun ja bei den grossen Herren anders sein, als bei unsereinem, dass sie nicht gern an ihre eignen Gedanken denken. Das weiss ich ja nicht.
- P.: Wisst Ihr wenigstens, wann und wie die Hinrichtung stattfinden soll.
- W.: Wann sie sein soll, habe ich noch nicht rausgekriegt. Vielleicht ist es noch nicht bestimmt. Aber wie es gemacht werden soll, das habe ich schon gehoert, erst Vierteln, dann verbrennen.
- P.: Vierteln? Das kann doch nicht wahr sein. Damit will man mich nur wieder schrecken.
- W.: Nein, nein, das ist bestimmt wahr. Ist aber alles nicht so schlimm, Herr Kanzler. Manchmal dauert es allerdings ziemlich lange. Ist es kraeftiger Mensch und die Pferde sind faul, dann kriegen und kriegen sie die Glieder nicht auseinander, als ob so ein armer Mensch haeter, als ein Baumstamm waere. Das ist dann eine schreckliche Wuergerei, dann stehen die Pferde wieder still, wenn er schon halb durch ist oder ein Pferd geht ab mit einem Arm und dann geht's gar nicht mehr weiter.
- P.: Hoert auf, hoert auf, das kann ich nicht anhoeren.
- W.: Bei Euch, Herr Kanzler, geht das ja ganz anders. Da sorgen wir schon dafuer. Die Pferde kriegen ordentlich Hafer und muessen ein paar Tage stehen, dass sie richtig mutig sind. Dann kriegen sie ein paar uebergezoegen, und, passt auf, dann geht's wie Butter. Nein, da braucht Ihr Euch nicht zu aengstigen. Das geht viel schneller als Verbrennen. Das kann manchmal fuerchtbar lange dauern, vor allem, wenn sie kein troecknes Holz genommen haben und der Mensch dann so langsam geroestet wird. Nein das ist nicht schoen.

- P.: Warum gibt man den Menschen denn nicht den raschen Tod durch den Strang oder das Schwert?
- W.: Ja, das sagen nun immer die Herren, die selbst dran sind. Aber solange sie an der Macht sind, da denken sie anders darueber. Und da ist ja auch eine ganze Menge dafuer zu sagen. So ein rascher Tod ist viel schmerzloser und schneller als der Tod an einer Krankheit im Bett. Und dann ist es doch eigentlich eine Wohltat und keine Strafe. Und Strafe muss es ja doch sein.
- P.: So haelst Du alle, die hier im Kerker sind, fuer schuldig?
- W.: Herr, darum kuemmere ich mich nicht. Ich weiss nicht was sie getan haben, ich frage nicht, warum die es getan haben. Ich weiss nur, wer in diesen Kerker kommt, der hat nur noch ein paar Tage zu leben. Das ist hier ein Uebergang zwischen dem Leben, das sie bisher gefuehrt haben und dem Grabe. Und glaubt nur, die grossen Herren, die trennen sich schwerer vom Leben, als der geringe Mann. Der hat vom Leben wenig gehabt und sagt sich: Vielleicht wird's drueben besser. Aber die grossen Herren, die haben es gut auf der Erde gehabt, und sie haben meist auch einen staerkeren Zweifel, ob es drueben wirklich so schoen sein wird, wie es immer heisst.
- P.: Glaubst Du denn an ein Jenseits?
- W.: Ja, Herr, das weiss man ja nun nicht genau. Wenn es wirklich einen Himmel gibt, dann wird man schon hineinkommen, wenn man hier redlich seine Pflicht getan hat. Aber ob es einen gibt, das wird man doch erst nach dem Tode sehen. Aber so tu' ei brav meine Pflicht, und die ist, auf die Gefangenen zu achten, dass sie sich kein Leid antun und ihnen den Uebergang leicht zu machen. Und da unterhalte ich mich dann gerne mit

- 116 -

(W.): ihnen, da vergeht mir die Zeit und ihnen auch. Aber jetzt musset Ihr essen, Herr, sonst wird die Suppe ganz kalt. Ich hab' nicht schon zu lange hier aufgehalten. (ab)

P.: Wie in der Trostlos trueben Einsamkeit,  
Die mich umfaengt, selbst eine solche Stimme  
Den Sinn beleben und erleichtern kann.  
Fuer diesen Mann den Schrecken hat verloren  
Der Tod selbst in der fuerchterlichsten Art.  
Er spricht vom Feuertod und vom Viertöten,  
Als ob's das Einfachste Geschehen sei.  
Die Pferde fuettert man nur etwas besser,  
"Dann geht's wie Butter", sagt er; schaudervoll,  
Doch nimmt dadurch den Dingen er den Schauder,  
Der sie umhuellet in unserer Phantasie.  
Was konnte ich auch anderes erwarten,  
Als was der Kaiser mir hat zugedacht.  
Waer' ich noch Kanzler und ein Anderer haette  
Mit Dolch und Gift zu morden ihn gesucht,  
Ich haette auch die gleiche Todesart  
Als Strafe fuer den Frevler vorgeschlagen.  
Wie sagt der Waerter?: Sind die Herrn selbst dran,  
Dann denken ueber Strafen sie gelinder,  
Ja, Petrus, Du muest durch dasselbe durch,  
Das unbedenklich auferlegst Du Andern.  
Wenn andre es ertragen ohne Laut,  
Willst Du, der Kanzler, ihnen drin nachstehen?  
Und ist eine Suchne nicht fuer Schuld,  
Die mannigfalt' und gross Du hast begangen?  
Nicht fuer die letzte, sie bereu' ich nicht,  
Vielmehr die Tat n i e h t ausgeuehrt zu haben,  
Aus Schwachen neu verzaubert von dem Mann,  
Dem ich so lang' nicht widerstehen konnte,  
Das ist Versaumnis, die ich tief bereu'  
Doch andre Schuld steht auf aus langen Jahren:  
Nie habe ich gedacht der Angst und Qualen,  
Die viele trefen nur durch meinen Spruch.

(P.:) Doch war es nicht das Mitleid, das mich trieb,  
 Es war allein der Klugheit Ueberzeugung,  
 Dass Folter nicht die Wahrheit bringt an's Licht.  
 Nie raubte mir den Schlaf ein Todesurteil,  
 Ich hielt mich' wohl fuer streng, doch fuer gerecht.  
 Dass mir die Guete fehlte, dass die Gnade,  
 Der Hochgestellten schoenstes Attribut,  
 Ich nicht gekannt, nicht habe trauefeln lassen,  
 Dafuer erleid' ich nun in bitterer Not,  
 Was ich gedankenlos liess andre leiden.  
 So nehm' ei auf mich, was mir ist verhaengt,  
 Und will mit aller Seelenkraft mich wappnen,  
 Das ich den Tod bestehe als ein Mann,  
 Ob es zum Nichts nun ist die dunkle Tuere,  
 Ob es das Tor ist in die Ewigkeit,  
 Fall ich ins Nichts, will ich von dieser Erde  
 Mit gutem Abgang scheiden, stark und stolz.  
 Und wenn ich drueben weiterleben sollte,  
 Dann wird mir Gott ein gnaed'ger Richter sein,  
 Trag ich den harten Martertod geduldig,  
 Als Suchne fuer von mir gegang'ne Schuld.  
 Hab, Waerter, Dank, dass Du die Kraft der Seele  
 Mit wieder gabst durch freundliches Geschaetz,  
 Du unbewusstes Werkzeug einer Gnade,  
 Die freud mir war und die du mich gelehrt.

- 118 -

5. A k t

## 1. Szene

(Graf KAGENECK, ENZIO : Burgzimmer)

E.: Ich hab' den Vater lange nicht gesehen,  
 Und finde ihn nun voellig hier veraendert,  
 Verschwunden seines Geist's lebendig Spruehn,  
 Dahin der Zauger seiner Heiterkeit.  
 Gebeugt, gealtert und verbittert,  
 Sucht er die Schuld an seinen Niederlagen  
 Und findet sie bei seinen Diensern nur.  
 Er sieht umgeben rings sich von Verrat,  
 Er traut nicht mehr den naechsten Mitarbeitern  
 Er glaubt nicht mehr an Treue noch an Liebe.  
 Er glaubt nur noch an seinen eigenen Stern  
 Und fuehrt den Kampf mit dem verbiss'nen Trotz,  
 Der grausig absticht von der frohen Ruhe  
 Mit der er frueher das Geschick gemeistert,  
 Mit der er jeden von uns mit sich riss.  
 Mit ihm zu glauben freudig an den Sieg.  
 Wie freute er sich sonst an offenen Worten,  
 Wenn sie nur klug aus tapfrem Herzen kamen,  
 Auch wenn sie sich mal wandten gegen ihn  
 Und Halt nicht machten vor dem Kaiserthron.  
 Jetzt herrscht um ihn gedrucktes, finstres Schweigen,  
 Und keiner wagt, vom Herzen frisch zu reden  
 In Furcht, dass, wie aus dunklem Wolkenberg,  
 Ein Blitz ihn treffe von des Kaisers Mund.  
 Was kann den Vater so gewandelt haben,  
 Dass staunend ich kaum wieder ihn erkenne?  
 War es allein des Kanzlers Mordversuch?  
 War es der Tod des edlen Ortensburg?  
 Zwar ist zu mir er unveraendert guetig,  
 Vielleicht zeigt er sogar mir doppel Liebe,  
 Doch doppelt drum sein Wesen mich erschreckt.  
 Was ist mit ihm? Sprecht offen, Kageneck.

Ka.: Seit langem unter Eures Vaters Wandlung

(Ka.:) Ein jeder von uns leidet, Koenig Enzio.  
 Sie kam nicht rasch, dem Dieb gleich in der Nacht,  
 Auch ist sie nicht erwachsen e i n e m Grund,  
 Es haben viele dazu beigetragen.  
 Sie trat zuerst beim Tod auf Koenig Heinrichs,  
 Der Kaiser gab sich Schuld an diesem Tod,  
 Im Zweifel, ob er recht mit ihm verfuhr,  
 Dann traf ihn schwer der Tod des Ordensmeisters,  
 Den stets er ansah als sein gut Gewissen,  
 Der treu den Kaiser liebte und doch nie  
 Der Warnung und des klugen Rats vergass.  
 Noch tiefer freilich hat ihn wohl erschuettert  
 Der Mordversuch von seinem alten Kanzler,  
 Vielleicht noch mehr der Tod von Ortensburg  
 Weil diesen er von Herzen hat geschuetzt.  
 Nun sitzt ein Wurm in seinem grossen Herzen  
 Und nagt an ihm und gibt ihm keine Ruhe.  
 Ihr habt's, zu jung, an Euch noch nicht erfahren,  
 Doch ist's ein ewiges Gesetz der Seele,  
 Dass wenn ein Mensch so vaellig wandelt sich,  
 Die Ursach' ist ein heimlich Schuldgefuehl.  
 Gott logte in das Herz uns seine Stimme,  
 Die warnt - und straft uns wenn wir ihr nicht folgen.  
 's ist sein Gewissen, das den Kaiser quaelte,  
 Und gegen dessen Ruf er sich verschliesst.  
 Er weiss um die Verbrechen Ezzelinos,  
 Die er gebilligt oder nicht verhindert.  
 Die vor ihm warnten hat er nicht gehoert,  
 Bis sie nun zweifelten auch an ihm selbst.  
 Und als er, ihre Warnungen nicht achtend,  
 In's Unheil immer tiefer sich verstrickte,  
 Da sahn verzweifelt keinen Weg sie mehr  
 Als Mord am Kaiser nur und Hochverrat.  
 Der diesen Frevelweg nicht gehen wollte,  
 Doch ehrlos nicht und unfrei leben moechte,  
 Der Ortensburg, gab selber sich den Tod.  
 Und immer einsamer der Kaiser ward,  
 Dass Sieger nun allein blieb Ezzelino,  
 Und alle Besseren ihm weichen mussten,

- 120 -

- (Ka.:) Das raubt dem Kaiser Freude, Mut und Schlaf.  
 Er fuchlt wohl, dass er selber traegt die Schuld,  
 Doch will er sich das nimmer eingestehn.  
 So ward aus unserm hochgesinnten Fuersten  
 Das Schreckbild des misstrauischen Tyrann.
- E.: Das habe ich gefuerchtet und geahnt.  
 Ein Zerrbild seines alten besseren Selbst  
 Ward aus dem herrlichen geliebten Vater.  
 Doch wie vermoegt ihr denn bei ihm zu bleiben?
- Ka.: Ich kann nicht Treue wechseln wie ein Hemd  
 Auch wenn sich wandelt der, dem ich sie schwur.  
 Er braucht im Unglueck grade treue Diener,  
 Sei dieses Unglueck auch von ihm verschuldet.
- E.: Habt Dank fuer Eure Treue und dies Wort.  
 Ich schactz Euch drum noch hoeker als bishor.  
 Doch wie kann man dem armen Kaiser helfen?  
 Dass er aus der Verstrickung zu sich finde?
- Ka.: Ich sehe dafuer nur noch e i n e n Weg.  
 Euch hat von allen andern er geliebt,  
 Euch liebt, Ihr sagtet selbst es, er noch heute,  
 Drum, Koenig Enzio, muesst Ihr mit ihm sprechen.
- E.: Gern taet ich's doch ich weiss nicht, och ich's kann.  
 Seht, ich stand allen solchen Fragen fern.  
 Ich hab' mich nie um Politik gekuemmert,  
 Fuer mich gab's eins nur: Das Gebot des Kaisers,  
 Dem hab' als Sohn ich und Soldat gehorcht.  
 Soll ich nun mit dem Vater reden jetzt,  
 Dann bin ich seiner Klugheit nicht gewachsen,  
 Und muelos ueberwindet er mein Stammeln.
- Ka.: Fuer das, was Ihr dem Kaiser sagen wollt  
 Ist weder Wissen noch Erfahrung not.

E.: Ich soll mit Ezzelino bei ihm sein.  
Zu neuem Kampf geht's mit dem Staedtebund.  
Dann will zurueck ich noch beim Vater bleiben  
Und mit ihm reden, wie Ihr mir geraten.

Ka.: Es schenke Gott Euch Segen und Erfolg!

## 2. Szene

(Kaiser, EZZELINO, ENZIO : Kaiserzimmer)

K.: Im Kampf mit unsren Feinden, die erneut  
So uncins sie auch seien unter sich,  
Uns zu vernichten sich vereinigt haben,  
Muss die laengst faellige Entscheidung fallen.  
Wir brauchen endlich einen grossen Sieg,  
Dass unsre Freunde uns verlassen nicht,  
Die schon beginnen, an dem Sieg zu zweifeln.  
So gab ich den Befehl, dass beide Heere,  
Die wider Papst und Bund im Felde stehn,  
Alsbald zum letzten Angriff ruecken aus.  
Es trafen ein die neuen Elefanten,  
Sie ruest ich aus mit neusten Wurfmaschinen,  
Die mir ein Sarazene jetzt erfand.  
Auf Weiten, die bisher noch nie erreicht,  
Sie Steine, Blei und griech'sches Feuer schleudern,  
Dem auch der Staerkste nicht kann widerstehn.  
Das Heer, das Rom bekaempft, fuehrst Du, mein Sohn,  
Und das die Staedte angreift Ezzelino.

E.: Nein, dieses Heer gebt mir zur Fuehrung, Vater.

Ezz.: Glaubt Ihr, dass dort mehr Rum zu holen ist?

E.: Den such' ich nicht, allein den haertren Kampf.

K.: Den wirst Du auch beim Heer des Papstes finden.  
Was sagst Du zu dem Angriff, Ezzelino?

Ezz.: Ich glaube wohl, dass es gelingen kann,



- (Ezz.): Wenn man mit geistigen Waffen ihn noch stuetzt,  
 Der Feind nimmt an, dass Ihr zu schwach geworden,  
 Um nach zwei Seiten gleicher Zeit zu kaempfen.  
 Wir nuetzen diesen Glauben listig aus  
 Und streun die Nachricht aus im ganzen Volk,  
 Dass mit dem Papst zum Kampf Ihr angetreten.  
 Dann fuehlen sich die Staedter voellig sicher,  
 Doch heimlich und bei Nacht marschierend nur,  
 Fuehrt' unser Heer zum Angriff ich heran,  
 Das ueberraschend dann im Morgengrauen  
 Die Ahnungslosen voellig ueberrumpelt,  
 Und wo verzweifelt sie noch Widerstand  
 Zu leisten suchen, da zerspreng' ich sie  
 Mit Elefanten und dem grich'schen Feuer.  
 Das gibt ein Blutvergiessen ohnegleichen,  
 Von dem sich nie der Staedtebund erholt.
- K.: Der Plan ist gut, was sagt dazu mein Sohn?
- E.: Der Plan ist ueberklug und wird drum scheitern,  
 Es bleibt ein solcher Anmarsch nicht verborgen.  
 Von Spahern ist umgeben unser Heer,  
 Die unsern Feinden melden jeden Schritt.  
 Sie werden selbst des Angriffs Stunde wissen,  
 Und, Ueberraschung heuchelnd, scheinbar fliehen,  
 Bis, heiss den Feind verfolgend, unser Heer  
 Beim Fluendern ihrer Lager sich zerstreut  
 Und so ihm laeuft in die bereite Falle,  
 Ein Blutbad wird's, allein, nicht bei den Staedtern.
- Ezz.: Man soll bei Schuelern in die Schule gehn.  
 Wenn meinen Plan so klug Ihr kritisiert,  
 Dann wisst Ihr sicherlich auch einen bessern.
- E.: Wenn, wie Ihr sagtet, unsre Feinde glauben,  
 Dass wir nicht nach zwei Seiten kaempfen koennen,  
 Dann sind sie leider nur zu sehr im Recht.  
 Wir muessen rechnen mit der Wirklichkeit.  
 Was nuetzt's, in Illusionen sich zu wiegen?

(E.): Wenn wir mit ganzer Kraft angreifen wollen,  
 Dann reicht sie nur fuer e i n e Stelle aus.  
 Ihr habt mich selber, Vater, stets gelehrt,  
 Es sei das oberste Gesetz fuer Feldherrn,  
 Dort stark zu sein und Schwerpunkt dort zu bilden,  
 Wo die Entscheidung man des Krieges sucht.  
 Und jede Truppe, die am Schwerpunkt fehlt,  
 Ist falsch am Platz an jeder andern Stelle.  
 Wenn erst e i n Feind vernichtend ist geschlagen,  
 Der zweite wird vom Sieger leicht besiegt.  
 Drum lasst uns kaempfen mit geballter Wucht,  
 Da, wo den Sieg am noetigsten Ihr braucht.

Ezz.: Der junge Herr spricht wie ein Kriegsprofessor,  
 Fuer Lehren in der Strategie bin ich stets dankbar.  
 Doch unterschaezt er, die Erfahrung fehlt,  
 Des Krieges allerwichtigstes Moment.  
 Und dieses ist nun mal die Ueberraschung.  
 Ich mach' mich stark, die Spaecher an der Nase  
 Solang herumzufuehren stets im Kreis,  
 Bis sie verlieren ganz die Uebereicht.  
 Auch heutigen Tage kann Ueberraschung gluecken,  
 Wenn man Scheinmarseche macht und andre Listen,  
 Die dem Erfahrenen ngr sind bekannt.  
 Ich nehm' es Koenig Enzo abel nicht,  
 Dass er mit meinem Plan sich nicht befreundet,  
 Ihm fehlen dafuer die Voraussetzungen.

K.: So leicht kannst Du das widerlegen nicht,  
 Es liegt viel Sinn in dem, was Enzo sagt.  
 Wen wuerdest Du, mein Sohn, zuerst angreifen,  
 Wenn Deinem Plane ich den Vorzug gaebe?

E.: Das koennt Ihr, Vater, nur entscheiden selbst.  
 Den Papst koennt nie gewinnen Ihr als Freund  
 Er bleibt im Kampf, auch wenn den Bund Ihr schluoget.  
 Der Staedtebund ist in sich selbst gespalten,  
 Der wankt und schwankt, wenn Ihr den Papst besiegt.  
 Doch ist das sicher nicht, es k a n n nur sein.

- (E.:) Spricht dies dafuer, den Papst erst anzugreifen,  
 So spricht die gressre Macht des Bunds dagegen,  
 Da es nicht gut ist, wenn des staerk're Heer  
 Des Feindes Ihr in Eurem Ruecken habt,  
 Das stets dem Papste koennt zu Hilfe eilen,  
 Und so Euch in die Zange nehmen wuerde.
- Ezz.: Das zu verhindern, gibt's ein Mittel wohl,  
 Den Terror gegen eine Einzelstadt.  
 Stuerzt Euch auf eine Stadt, zerstoert sie gruendlich,  
 Kein Haus bleibt stehen und kein Mensch am Leben,  
 Dann ist so schreckverstoert der Staedtebund,  
 Und jeder fuerchtet so fuers eigne Heim,  
 Dass zu marschieren sie nicht wagen werden.  
 Von Furcht gefesselt, bleiben still sie stehen.
- E.: Und schliessen mit dem Kaiser Frieden nie.  
 So kann man nie beendigen den Krieg,  
 Der Rat, mein Vater, ist nicht nur unmenschlich,  
 Er fuehrt Euch schliesslich auch in das Verderben.
- Ezz.: Der junge Koenig kennt die Menschen nicht,  
 Er gibt dem weichen Herzen noch Gehoer.  
 Das mag wohl menschlich Wert sein hoher Achtung,  
 Nur kann kein grosses Reich man so regieren.  
 Man meldete mir kuerzlich eine Stadt,  
 Die in den Lieferungen saeumig war.  
 Ich ritt hinein, von Wen'gen nur begleitet,  
 Die Leute standen finster in der Strasse,  
 Und gaben mir sum Willkomm' keinen Gruss.  
 Nur lustig, rief ich, tanzt wie diese da!  
 Und griff mir aus der Menge raus zehn Kerle  
 Und knuepfte auf sie an den naechsten Baeumen.  
 Da war Bewegung in der Masse gleich,  
 Da ruehrte sich zum Grusse jede Hand,  
 Und wie die oben in den Baeumen schwangen,  
 So regten unten froehlich sich die Leute.  
 So muss man sie behandeln, und seitdem

- E.: Köennt Ihr Euch, Vater, noch darueber wundern,  
Dass alle Staedte wider Euch im Bunde  
Und Euch bekaempfen als den Antichrist?  
Das ist das Ezzelino Werk und Schuld.
- Ezz.: Ich lasse solche Sprache mir nicht bieten,  
Auch wenn der gruene Junge Euer Sohn ist.  
Er leistete noch nicht genug fuer Euch,  
Als dass er mich, dessen Verdienst Ihr kennt,  
Beschuld'gon duerfte in so heft'ger Weise.
- K.: Dem Aeltern bist Du Achtung schuldig, Enzio,  
Und musst die Schroffheit Deiner Sprache maessgen.

E.: Auch wenn es nur die reine Wahrheit ist?  
Seit wann ist sie verpoent am Kaiserhof?  
Ich habe Ezzelino nicht beleidigt,  
Ich habe nur gesagt und wiederhol' es,  
Dass er die Schuld an Eurer Lage traegt  
Durch Taten, deren er sich hier noch ruehmt.

K.: Lass beide uns allein, Graf Ezzelino.  
Ich hab' mit Koenig Enzio zu sprechen.  
Doch erst hoer fuer den Angriff den Befehl!  
Vor Rom bleibt nur ein schwacher Trupp zurueck.  
Die ganze Macht wir auf die Staedte werfen.  
Ich werde selbst das Heer zum Angriff fuehren.  
Den rechten Fluegel uebernimmt mein Sohn,  
Den linken, Ezzelino, fuehrest Du.  
Im Zentrum setz ich ein die Elefanten,  
Dass sie des Feindes Mitte rasch durchbrechen.  
Ihr aber haltet Eure Fronten duenn  
Und fuehrt dort nur ein zoegernd Scheingefecht,  
Indess des Feindes Flanke Ihr und Ruecken  
Mit aller Wucht und Tatkraft sollt bestuermen,  
Dass, in zwei Teile schon zerhackt, sein Heer  
In doppelter Umfassung wird besiegt.  
Ich setze ein hier meine letzte Karte,  
Ich muss in dieser Schleicht den Feind vernichten.

(K.): Nur grosses Wagen bringt den grossen Sieg.  
 Nun schnellstens fuchrt, was ich befohlen, durch.  
 Wir wollen keine Zeit dem Gogner lassen,  
 Noch staerker gegen unsren Sturm zu ruesten.  
 Und Eins praegt Euch in Kopf und Herzen ein, -  
 Darauf kommts an: Macht mir die Fluegel stark!

Ezz.: Auf mich koennt Ihr, wie immer, Euch verlassen  
 Doch Eurer Sohn wird erst beweisen muessen,  
 Ob Mut und guter Wille ihn ersetzt,  
 Was ihn an Koennen und Erfahrung fehlt.  
 Ich eile nun, Befehle rasch zu geben,  
 Dass schnellstens sich vollende Eurer Wille.

(ab)

K.: Was hast Du auf dem Herzen, Enzio? Sprich!  
 Nie warst Du Ezzelino gut gesinnt.  
 Allein was heute quoll aus Deinem Innern,  
 War mehr und deutete auf ernste Sorge.

E.: Ich dank' Euch, Vater, Dass Ihr liebevoll  
 Und voll Vertraun mich sprechen lassen wollt.  
 Ich habe Euch verehrt sein ganzes Leben  
 Als meinen Vater, Herrn und meinen Kaiser,  
 Ihr standet hoehrer stets mir selbst als Gott  
 Ein Wort von Euch war heiliges Gebot,  
 Und ich war gluecklich, konnt ich Euch gehorchen.

K.: Und hat sich, Enzio, das gewandelt jetzt?

E.: Ja, Vater, weil Ihr Euch gewandelt habt.  
 Euch ist der Tod von Menschen nah gegangen,  
 Die Ihr geliebt habt. Auch seid Ihr in Sorge  
 Um Kampf und Aufruhr rings in Euren Reich.  
 Euch hat undroht des Kanzlers Hochverrat.  
 Ich weiss, wie schwer das alles war zu tragen.  
 Doch alles dies allein koennt so nicht aendern  
 Das starke Herz und Euren hohen Sinn.  
 Mir ist es so, als ob ein besser Geist

- (E.): Besitz von Euren Selbst genommen hatte,  
 Ich moechte, wie einst David mit der Laute  
 Dem Koönig Saul den boesen Geist vertrieb,  
 Ihn Euch verschaeuchen durch mein Sohneswort.
- K.: Er weicht von mir, wenn Du bist bei mir, Enzio.  
 Dich liebte ich von meinen andern Soehnen.  
 In Dir ich meine eigne Jugend sah,  
 Das offne Herz fuer das, was gut und schoen,  
 Den hohen Flug, der auf zum Himmel stuernte,  
 Tief unter sich des Ird'schen Regionen,  
 Den tapfern Mut, der nicht Gefahren kennt,  
 Die Froemigkeit, die nicht an Formen klebt,  
 Der Liebe stark Gefuehl fuer edle Menschen,  
 Mein bessres Selbst, befreit von allen Schlacken,  
 Die Alltagsloben beisetzt reinem Gold.  
 Das ist das Schoenste an der Jugendzeit,  
 Dass unbefleckt man noch auf Erden geht,  
 Der Schmutz der Welt beruehrt die Seele nicht,  
 Befleckt den Fuss kaum, schreitet man hinueber.  
 Mit jedem Jahr beginnt der Schmutz zu steigen,  
 Und grade uns, die hoch im Leben stehen,  
 Bleibt Schuld nicht, noch Besudelung erspart.
- E.: Doch immer wieder kann man rein sich baden  
 Und frisch mit gutem Willen neu beginnen.
- K.: Du kennst noch nicht das Schreckenswort "Zu spaet".  
 Du weiss nicht, was "Unwiederbringlich" heisst.
- E.: Zu neuem Anfang kann es nie zu spaet sein.  
 Ach, Vater, wollt Ihr ihn nicht auch versuchen?
- K.: Und wo meinst Du, dass ich beginnen soll't?  
 Ich weiss, dass viel der Aenderung wohl bedarf.
- E.: Dann trennt Euch, Vater, von dem Ezzelino!  
 Er mag Euch treu sein, viel gedient Euch haben,  
 Doch seine Taten stinken durch das Land

K.: Es ist das Los des Mann's, der hochgestellt ist,  
 Dass wenger frei als andre er kann handeln.  
 Der Grossen Schicksal heisst Abhaengigkeit  
 Von Kreaturen, welche wir verachten  
 Und die wir doch entbehren koennen nicht.  
 Ich kenne Ezzelino nur zu gut  
 Und doch vermag ich nicht, ihn gehn zu lassen.  
 Vielleicht koennt ich als Feldherrn ihn ersetzen,  
 Es braucht der Herrscher aber einen Mann,  
 Der dunkles Geschaeft fuer ihn besorgt,  
 Mit dem man sich nicht selber will beschmutzen,  
 Und das zu tun doch einer sich muss finden.  
 Des Henkers Amt sieht man als schandbar an,  
 Und dennoch, einer muss der Henker sein.

E.: Ja, doch der Henker fuehrt den Spruch nur aus,  
 Den des Gerichtes weises Urteil faellt.  
 Ihn lasst Ihr nicht das Urteil selber finden,  
 Er bleibt ein Werkzeug der Gerechtigkeit.  
 Doch Ezzelino ist, von Euch bestellt,  
 Anklaeger, Richter, Henker, all in einem.  
 Wo das geschieht, muss Recht das Haupt verhuellen  
 Und flieht voll Abscheu die Gerechtigkeit.  
 Wo Willkuer herrscht, kann kein Vertrauen walten,  
 Und wo der Staat, der starke Hort der Schwachen,  
 Selbst die Verbrechen, die er straft, begeht,  
 Da muss sich loesen jeder Ordnung Band,  
 Da trifft der Untertanen Fluch den Herrscher  
 Und Hass verfolgt die gottgesalbte Krone.

K.: Du malst ein dunkles, grauenvolles Bild.  
 Doch siehst von e i n e r Seite Du es nur.  
 Du denkst nicht an des Abgrunds finstere Maechte,  
 Die an des Staates Fundamenten nagen.  
 Sie kannst Du nicht durch Liebe baendigen,  
 Ein schwacher Herrscher wird ihr Opfer bald.  
 Du zwingst sie nur durch eine starke Hand,  
 Die sich nicht scheut, die Mittel anzuwenden,  
 Die selber zu gebrauchen sie nicht zoegern.

- E.: Und dadurch steigt zu ihnen Ihr hinab  
 Und seid nicht besser dann, als sie es sind.  
 Versteht doch meine Bitte richtig, Vater,  
 Ich denke nicht an einen schwachen Herrscher,  
 Stark soll dem Abgrund er entgegen stehn,  
 Hart treff die Uebeltaeter seine Hand.  
 Denn keiner wird des Herrschers Strenge tadeln,  
 Wenn in der Hand sie haelt des Rechtes Waage,  
 Und offen ihr gerechtes Urteil spricht,  
 Nicht aus geheimem Dunkel Willkuer uebt.  
 Denn solche Willkuer bleibt nicht bei Verbrechern,  
 Sie greift sehr bald nach dem polit'schen Gegner,  
 Streckt dann nach dem, den sie nicht mag, die Hand,  
 Um schliesslich wahllos jeden zu bedrohen,  
 Der grade ihrer Laune Opfer ist,  
 Wie jene Zehn, die Ezzelino henkte,  
 Weil ihn die Menge stuermisch nicht begruesste.
- K.: Du weisst nicht, ob sein Tun nicht noetig war,  
 Um Angriff abzuwehren von ihm selbst.  
 Es ist die Masse eine tuecksche Bestie,  
 Die man im Zaum nur haelt durch Furcht und Schrecken.
- E.: Wohl fuerchtet Ezzelino sich mit Recht.  
 I c h bin bereit, in eine solche Stadt  
 Allein hinein zu reiten, und die Buerger  
 Mit Jubelrufen mich begruessen wuerden.  
 Ihr seid in boesem Kreislaufe verstrickt:  
 Die Ungerechtigkeit weckt Hass, Vergeltung Dir,  
 Und diese wieder fuehrt zu neuen Haerten,  
 Die frischen Hass sich rings ausdehnen lassen.  
 Aus dem Verhaengnis muesst Ihr jetzt heraus,  
 Ihr koennt's nur, wenn Ihr wechselt das System.  
 Dies aber steht und faellt mit Ezzelino.  
 Ich muss drum immer wieder auf ihn kommen.
- K.: Seitdem mein Hermann seine Augen schloss,  
 Hat niemand so zu mir gesprochen mehr.



- 130 -

(K.): Gut hast Du, Enzio, Deinen Stand vertreten  
 Und mir erwaermt das lang erstarrte Inn're.  
 Von Menschen, die ich liebe, nehm ich Rat,  
 Die an mich glauben und mein hohes Ziel  
 Und nur die Wahl der Mittel mir verargen,  
 Mit denen ich geglaubt, es zu erreichen.  
 So, Enzio, bleibe dann mein guter Geist,  
 In Dir werd' wieder ich verjuengt und gut.  
 Wenn wir im Kampf den Staedtebund vernichtet,  
 Dann trenn ich mich vom Grafen Ezzelino.  
 Du sollst mein Feldherr und Berater sein.

E.: Mein Kaiser und mein Vater, habet Dank,  
 Dass meine Bitte gnaedig ihr erfuellet,  
 Doch hat' ich nicht um meiner Selbst gebeten.  
 Ob ich des Amts, das ihr mir zugedacht,  
 Auch wuerdig bin, erweise ich im Kampf.

## 3. Szene

(Schlacht ; KAISER, KAGENECK, EZZELINO, SARAZENE,  
 OFFIZIERE)

Ka.: Das Elefantenkorps ist gut im Vormarsch,  
 Des Feindes erste Linien sind durchbrochen,  
 Er stroemt in regelloser Flucht zurueck  
 Und reisst die Stehenden in seinem Strudel mit.

K.: Gut laesst sich an des Dramas erster Aufzug,  
 Wollt Gott, dass ihm die naechsten darin gleichen.  
 Tritt unsre Infanterie zum Angriff an?

Ka.: Noch kann bei ihr Bewegung ich nicht sehen.

K.: Dann sende Reiter zu den beiden Feldherrn,  
 Das gleich sie an der Front antreten lassen.  
 Wir muessen binden rechts und links den Feind,  
 Dass er die Mitte, die schon wankt, nicht stuetzt.

(zum Sarazenen)

Bist Du es nicht, der weissagt aus den Sternen?

- 131 -

- Sa.: Den Lauf der Sterne zu beobachten,  
Ist eine Kunst, in unserm Land gepflegt.  
Die Sterne sind geheimnisvoll verknuepft  
Mit aller Menschen irdischem Geschick.  
Drum kann man wohl aus den Gestirnen lesen,  
Was sich auf Erden abspielt jetzt und kuenftig.
- K.: Da Allah doch das Schicksal festgesetzt,  
Man unentrinnbar ist in seiner Hand.  
Ist's Frevel nicht, aus Sternen es zu deuten?
- Sa.: Das Schicksal ist in Allah's Buch geschrieben,  
Er setzte fest auch den Zusammenhang,  
Dem Grossen sich und Kleines fueget ein,  
Der die Gestirne und die Menschen eint  
In seines ew'gen Willens grosses Planen.  
Das steht in den Gestirnen fest geschrieben  
Wie in den klaren Linien Eurer Hand.  
Weil gnaedig sein Gesetz er offenbart,  
Darf es der Wissende in Ehrfurcht lesen  
Und sich in Demut seinem Willen beugen.
- Ka.: Auf beiden Fluegeln sind die Truppen jetzt  
Zum Angriff auf die Staedter angetreten,  
Und an der ganzen Front wogt jetzt die Kampfplut,  
So heftig ist nun dieses Scheingefecht,  
Dass es als echten Angriff ansehen muss der Feind.
- K.: Schaerf es noch einmal ein den beiden Feldherrn,  
Dass sie den Kampf fest in der Hand behalten,  
Nicht kommt's hier an auf fluechtigen Erfolg,  
Nein, dass den Feind sie weichend nach sich ziehn,  
Inn Flanke dann und Ruecken ihm zu fallen.
- Ka.: Vorm bei den Stuermern seh' ich Ezzelino,  
Er lenkt mit Wink und Rat die Schlacht persoendlich,  
Dass sie entwickle sich, wie Ihr befahlt.  
Doch Enzio rechts sitzt regungslos zu Pferd,  
Er scheint den Augenblick nun zu erwarten,

(Ka.:) Um selber an die Spitze seiner Reiter  
Umfassend in den Feind zu brechen ein.

K.: Daran erkenn ich meinen tapfern Sohn,  
Wir muessen beiden es jetzt ueberlassen,  
Den rechten Augenblick im Flug zu packen.  
Sag jede Meldung mir und was Du schaust,  
(zum Sarazenen)

Ist es nicht menschliche Vermessenheit,  
Zu glauben, dass der vielen Kleinen Schicksal  
Im grossen Buch des Weltalls sei verzeichnet?

Sa.: Fuer Allah gibt es keinen Unterschied,  
Wir Menschen sprechen nur von gross und klein,  
Wir koennen ahnend, tastend, nur entraetseln  
In der Natur sein goettliches Geheimnis.  
Doch immer sehn die Einheit wir des Alls;  
Der Ebbe steten Wechsel mit der Flut  
Vollzieht sich nach Geheiss der Himmelskoerper;  
In gleicher Zeit, wie sich der Mond erneuert,  
Wirkt die Natur sich aus im Leib der Frau;  
Im Rythmus stets die Sonne Flecken zeigt,  
Die sich im Ring der Baeume offenbaren;  
Warum soll nicht auch zwischen den Gestirnen  
Und Menschenschicksal eine Bruecke sein?

Ka.: Jetzt, Koenig Enzo seinen Reitern winkt,  
Sein Araber traegt ihn im schnellsten Fluge  
Den Seinen weit voran dem Feind entgegen.  
Sein Goldhelm schimmert hell im Sonnenschein,  
Darunter glaenzen seine goldnen Locken,  
Ein herrlich Bild der Schoenheit und der Jugend.

K.: Dort fuehl ich reiten meine eigne Jugend,  
Mit ihm zu Pferde sitzt mein eignes Herz,  
Mit ihm die Zukunft reitet und das Glueck --  
Doch Kagenek, wie stehts bei Ezzelino?

Ka.: Er zieht jetzt langsam fechtend sich zurueck.

- (Ka.): Die Feinde dringen nach ihm ungestuem,  
Doch gab noch nicht Befehl er seinen Reitern;
- K.: So sende schnellstens einen Boten ihm,  
Dass die Umfassung Enzio schon begann,  
Drum muesse er jetzt auch anreiten lassen,  
(zum Sarazenen)  
Kannst Du das Schicksal auch des heutgen Tages  
Aus den Gestirnen lesend sagen mir.
- Sa.: Auch dieser Tag steht in dem Sternenbuch  
Und wenn ich richtig es vermag zu deuten,  
So wird er einen grossen Sieg Euch bringen,  
Doch fordert schweres Opfer er von Euch.
- K.: Kein Sieg wird ohne Opfer je erkaempft.  
Mit dieser Wahrheit muss der Feldherr rechnen.  
Allein - Du sprachst von einem schweren Opfer?  
Fuer mich gab's nur e i n Opfer, eines nur,  
Ich kann daran, ich will dran denken nicht. -  
Sag, koennen die Gestirne nicht auch irren?
- Sa.: Nie irren und nie luegen die Gestirne.  
Sie deutend kann nur irren sich der Mensch.
- K.: So kann die Weissagung auch irrig sein,  
Die eben Du prophetisch mir enthuelltest?  
Es ist gefaehrlich, - huete Dich! - dem Kaiser  
Durch falsche Kuenste in der Schlacht die Ruhe  
Zu rauben, die der Feldherr noetig braucht.  
Wem hast Du sie vor mir schon mitgeteilt?  
Sprachst Du darueber - sprich! - mit Ezzelino?
- Sa.: Mit keinem Menschen, Herr, als nur mit Euch,  
Ihr gebt zum Reden mir den Auftrag selbst.
- Ka.: Ein Offizier vom Grafen Ezzelino!
- K.: Hat den Befehl von mir der Graf erhalten?

Off.: Ich habe selber ihn mit angehoert.

K.: Und warum hat der Graf ihn nicht befolgt.

Off.: Der Graf laesst Euch durch mich die Meldung machen,  
Noch sei die Zeit nicht da fuer die Umfassung.  
Es muesse erst der Feind gebunden werden  
In heft'gem Ringen vorn an seiner Front.  
Er buerge, dass den rechten Augenblick  
Er fassen werde und den Feind vernichten!

K.: Was sagt er von des Koenigs Enzio Angriff?

Off.: Darueber gab er keinen Auftrag mir.

K.: Doch Du vernahmst es, was der Graf gesagt.  
Ich will es hoeren, sprich! Heraus damit!

Off.: Man solle, sagte er, nicht jungen Leuten  
Die Fuehrung geben, die nicht warten koennen,  
Und nicht erfahren sein im Kriegsgeschaeft.  
Den Koenig Enzio reize nur der Ruhm,  
An seiner Reiter Spitze einzuhaeuern,  
Dass sei kein Kuaststueck und das koenne jeder,  
Allein zu fuehren an der duennen Front,  
Bald auszuwaehlen, bald erneut zu stuermen,  
Auf die Minute den Moment zu waehlen,  
An dem der Flankenstoss erfolgen muss,  
Dazu sei Koennen noetig und Verstand.  
Er habe beides, und er werd's gebrauchen.

K.: Jetzt ist die Zeit nicht da fuer Neid und Missgunst,  
Ob Koenig Enzio verschnell ritt, ist gkeich.  
Er i s t geritten, drum m u s s Ezzelino  
Ihm folgen ungesaeumt jetzt, ich befehl's.

Ka.: Das Elefantenkorps, das bis zur Mitte  
Des Feindes Front vollstaendig hat zersprengt,  
Steht jetzt vor einem winz'gen Hindernis

(Ka.:) Und kommt nicht weiter. Nur ein Fluesschen ist es,  
Ein flacher Bach mehr, den man kann durchwaten,  
Doch spiegelt sich die Sonne in dem Bach,  
Die Elefanten traun sich nicht hinein,  
Der Feind hat Halt gemacht am andern Ufer,  
Aus seiner Fluucht sich wieder rasch gesammelt  
Und ueberschuettet nun mit Speer und Pfeil  
Die Elefanten, die verstoert am Bach  
Trampetend auf und nieder wandern  
Und ihren Lenkern nicht zu folgen drohen.

K.: So reit in Deiner schnellsten Gangart ab  
Und melde was Du hoertest, Ezzelino!  
Die hoechste Zeit fuer ihn fuer die Umfassung  
Des rechten Feindesfluegel sei jetzt da.  
(Offizier ab)

Wie stehts auf seinem linken Fluegel nun?  
Wie weit kam Enzio dort mit seinem Angriff?

Ka.: Er ist in Feindesruecken eingedrungen,  
Es bohrt sich seine Reiterschar stets tiefer  
Wie eine Lanze in den Gegner ein.  
An ihrer Spitze blinkt der goldne Helm,  
Die blutge Gasse bahnt sein Traeger ihr,  
Schon droht Verwirrung in der Front des Feindes,  
Der sich gefaehrdet und umklammert fuehlt.

K.: (fuer sich)

Ein schweres Opfer bringen fuer den Sieg?  
Das kann das Schicksal nicht von mir verlangen,  
Das ich das Einz'ge, was ich liebe, opf're  
Ach, koennt ich beten doch zum Christengott!  
Ich hab es in des Lebens Sturm verkernt.  
Fuer ein Gebet muss man den Glauben haben,  
Den kindlich frommen, wie ihn Hermann hatte,  
Der Berge selbst durch seine Kraft versetzt  
Und dessen schlichtes Bitten Gott erhoert.  
Ich hab ichn nicht und kann darum nicht beten,  
Und Allah's Schicksalsbuch ist unerbittlich.

(K.): Ich kann mit meinem Herzen nur begleiten  
Den kühnen Sohn auf seinem kühnen Ritt.  
(zu Kageneck)  
Lass, wie es vorne aussieht, selbst mich sehen!  
(steigt auf)  
Noch immer lassen sich die Elefanten schrecken  
Von dieses lächerlichen Grabes Schranke.  
Jenseits des Baches höhnt uns schon der Feind,  
Zieht sich die Hosen wieder vom Gesaess  
Und streckt den blanken Hintern uns entgegen.  
Euch wird das Lachen noch vergehn, Ihr Hunde!  
Und dort zur Rechten blinkt der goldne Helm  
Im dichtesten Gewuehl; brav, tapfrer Sohn!  
Schon aufgerollt ist fast der ganze Fluegel.  
Verdammt! Vom rechten Fluegel und der Mitte  
Fuehrt schon der Feind Verstaeckungen heran!  
Jetzt ist mein Sohn im Ruecken selbst bedroht!  
In Teufelsnamen, wo bleibt Ezzelino?  
Noch immer haelt die Reiter er zurueck.  
Gehorcht er selbst nicht dem Befehl von mir?

Ka.: Ein Offizier vom Grafen Ezzelino.

K.: Hab ich Dir nicht den Angriff selbst befohlen?  
Warum gehorcht der Graf nicht dem Befehl?

Off.: Nur wer des Heeres Fluegel kommandiert,  
Kann zu dem Angriff besten Augenblick  
Bestimmen; dieses laesst der Graf Euch melden.  
Die Mitte werde nicht den Kampf entscheiden,  
Dass die Dickhaeuter scheuten vor dem Bach,  
sei gleich; nur desto sichrer werde er  
Die Mitte auch vom Ruecken her aufrollen.

K.: Nimm, Kageneck, Du wieder ein den Posten,  
Das Aug in Aug ich seh den Offizier.  
(steigt ab)

Off.: (zu Kageneck)  
Der Kaiser sagte mit Graf Ezzelino,

(Off.):)Werd sich um eines Juenglings Eitelkeit  
Und Ruhmsucht noch den ganzen Sieg verscherzen,  
Doch dazu werde er die Hand nicht bieten;  
E r fuehre, wie es richtig scheine ihm.

K.: (Zum Offizier leise)  
Komm her zu mir und merk auf jedes Wort:  
Ich gebe den Befehl zum letzten Male,  
Sofort, s o f o r t, anreiten jetzt zu lassen.  
Wenn nur Sekungen zoegert dann der Graf  
So jagst zum Fuehrer Du der Reiterei  
Und gibst den Reitern den Befehl zum Angriff.  
Der Kaiser selbst hab es durch Dich befohlen.  
Greift sie nicht an in wen'gen Augenblicken  
Dann stelle Dich ich vor ein Kriegsgericht.  
Kein weitres Wort, und schone nicht Dein Pferd.  
(Offizier ab)

Die Sonne birgt sich hinter einer Wolke,  
Den Sinn verduesternd mir mit dunkler Ahnung.  
Ich wag kaum noch zu fragen, Kageneck,  
Kannst Du nicht g u t e Botschaft geben mir?

Ka.: Noch dichter schliesst sich das Gewuehl um Enzie,  
Noch staerker draengt der Feind in seinem Ruecken.  
Kaum kann ich seinen goldnen Helm noch sehen,  
So eng umschliesst ihn kaempfend Freund und Feind.

K.: Das schwere Opfer - reden wahr die Sterne?  
Ich wollte gern den grossen Sieg dran geben,  
Wenn, was ich fuerchten muss, mir blieb erspart.  
(zum Sarazenen)  
Nimmt Allah tauschend nicht solch Opfer an?

Sa.: Er aendert nichts, was einmal vorbestimmt ist,  
In seinen Willen muessen wir uns schicken.

Ka.: Des Ezzelino Reiterei griff an.  
Leicht dringt sie in des Feindes rechten Fluegel  
Und treibt ihn vor sich her wie Spreu der Sturmwind.



- (Ka.:) Jetzt holt von links Verstaerkung sich der Feind,  
Das draengende Gewuehl dort lichtet sich.
- K.: Und Enzio, Kageneck, siehst Du noch Enzio?
- Ka.: Ich sehe nirgends seinen Goldhelm mehr.
- K.: So traf mich toedlich nun des Shicksals Schlag.  
Das schwere Opfer - wahr die Sterne reden!  
Ganz dunkel wird mein Herz und wird mein Leben.
- Ka.: Verzagt nicht, Herr, wir wissen ja noch nicht,  
Ob Koenig Enzio nur vom Pferd gestuerzt,  
Ob tot, verwundet oder nur gefangen.
- K.: Nein, lieber tot, nur das nicht, nicht gefangen.  
Ich kann nicht denken mir den lichten Sohn  
In hasserfuellter Schmach Gefangenseins,  
In einem dumpfen Moderloch vergraben,  
Zu dem allein die Ratten Zutritt haben,  
Nein, nicht gefangen das nicht, lieber tot!
- Ka.: Solange wir noch nichts bestimmtes wi-ssen,  
Darf niemals man die Hoffnung, Herr, aufgeben.
- K.: Wie gern, wie gerne wuerd ich hoffen auch.  
Ich kann nicht, Kageneck, der Glaube fehlt.
- Ka.: Des Grafen Reiter koennen Rettung bringen,  
Des Feindes rechter Fluegel ist zersprengt.  
Die Elefanten, nicht geaengstigt mehr,  
Seit sich im Bach die Sonne nicht mehr spiegelt  
Und sich kein Pfeilschuss trifft vom andern Ufer,  
Gehorchen willig wieder ihren Herrn  
Und tragen zu des Feinds Vernichtung bei.  
In voller Aufloesung ist seine Mitte  
Und jetzt wankt endlich auch sein linker Fluegel.
- K.: Doch Enzio Kageneck, siehst Enzio Du?

- Kag.: Ich kann den Goldhelm nirgends mehr erspahn.-  
Jetzt wenden sich die Feinde dort zur Flucht,  
Doch zwischen ihnen maehen unsre Reiter  
Ein grauses Blutbad ist des Tages Ende.  
Ein Sieg, wie Ihr noch keinen je gehabt.
- K.: Was kann mir jetzt noch nuetzen solcher Sieg?  
(Offizier stuerzt herein)
- Off.: Wo ist der Kaiser? Ich bring wicht!ge Meldung.
- K.: So sag sie an. Von welcher Truppe kommst Du?
- Off.: Ich komm von Koenig Enzios Reiterschar.
- K.: Der Koenig lebt?
- Off.: Erlebt.
- K.: Gott sei gelobt!
- Off.: Doch ist in schrecklicher Gefahr der Koenig.  
Wir ritten an, auf seinem schnollen Hengste  
Der Koenig weit voran; durch Wald gedeckt  
Gelangten in des Feindes Ruecken wir.  
Wir brachen in den Gegener ein wie Sturmwind.
- K.: Das haben wir gesehen, die Worte spare!  
Was mit dem Koenig ist, nur das, nur das!
- Off.: Im Kampf erhielt Verstaerkung wohl der Feind  
Denn immer dichter standen seine Reihen  
Und schlossen hinter uns des Einbruchs Gasse,  
Bis wir von allen Seiten eingekreist.
- K.: Das weiss ich, sag nur, wie das Ende war!
- Off.: In dem Gewuehl zerschnitt ein falscher Staedter  
Dem Hengst des Koenigs mit dem Schwert die Sehnen,  
Der Koenig stuerzt!, die Feinde ueber ihn,  
Ein Schlag auf's Haupt ihm die Besinnung raubt.

(Off.:) Rasch auf ein led'ges Pferd sie ihn dann hoben  
Und reiten ab mit ihrer teuren Beute.  
Wir koennen uns zu ihm nicht kaempfen durch.  
Als Ezzelinos Vorstoss Luft uns schafft,  
sind mit dem Koenig laengst sie schon verschwunden.

K.: Das schwerste Opfer --

Ofzz.: Ja, so ist es Herr.

K.: Und Du, Du lebst und wagst mir das zu melden?  
Du lebst und wagst vor Augen mir zu treten?  
In Feindeshand Dein Feldherr und Du lebst?  
Als Mauer haetten Eure Leiber ihn  
Vor jeder Hand des Feindes schuetzen muessen,  
Ein Wall von Leichen muesste ihn umgeben,  
Dass niemals kann ein Feind an ihn heran.  
Ein Offizier, der heimkehrt aus der Schlacht,  
Indess' sein Feldherr ist gefangen worden,  
Kann nicht mehr Fuehrer sein. Er hat die Ehre  
Verloren und verdient daher den Tod.  
Nehmt hier den Mann in Haft! Gib ab Dein Schwert!  
Der Kopf wird ihm als Feigling abgeschlagen.

Off.: Bedenkt, Herr, dass das Moeglichste wir taten.

K.: So musstet das Unmoegliche Ihr tun!  
Fort mit ihm und lasst alle mich allein!  
Nur Du, Graf Kageneck, sollst bei mir bleiben.

(alle ab)

Nun ist die Nacht fuer mich hereingebrochen  
Nun bin verlassen, lieblos ich und alt.  
Mit ihm wollt wieder jung ich sein und gut.  
Ihn wollt ich zum Berater mir erziehn  
Und, wenn ich tot, zu meines Reichs Verweser.  
Das alles hat zerstoert der eine Schlag.  
Die Feinde haben nun ein wertvoll Pfand,  
Mein eigen Herz in ihren harten Haenden,  
Davor zerrinnt zu Nichts das Glueck des Sieges.  
Was muesst ich geben, frei zu kaufen ihn?

(K.): Die Krone selbst waer wohl der ein'ge Preis.  
Soll ich den kampflos und unttaetig bleiben,  
Indessen im Verliess der Sohn vermodert?  
Nein, dreimal nein! Mir bleibt nur eins zu tun  
Mein kuenftges Leben e i n e m Ziel zu weihn,  
Dem Kampf um ihn, den Kampf um die Befreiung,  
Und - abzurechnen hart mit Ezzelino.  
Sag, Kagoneck, - zu Dir hab ich Vertrauen,  
Du sagst die Wahrheit und Du denkst gerecht -  
Du hast mit mir erlebt den heutgen Schlachtentag,  
Was ist Dein Urteil ueber Ezzelino?  
Doch erst was sagte Dir sein Offizier?  
Ich sah es wohl, er fluesterte mit Dir.

Ka.: Es wuerde eines Juenglings Eitelkeit . . . . . t  
Und Ruhmsucht Dir den ganzen Sieg noch kosten.  
Doch dazu were er die Hand nicht bieten.

K.: War's so die Eifersucht nur und der Neid,  
Die sein Verhalten in der Schlacht bestimmt?  
War es sein Ehrgeiz, sein strategisch Koennen  
Mir im Vergleich zu Enzio vorzuhalten?  
Sah er in ihm die einzige Gefahr,  
Die ihn verdraengen konnt aus meiner Gunst?  
Wollt er ihn deshalb aus dem Wege schaffen?  
Lag diese Absicht seinem Tun zu Grunde?  
Was Du auch sagst, bedenk es wohl bei Dir,  
Denn es geht um den Kopf von Ezzelino.

Ka.: Mann kann nicht in des Menschen Seele sehen.  
Ich weiss nicht, was den Grafen hat bestimmt,  
Als heut er Eurer Weisung nicht gehorcht,  
All das mag sicher mitgewirkt wohl haben,  
Was eben Ihr an Moeglichkeiten nanntet.  
Doch seh ich klar und einfacher den Fall.  
Er hat zweimal Gehorsam Euch versagt.  
Der Tod als Strafe steht fuer Ungehorsam  
Wird vor dem Feind er in der Schlacht begangen  
Ihr koenntet das Vergoehen ihm verzeihen,  
Wenn nur dadurch er Euch den Sieg orrang.

- (Ka. :) Doch ist allein sein Ungehorsam schuld  
Dass Koenig Enzio von dem Feind gefangen.
- K. : Nun weiss ich, wie mit ihm ich muss verfahren.
- Off. : (eintretend)  
Es meldet, Herr, sich Euch, Graf Ezzelino.
- K. : Fuehr ihn herein, ich warte schon auf ihn.
- Ezz. : Mein Glueckwansch, Herr, zu diesem grossen Sieg,  
Den Eurer tapfres Herr heut hat errungen!  
Vor nichtet ist das Heer des Staedtebundes,  
Erreicht ist alles nun, was Ihr gewollt.
- K. : Du weisst genau, Du luegst mit jedem Wort,  
Da ich den Sieg bezahlt mit Koenig Enzio.  
Du traegst allein die Schuld an seinem Unglueck,  
Da zweimal heut Du mir nicht hast gehorcht.  
Auf solchem Ungehorsam steht der Tod,  
Den lass ich unerbittlich Dich erkoeiden,  
Wenn Du mir nicht befreien kannst den Koenig.  
Ich geb ein halbes Jahr Dir dazu Zeit.  
Ist in 6 Monaten der Koenig frei,  
Verzeih ich Dir, im andern Falle stirbst Du.  
(ab mit Kageneck)
- Ezz. : Du, Kaiser, wirst die Zeit nicht ueberleben,  
Dir sitzt im Herzen schon der Todeswurm  
Ich soll den gruereen Jungen Dir befreien,  
Der ueberall mir nur im Wege steht?  
Der soll verfaulen in dem Stadtverliess,  
In das gebracht ihn hat die eig'ne Torheit.  
Der Kaiser wird den Liebling nicht verschmerzen,  
Er ist vom heutigen Tag ein toter Mann.  
Doch lange schon gefiel er mir nicht mehr.  
Er wollte stets die Frucht nur des Verbrechens,  
Doch das Verbrechen selbst mir ueberlassend,  
Die Haut seines Gewissens war zu zart,  
Ierb muss sie rein, wenn einer herrschen will:

E.: So blieb er auf des Weges Mitte stehen,  
 Und Misserfolgt auf Misserfolg war die Ernte.  
 Die Zeit ist reif, ich kann ihn nicht mehr retten,  
 Willaber auch mit ihm nicht untergehn.  
 Doch seinem Auftrag gern gehorch ich noch,  
 In dem die trotzgen Staedte nacheinander  
 Ich einzeln ueberfalle und vernichte.  
 Dass sei, so sag ich ihm, der einzige Weg,  
 Durch Schrecken ihm den Liebling ~~Liebling~~ zu befreien.  
 Die Schuld buerd ich auf ihn fuer alle Greul,  
 Und rechne selber ab mit meinen Gegaern.  
 Gefuerchtet sein ist sicherste Empfehlung.  
 Lebt er nicht mehr, dann wir man suchen mich  
 Als Feldhauptmann, vielleicht sogar als Fuerst.  
 Ob ich dem Staedtband, ob Manfred diene,  
 Mir bleibt es gleich, ich diene selbst dem Papst.  
 Doch soll auch mir sich das Geschick erfuellen,  
 Will vorher ich noch Brand und Trummer legen,  
 Ein Feuer, wuerdig meines Untergangs.

## 4. Szene

(Kaiser, Kageneck, Arzt : Krankenzimmer)

Kag.: Wie geht's dem Kaiser?

A.: Soll ich sagen: gut,  
 Weil hinter ihm des Irdschen Qual bald kliegt?  
 Wollt lieber Ihr, dass ich Euch sage: schlecht,  
 Weil er nicht lang mehr herrschen wird als Kaiser?

Ka.: So habt Ihr keine Hoffnung fuer sein Leben?

A.: Ich haette Hoffnung, wenn er sie noch hat,  
 Sei Organismus ueberwaende leicht  
 Das schwache Fieber, das ihn zwang auf's Lager.  
 Der Lebenswille fehlt, der fuer uns Aerzte  
 Weit wicht'ger ist als jede Elhier.

Ka.: Spricht er, wenn nachts Ihr seid bei ihm, von Tod?

- A.: Er spricht, als sei er nicht mehr auf der Erde  
Und saeh der Menschen Treiben schon von drueben.  
Es ist, als ob sein Herz 'ne Wunde hat,  
Aus der sein Lebensblut unstillbar stroemt.
- Ka.: Die ungluecksel'ge Schlacht schlug ihm die Wunde  
Als Feinde ihm den Sohn gefangen nahmen.  
Zum To verurteilte er einen Mann  
Von Enzio's Reitern, weil er aus der Schlacht,  
Die ihm den Feldherrn nahm, zurueckkam lebend.  
Als Abens ich den Kaiser bat um Gnade,  
Sprach er : Wie Ezzelino geb ich ihm  
Die Gnadenfrist von einem halben Jahr.  
Doch wird mich, setzt hinzu er traurig laechelnd,  
Vielleicht das Schicksal rufen vor den Beiden.  
Vielleicht ist auch gerecht des Schicksals Spruch.
- A.: Doch rafft er sich nochmal zur Tatkraft auf?  
Man sieht es oft, dass grade vor dem Ende  
Die alte Kraft noch einmal wird lebendig.
- Ka.: Das Land durchzog er wie ein Feuerbrand,  
Um Koenig Enzio hetzte ihn die Angst,  
Doch als er diese Stadt, die wir belagern,  
Im ersten Ansturm nicht gleich nehmen konnte,  
Da sank von ihm die Kraft von Tag zu Tag,  
Bis ihn das Fieber auf das Lager warf.  
Doch still, er ist erwacht, ich hoer' ihn rufen.
- K.: Komm, Kagoneck, setzt Dich anmeine Seite,  
Ich habe vieles noch zu sagen Dir.
- Ka.: Fuehlt Herr, Ihr von den Schlummer Euch gestaerkt?
- K.: Mir folgen in den Schlaf nach die Gedanken,  
Die unablæssig fordernd mich bedraengen.  
Ich weich nicht den Gedanken feige aus,  
Mann soll im Sterben ehrlich mit sich sein.  
Ich weiss, ich habe vieles falsch gemacht.

(K.): Ich hab zu Grosses stets erreichen wollen  
 Und an dies Ziel gesetzt all meine Kraefte,  
 Man wird mich einen Grossen nennen einst,  
 Jedoch der Menschen grösste Krone blieb  
 Versagt mir, selber sich bescheiden koennen.  
 Nur wer sich opfern kann, hat echte Groesse.  
 Mich hat der Zauberrausch der Macht verfuehrt,  
 Dem Wollen setzt ich keine Schranken mehr,  
 Vor Warnern schloss voll Hochmut ich die Ohren  
 Und suchte nur, was ich Bestimmung nannte!  
 Das ich erreichen wollte fuer das Ziel  
 War jedes Mittel, auch das schlimmste, recht.  
 So gab ich freie Hand dem Ezzelino,  
 Auf meiner Seele lasten die Verbrechen,  
 Die er bedenkenlos und frech veruebt.  
 Jetzt wieder haeuft er ringsum Brand und Mord,  
 und bruestet sich, ich haett' es ihm befohlen.  
 Auch hierfuer muss die Schuld ich auf mich nehmen;  
 Ich wollte Enzio frei um jeden Preis  
 Und habe keine Grenze ihm gesetzt.  
 Sieh, Kageneck, so schliesst mein grosses Leben,  
 Nicht mal den eignen Sohn konnt ich erretten,  
 Die Feinde triumphieren ueber mich,  
 Die Freunde haben sich von mir gewandt  
 Und auseinander bricht, sterb, ich, das Reich.  
 Haett ich die Bauten nicht, die Burgen, Dome,  
 In die ich alle Lust und Qual des Herzens  
 Hineingebaut, in die Musik des Steins,  
 Der Pfeiler und Bogen Harminien,  
 Von meinem Leben wuerde nicht mehr bleiben  
 Was Dauer hat, als von dem grossen Herrscher,  
 Der aus den Tiefen Asiens den Sturm  
 Seiner Mongolen sandte durch die Welt. -  
 Sag keine Worte, Kageneck, des Trostes,  
 Dein Schweigen tut mir gut und Deine Treue.  
 Doch bring die Krone auf das Bett mit her.  
 (Kageneck bringt die Krone)  
 Hier liegt das gleissende Symbol der Macht.  
 Koennt ich sie dem, der nach mir kommt, doch lassen



(K.:) Frei jeder Schuld und rein von allen Flecken!  
 Jetzt lass ich ihm ein fuerchterlich Geschenk,  
 Denn keine Schuld bleibt jemals ungerecht. -  
 Ich fuehl es nun, der Tod will nach mir greifen,  
 - Ich atme schwer und stockend wird die Sprache -  
 Es wird mir schwer, der grosse Kaiser sieht,  
 Dass al sein Tun und Planen eitel war,  
 Ach koennt ich allen, die die Krone tragen,  
 Die ueber Voelker, ueber Reiche herrschen,  
 Das Eine als Vermaechtnis lassen nur,  
 Dass, wer das Schwer traegt, beug' sich vor dem Recht,  
 Dass schoenster Schmuck der Krone ist die Gnade,  
 Dass Macht zerschellt, gesellt sich ihr nicht Guete,  
 Dass nicht der Hass, nur Liebe schliesslich siegt -  
 Ach, koennt mein Leben dies den Herrschern lehren,  
 Ich haette .....

(er stirbt)

Ka.: Ihr habt nicht umsonst gelebt,  
 Mein treuer Herr, mein lieber grosser Kaiser.  
 Hier hat ein hoher Geist die Welt verlassen,  
 Hier hoert ein edles Herz zu schlagen auf,  
 Das Euch in allem Irren edel blieb.  
 Ich halt Euch, Herr, auch nach dem Tod die Treue,  
 Ich hab nur noch die eine Pflicht auf Erden,  
 Zu bringen diese Krone seinem Sohn,  
 Dem Koening Konrad, der in Deutschland herrscht,  
 Und das Vermaechtnis ihm zu uebermitteln  
 Des grossten aller Hohenstaufen.

### 5. Szene

(ENZIO : dunkles Verliess)

E.: Ich habe wieder heute Nacht getraumt.  
 Greifbar lebendig war die Jugendzeit,  
 Die Jahre, da ich frei war, da ich lebte,  
 Da ich ein Koening war; nicht eine Nummer,  
 Ein namlos Vergrabner im Verliess.  
 Ich moechte traumlos schlafen jede Nacht,

(E.!) Denn Traeume bringen Unruh in die Seele,  
Die schwer sich zur Geduld hat durchgerungen.  
Wie lang, wie lange sitzte ich schon hier,  
Liegt hünter mir das Leben meilenfern!  
Ich kann nicht Tage zaehlen mehr noch Jahre,  
Ich weiss nicht ob es Sommer oder Winter,  
Ob Tag, ob Nacht, in dieser Dunkelheit,  
Die kalt und schaurig ewig mich umfaengt.  
Jahrzehnte schon sah ich nicht mehr die Sonne  
Und hoerte nicht der Voegel lieblich Singen,  
Dies enge Loch ward meine ganze Welt.  
Wie lang, wie lange sitze ich schon hier?  
Mein Koerper sagt mir, dass ich alt geworden,  
Vom Kopfe schneeweiss mir die Kocken wallen,  
Nur stockend tun die Glieder ihren Dienst.  
Wie oft hab ich des Leibes Kraft verflucht,  
Das vaeterliche Erbteil schwab'schen Stammes,  
Das dieses Kerkerdasein ueberdauert,  
Nur selten Menschenstimme mir erklingt,  
Wenn muerrisch mal der Waerter mit mir spricht.  
Zurueck liegt es schon ganze Ewigkeiten,  
Dass voller Hohn er aller Hohenstaufer  
Furchtbaren Untergang mit mitgeteilt,  
Des grossen Vaters und der Brueder Tod,  
Das Ende Konradins auf dem Schafott.  
Verschollen und verdorben Manfreds Kinder.  
Nur ich, der letzte Reis des Heldenstammes,  
Muss weiter leiden dieses Daseins Qual.  
Wie hab ich mich entsetzlich aufgebaemt,  
Als ich lebendig einst hier ward begraben  
Und alle meine fiebernden Gedanken  
Sich rastlos draechten um den einen Punkt,  
Nur frei zu werden, gleich, um welchen Preis.  
Und dann der Schreckenstag, als mich die Freunde  
Nach langem Planene hoffnungsvoller Rettung  
In einem Fass fortzugen aus der Haft.  
Und eine goldne Locke mich verriet,  
Die aus dem Spundloch niederhing des Fasses.  
Ich konnte nicht der Locken mich entled'gen,

(E.): Weil sie der Vater doch so sehr geliebt.  
Buess ich fuer diese letzte Eitelkeit?  
Es liegt der Menschen und der Voelker Schicksal  
In steter Spannung zwischen Schuld und Suehne!  
Den Hohenstaufen ward gegeben viel,  
Begnadet waren sie vor allem Volk  
Und strahlend war ihr Gang durch die Geschichte.  
Doch eins, das noetigste von allen, fehlte ihnen,  
Das nur erwachst aus innerer Demut, Mass  
Zu halten in Gedanken und im Tun.  
Weil sie nach grenzenlosen Zielen strebten  
Und keine Bindung fuer ihr Handeln kannten,  
Schien auch Verbrechen ihnen keine Schuld,  
Das Ende war ihr ungeheurer Sturz.  
In diesen Sturz bin ich hineinverflochten,  
Haett ich auch keinen Teil an Uebeltaten.  
Wie hat mich diese Ungerechtigkeit empoert,  
Wie habe ich gehadert wider Gott,  
Bis ich erkannte, dass ja jeder Strafe  
Sich wunderbar erweist auch seine Gnade,  
Die in des Leidens Tiegel Schlacken schmilzt,  
Die unsres wahren Wesens Sein verdunkeln  
Dass frei und rein es an das Licht sich ringt,  
Und Elend zur Vollkommenheit uns bringt,  
Ich spuere nicht mehr dieses Kerkers Dunkel,  
In meinem Innern scheint die helle Sonne,  
Ich fuehle nicht das Graun der Einsamkeit.  
Ein Voegelchen singt jauchzend in der Brust.  
Mich plagt nicht Leibes Schwaeche noch Verlangen,  
Mein Geist ist drueben schon und harrt geduldig.  
Dass fuer den Koerper auch Befreiung folgt.  
Gott geb', dass bald die Augen ich schliess zu,  
Die Elendshuelle gleite von mir ab,  
Zu Ende sei das irdische Gericht,  
Das leidgeprueefte Herz find endlich Ruh,  
Der letzte Hohenstaufe sinkt ins Grab  
Und seine Seele schaut das ew'ge Licht.

Finis.